Brosamen.

Erinnerungen aus dem Leben eines Schulmannes

von

Friedrich Polack.

Erster Band

Jugendleben.


Friedr. Polack.
Ed. Rancillio 89.

Brosamen.

Erinnerungen aus dem Leben eines Schulmannes

von

Friedrich Polack.

Erster Band:

Jugendleben.

Vierte (Stereotyp-)Auflage.

Wittenberg.
Verlag von R. Herrosé.
1889.

Vorwort.

Geld und Gut vererbt sich leicht; lachende und weinende Erben strecken die Hand danach aus. Auch Erfahrungen lassen sich vererben, aber nur wenige Erben melden sich dazu.

Wie mag doch solches zugehen? Geld ist gemünzt, rollt rasch durch die Hand und läßt sich geschwind in Freude und Genuß umsetzen. Erfahrungen verlangen erst eine innere Erarbeitung, ehe sie zum Besitz werden. „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“ Die geistige Erbschaft tritt sich also schwerer an als die klingende.

Und doch beruht auf diesem Erbprozeß die Zukunft der Menschheit. Verschmähen wir dies Erbe, und will jeder wieder von vorn anfangen, dann werden wir über Adams Kultur nicht weit hinauskommen. Die menschliche Kultur ist ein historisches Produkt. Ihr stetiges Wachstum liegt in der treuen Verwertung des geistigen Erbes unserer Vorfahren. Treten Kinder das Erfahrungserbe ihrer Eltern recht an, dann sind sie reicher, als wenn sie das Geld mit Scheffeln teilten.

Den Werdeprozeß anderer zu verfolgen, das ist für Werdende noch immer das interessanteste und dankbarste Studium. „Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen, ein Werdender wird immer dankbar sein.“

Jeder hat Erinnerungen und Erfahrungen zu vererben. Ist es aber wohlgethan, seinen kleinen Erfahrungs-Nachlaß in ein Buch zu packen und von den Buchhändlern auf Straßen und Märkten feilbieten zu lassen? Ich weiß nicht! Man wird mit Ja und Nein antworten. Ich denke: „Wen das Herz drängt, der rede, und wer gern giebt, dem nimmt man auch eine kleine Gabe nicht übel.“ Bücher sind nun einmal heutzutage die gebräuchliche Vererbungsart für geistigen Besitz. Es ist doch hübsch, daß man Tausenden etwas geben kann, ohne durch die Teilung den Vorrat zu verringern.

Und hält man mir vor: „Deine paar Brocken sind ja gar nicht wert, daß Du eine Nachlaßregulierung anstellst und so viel Papier verschreibst!“ so antworte ich: „Es giebt auch bescheidene Erben, die mit einigen Brosamen zufrieden sind.“ Die meinen

sind noch dazu altbacken. Im Laufe von zehn Jahren habe ich die meisten in der Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung den Lesern aufgetischt. Jetzt schüttele ich sie aus deren Tafeltüchern mit einigen frischen in ein Körbchen zusammen und biete sie den freundlichen Abnehmern. Mögen sie gesegnet sein wie die fünf Gerstenbrote, an denen sich fünf Tausend satt aßen, und von denen noch zwölf Körbe voll Brocken übrig blieben!

Fr. Polack.

Der zweiten Auflage meiner „Brosamen“ habe ich nichts weiter als ein Wort des herzlichsten Dankes für die freundliche Aufnahme des schlichten Buches voranzuschicken. Wie viele herzliche Zuschriften habe ich erhalten, wie viele günstige Rezensionen gelesen! Wie oft fühlte ich mich tief beschämt über den allgemeinen Beifall, wie oft hoch erfreut über die Segenskeime, die das Buch in manches Herz gestreut zu haben schien!

Wäre mir's wirklich gelungen, manchem Lehrer, manchem Vater und mancher Mutter einen erneuten Antrieb zu rechtem Thun und Lieben im Erziehungswerke zu geben, so hätte meine Mühe den höchsten Lohn gefunden.

Möchte der zweite Band der Brosamen, der mein „Amtsleben“ enthält und gleichzeitig mit der zweiten Auflage des ersten Bandes erscheint, offene Thüren in allen Häusern finden, wo die Erziehung der Jugend noch zu den wichtigsten Pflichten gerechnet wird!

Fr. Polack.

Schon wieder ist eine neue Auflage der „Brosamen“ nötig geworden! Wie erklärt sich der allgemeine Beifall, den das Buch gefunden hat? Ein jeder findet sich selbst darin mit seinem Leben und Streben, seinen Leiden und Freuden, die Jugend mit ihren Hoffnungen, das Alter mit seinen Erinnerungen! Das Buch ist ein Dolmetscher des deutschen Lehrergemüts und Lehrerschicksals, das erklärt wohl das Geheimnis seines Erfolges.

Ein pädagogisches Nachschlage-Register soll den Gebrauch des Buches erleichtern, wenn dasselbe in allerlei pädagogischen Fragen um Auskunft angegangen wird.

Möge es weiter Freude spenden und Segen stiften!

Fr. Polack.

I.

Aus der Jugendzeit auf dem Dorfe.

Ewige Jugend.

Man hat von Brünnlein gefabelt,
Die ewige Jugend verleihen;
Wer tränke draus oder sich bade,
Der könne sich täglich erneuen.

Ich habe das Brünnlein gefunden:
Im Herzen, im Herzen quillt's drinnen.
Trotz grauen Haaren und Runzeln
Hält jung es den Menschen tief innen.

Erinnerung heißet das Brünnlein, —
Das labet und stärket aufs beste.
Da wehen die Lüfte des Frühlings
Und läuten die Glocken zum Feste.

1. Ein kühner Ritt und ein derber Denkzettel.

Im Winter 1839 hatten die Mäuse schlimm in der Scheune meines Vaters gehaust, die Garben schier huckauf getragen und Stroh wie Korn zerschroten. Das Ausdreschen der zerfetzten Garben hatten sie dadurch erschwert, das Einsacken der Körner aber erleichtert.

Mein Vater maß sich selbst die Schuld daran zu. Sonst hatte er immer beim Einscheuern der Ernte den Mäusen einen freiwilligen Zoll abgegeben. Er warf drei Garben der ersten Erntefuhre in den Pansen mit dem stillen Wunsche: „Da habt Ihr Euern Teil, nun seid zufrieden!“ Dann erst schichtete er die übrigen Garben regelrecht ineinander.

Diesen alten Brauch hatte er im letzten Sommer versäumt, und darum hatten sich wohl die Mäuse durch große Verwüstungen gerächt! Etwas Aberglauben steckt in jedem rechten Bauern.

Nun zog der Winter ab. Die Sonne hob sich höher und höher auf die Zehen und schielte wieder über das Dach des Nachbars, das ihr im Winter zu hoch gewesen war. Mit ihrem milden Scheine lockte sie alles Lebendige aus seinem winterlichen Versteck auf den lichten Frühlingsplan. Die Keime bohrten nach oben und schoben Erd' und Stein beiseite. Die Knospen schwollen und zersprengten ihre engen Leibröcke und Gürtel. Die Vögel gaben wieder ihre Konzerte im Freien. Buben und Mägdelein sprangen mit den Lämmern um die Wette.

Der Pflug zog wieder seine langen Furchen durch die Äcker, und vor ihm wieherte das Roß, und hinter ihm wanderte der Bauer. Wie wandelnde Sammelbüchsen folgten ihm die geschäftigen Bachstelzen und die munteren Stare und lasen alles Getier und Gewürm auf, das der Pflug zutage warf. Da hielten auch die Mäuse ihren Auszug aus der leeren Vorratskammer ins freie Feld, wo sich neue Speicher öffneten.

An ihrer Stelle bezogen nun die Buben der „Hamstergasse" die Scheuer, bohrten und wühlten in dem Stroh besser als Mäuse. Vor ihrem Stampfen und Schreien hat gewiß die letzte Maus die Flucht genommen.

Unter den Tritten der wilden Jungen krachten die Leitern, und zwischen ihren Händen tanzten die Strohbündel.

Hoch oben über der Tenne war von Stangen ein Gerüst für das Heu angebracht. Dahin kletterten die Rangen und stürzten sich kopfüber in den Pansen, der mit dicken Strohschichten ausgepolstert war.

Schon lange hatte das lustige Spiel getobt, und an Ermüdung dachte keiner, wie auch die Gesichter glühten, die Haare zu Berge standen und die Kleider mit Strohnadeln gestickt wurden. Wenn das junge Volk die Arme recken, die Beine strecken und die Lungen weiten kann, was fragt es dann nach der Zeit! Gestern und Morgen versinken, und nur das Heute hat recht. Das ist ein Freuen ohne Rückhalt. Und werden sie mal uneins, rennen und schreien sich an: die verletzte Ehre heilt immer rasch, und der Puff verschmerzt sich leicht.

Mitten im dicksten Haufen war ich, ein Bürschlein von vier Jahren, und die Streiche machte ich mit wie einer, ja besser!

Auf der langen Gerüstleiter kletterte ich bis fast unter den Dachfirst, setzte mich auf ein Strohbündel und wollte nun bergab reiten.

„Weg da!" schrie ich, „alleweil komm ich!" und machte mich bereit, auf dem strohernen Roß dreißig Fuß in die Tiefe zu reiten.

„Bleibst Du denn oben!" schrie mir ein älterer Bruder zu, „Du fällst Dich ja tot, so hoch herunter!"

„Weg!" beharrte ich und gab dem Strohpferde die Sporen. Der Schwarm unten stob schreiend auseinander, als der Strohreiter blitzschnell daher fuhr.

So ein Bürschlein hat wohl zwei Augen, die Salz und Butter, aber kaum ein Haus von einem Vogelbauer unterscheiden, geschweige eine Richtung abmessen können.

In den Pansen ragten fußlang die Köpfe der Balken eines eingebauten Schafstalles. Die älteren Bürschlein sprangen von oben geschickt im Bogen, um nicht an die Balkenköpfe zu stoßen.

Ich aber in meiner Einfalt auf dem Bündel überließ mich meiner Schwere, die mich senkrecht abwärts zog.

Ein Krach, ein Schrei! Das Bündel flog rechts in den Pansen, das Bürschlein links in die nackte, feste Scheunentenne.

Alles ist plötzlich still. Ich liege so ruhig wie mein Bündel. Die Buben staunen, holen tief Atem, klettern zu mir nieder, reden mir zu, ich solle doch aufstehen, heben meinen Kopf etwas, aber ich sage kein Wort, halte meine Augen geschlossen wie Fensterläden in einem unbewohnten Hause, und ein Bächlein Blut sucht sich eine Rinne durch die Tenne.

„Ach da, da! Blut!" sagen die Jungen erschreckt, und etliche machen sich aus dem Staube.

Ein dreister Nachbarssohn läuft endlich in die Stube. „Großvater!" sagt er zu meinem Großvater, — er hatte als mutiger Bursche und täglicher Hausfreund das Recht zu dieser Anrede erworben! — „Großvater, Fritzchen ist vom Gerüst gestürzt und liegt in der Scheune; 's Blut kommt, aber es thut ihm nicht weh; er sagt kein Mückschen!"

Großvater und Vater sitzen am Tisch und schneidern. Sie lassen alles liegen und rennen hinaus.

Ich liege noch da, wie ich gefallen bin. Das Blutbächlein quillt aus dem Kinn und fließt noch über die feste Scheunentenne. Die dicken Backen sind weiß wie Kalk.

Die Buben zerren an mir herum und reden mir ängstlich zu, ich solle doch aufstehen, das Blut mache ja meinen Kittel voll. Wenn's der Vater sehe, so gebe es Prügel genug. Für diesmal scheint Fritzchen aber nicht einmal die Prügel zu fürchten.

Der Großvater hebt mich auf. Wie eine welke Blume knicke ich halb hier, halb da hin. Er nimmt mich auf den Arm; da hänge ich schlaff darüber wie ein ausgezogener Rock.

„Der arme Junge hat sich tot gefallen!" ruft mein Vater. „Und Ihr, Ihr Großen, seid dabei —! Damit packt er meine Zwillingsbrüder — laßt ihn klettern und wehrt ihm nicht; aber wartet! —" Und beide bekommen eine kleine Anzahlung auf ihre Backen, daß sie in höherem Rot erglühen.

Just wie die Mäuse verschleichen sich die Buben in die Gärten und Häuser, und totenstill liegt die Scheune da.

Aber laute Klagen füllen die Stube. Leblos liege ich auf dem Schoße der Mutter, die vergeblich einen Blick aus meinen Augen sucht.

In die Stube drängt sich neugierig und teilnehmend die ganze Nachbarschaft, und jedes giebt gute Ratschläge.

Der Vater taucht einen Schwamm in warmen Birnessig und befeuchtet damit die Kinnwunde, die sich wie ein Nebenpförtchen zum Munde aufgethan hat.

Endlich geht ein schmerzliches Zucken über mein Gesicht; ein Stöhnen ringt sich aus der Brust; die Augen öffnen und schließen sich.

„Jetzt, jetzt! er kommt zu sich!" geht's durcheinander. Starr hängen die Augen der Mutter an den Augen ihres

Lieblings. Endlich gehen sie voll auf, und ich versuche, mich zu erheben.

„Gottlob!" seufzt die Mutter. „Er lebt noch!" Mit ihrer Hilfe richte ich mich auf und schaue mich verwundert um.

Nun wird ein ordentlicher Verband angelegt, und munter sehe ich auf den Schwarm der Gäste. Diese äußern noch allerlei Vermutungen, wie es hätte kommen können, empfehlen noch allerlei Mittel und ziehen dann in lebhafter Unterhaltung ab.

Der Großvater hat schon wieder sein Nähzeug genommen. Jetzt hebt er den Kopf und sieht nach mir; ich lache ihn fröhlich aus meinem weißen Gesichtswall von Watte und Leinen an. Er sagt kein Wort, steht auf, reckt den Arm nach dem Kantrück, einem Brettergesims über der Thür, und zieht wie einen Degen aus der Scheide ein Röhrchen aus einem Versteck ans Licht, schwank und fest, und reicht es meinem Vater. „Er hat nicht gehorcht und muß seinen Denkzettel kriegen!" sagt der Alte streng zu meinem Vater.

Der Vater sieht etwas unsicher bald nach der Mutter, bald nach dem Großvater, dann sagt er zu mir: „Komm her! Du mußt folgen lernen! Ich habe Dir das Klettern auf der Gerüstleiter verboten!"

Ich klammere mich angstvoll an die Mutter.

„Bist Du unsinnig?" sagt sie leise zu dem Vater, und dann zu dem Großvater, indem sie auf mein Kinn zeigt: „Ist das nicht Denkzettel genug?"

Großvater schüttelt mit dem Kopfe: „Darüber wird er ja von allen bedauert und ordentlich zu einem Helden gemacht! Für seinen Ungehorsam kochst Du ihm schöne Süppchen, streichelst ihm die Backen und nimmst ihn auf den Schoß! Das wird ihn bei der ersten besten Gelegenheit wieder unfolgsam machen!"

„Gieb ihn her!" sagt mein Vater, „lieber ein totes als

ein verzogenes Kind! Entweder lernt er pünktlich aufs Wort folgen, oder es ist sein Unglück!“

Schmerz und Unwillen im Gesichte, aber ohne Widerrede läßt mich die Mutter vom Schoße gleiten.

Dreimal pfeift das Röhrchen nieder; leise wimmere ich, dann nimmt mich die Mutter wieder auf.

„Nun sollen die Großen ihren Macherlohn kriegen!“ fährt mein Vater fort.

Aus einer dunklen Ecke des Schafstalles, wo sie am Boden kauern, werden sie herbeigezogen. Ihr Klaggeschrei läuft wie ein Vorreiter vor ihnen her, hilft aber wenig. Sechsmal auf jedem Rücken macht das Röhrchen seinen Rundgang, dann wird es wieder zur Ruhe in sein Versteck gewiesen.

„Freuen sollt Ihr Euch, aber auch gehorchen!“ schließt der Vater seine Exekution.

Sehr sittsam saß das Zwillingspaar nun in der Stubenecke, ich aber hinter dem Ofen in Großvaters altem Sorgenstuhle. Ganz glücklich und stolz machte mich's, wie alle so besorgt nach mir fragten und so behutsam mit mir umgingen. Das war ich nicht gewohnt.

Andern Tags klagte ich, wie unter der Milch Steinchen wären, die ich mit schlucken müsse, und die mich würgten. Die Mutter wollte mir das ausreden, aber ich ließ mich nicht irre machen.

„Jetzt hab' ich einen!“ rief ich dumpf und brachte aus dem Munde — einen Zahnsplitter, und dann noch einen und wieder einen.

Drei Backenzähne hatte der furchtbare Aufprall zerschmettert, und ein Glück war's, daß die Zunge nicht zwischen diese Hämmer geraten war, sie hätte sich sonst zu zweien verdoppelt. Der Kopf hat aber nicht bersten wollen; er muß wohl von gutem Stoffe sein, und die Wunde am Kinn ist auch bald wieder zugeheilt. Nur eine Narbe ist geblieben und hat später dem Manne oft das Bartscheren erschwert.

Das war meine erste Reise, ein kühner Ritt auf stroherнem Roß. Und das ist mein ältester Denkzettel, die erste Erinnerung, die ich mit voller Deutlichkeit bewahrt habe.

Wie viele Wahrnehmungen sind vorher und nachher in der Seele gekommen und gegangen wie Wandervögel, die sich zu kurzer Rast auf einem Feldbaume niederlassen und dann weiter ziehen! Die eine aber von den vielen blieb, hakte sich fest ein, baute sich gleichsam ein Nest und wurde ein Teil meiner Vorstellungswelt. Warum haftete gerade diese und wurde zu einer Erinnerung? Sie klopfte mit ungewöhnlicher sinnlicher Stärke an, sprang aus der Gewohnheitskette heraus, wurde durch die begleitenden Nebenumstände gehalten, durch sinnliche Merkzeichen (die Narbe) eingeprägt und oft im Gespräch wieder aufgefrischt.

Also in der Stärke des Eindrucks, in der klaren Unterscheidung von andern Wahrnehmungen und in der Wiederholung haben wir die Bürgschaft für die Sicherung der Vorstellungen.

Zu der Pädagogik des Großvaters schüttelt wohl mancher den Kopf. Ja, streng und herrisch war er, aber auch gerecht und konsequent; eher ließ er das Leben als seine Grundsätze. Das waren in der Erziehung nur wenige: Unbedingter Gehorsam, Wahrhaftigkeit und Fleiß. Er meinte: Einer muß Herr sein und befehlen, und die andern müssen gehorchen. Wo jeder macht, was er will, da geht alles den Krebsgang. — Mit Lügnern weiß man nie, wie man dran ist. Man tappt hin und her, kommt nicht zusammen und auch nicht vorwärts. — Zum Arbeiten sind wir in der Welt. Wer arbeitet, der macht keine Dummheiten und schlechten Streiche, der wird auch sparsam, kommt vorwärts und ist glücklich dabei.

In der Einfachheit seiner Grundsätze, die als heiliges Erbe auch die meines Vaters waren, und in ihrer unerbittlichen Durchführung lag ihre Stärke und ihr Erfolg.

2. Ein Vorbereitungskursus.

Vor mir waren meine Eltern mit einem Zwillingspärlein gesegnet gewesen. Ein lieber, aber zuweilen lästiger Segen! Die arme Mutter hat damals vergessen, was Schlaf und Nachtruhe sind. An jeder Brust hat so ein kleiner Milchegel gehangen, und wenn er losgelassen, hat er ihr zum Danke ein Liedlein in „eigener Melodie“ vorgesungen.

Und klein sind die Kerli gewesen, daß man sie schier in große Walnüsse hätte packen können. In der Wiege lagen sie mit den Füßen gegeneinander, stießen sich aber nimmer, ja noch ein drittes hätte man dazwischen schieben können. Ein Kürassier — wegen des Manövers lag damals Einquartierung im Dorfe — hat mit den winzigen Bürschlein gescherzt: „Schweiget und wachset! Des Königs Kürassiere müßt Ihr doch werden!“ Dabei hat ihm aber eine Thräne an der Wimper gezittert, und die Rührung hat den Schnurrbart hin und her gezuckt. Draußen hat er gesagt: „Wenn die Würmlein das Leben davon tragen, was soll's draus werden?“ — Aber die Bürschlein wuchsen, und ein frisches Leben regte sich in ihnen. Mit den roten Messerlein, die des Großvaters Güte vom Jahrmarkte besorgte, haben sie in einem Tage neunzehn Obstbäumlein durchgesäbelt. Manches abgeschnittene Reis ist sodann auf ihren grünen Manchesterhöslein vollends zerarbeitet worden.

Der Großvater hat sie unbändig lieb gehabt; das hat aber an dem Maße der Prügel nicht viel gekürzt. „Buben müssen Schläge haben, wenn sie Männer werden sollen!“ meinte er. „Wer in der Jugend nicht unter der Fuchtel gehalten wird, aus dem wird mein' Tage nichts.“

Er war ein gar Kluger, hielt viel auf die Schule und war der beste Freund von Pfarrer und Lehrer. Sonst nur ein Schneider, aber ein vermöglicher! Weder hatte die Nadel

seiner Hand die Kraft, noch das Stubenhocken seinem Willen die Festigkeit gelähmt. Ihm hat das Dorf zu gutem Teile seine Wohlhabenheit zu verdanken, weil er durch verständige Rede und thätiges Beispiel die Bauern bewog, das eben feilgebotene Rittergut zu kaufen und zu zerschlagen. Auf demselben Gute war sein Vater als Pächter zugrunde gegangen, er aber hinterließ sechzig Morgen davon seinen Kindern als schuldenfreies Erbteil. Im ganzen Dorfe war er hoch angesehen. Entweder fürchtete man die Lauge seiner Spottsucht, die mit den Jahren immer beißender wurde, oder suchte seinen Rat und seine schreibkundige Hand.

Ein so kluger Großvater wollte keine dummen Enkel haben. Also nahm er die Zwillinge, da sie kaum sechs Jahre alt waren und noch auf das Fußbänkchen kletterten, um nachzusehen, was für dumme Streiche auf dem Tische auszuüben wären, streng ans Buch und scheute weder Ehrentitel noch Püffe, um der Weisheit eine Heerstraße in den Kopf zu pflastern.

Kopfnüsse hat's gesetzt soviel wie Haselnüsse im Walde und nicht selten Musik dabei zum Herzzerbrechen. Heulen und Buchstabieren, Schimpfen und Zurechtweisen haben sich zu einem artigen Brei gemengt. Den Köpfen ist fühlbar geworden, wie es ein hart Stücklein sei, Trommelfell spielen müssen wider Willen. Wenn nun die Buben mit ihren Fingern, mit Schweiß, Thränen und Schmutz die Buchstaben schön streifig übertüncht hatten, ohne anderen Färberlohn als Kopfnüsse dafür einzuheimsen, und wenn das Stücklein beide Teile genugsam ermüdet hatte, da klappte der Alte das Buch zu und sagte: „Rüttel seid und bleibt Ihr!“ Mit diesem Segen entschlüpften sie aufatmend und die Nase mit dem Ärmel putzend seinen Fingern.

Das ging meist so Tag für Tag. Den Schulmeister erbarmte der Jammer. Er gab den Zwillingen Holztäfelchen mit aufgeklebten Bildchen und Buchstaben. Die schleppten sie nun aus der Schule ins Haus und vom Hause in die Schule.

Der Großvater hatte seine Not mit dem Aufkleben, denn täglich wurde das Papier losgeweicht; aber im Kopfe wollten die Buchstaben nicht kleben bleiben.

Die vielen Kopfnüsse mögen doch endlich das rechte Löchlein geöffnet haben, und der Anfang der Schulweisheit ist hinein geraten. Die Buben schnurrten die Buchstaben auf die Reihe hin, wie wenn Spinnräder sausen, und der Alte hatte seine Lust.

Zuweilen sah ich dem Ding von ferne zu, und bis auf die Kopfnüsse deuchte mir's kurzweilig, besonders das Losknuspern und Aufkleben der schwarzen Männchen. Aber dem Großvater blieb ich außer Schußweite, denn mit mir sonderlich verstand er keinen Spaß. Ich war und blieb ihm der Hasenfuß, weil ich immer hüpfend und pfeifend das Haus und die Straßen durchzog. Zudem hielt er mich für einen erschrecklich Dummen, da ich ihm nie Schnupftabak beim Krämer holen konnte, ohne dabei etwas anzustellen. Entweder verlor ich das Geld, oder ich blieb auf den Spielplätzen hängen, oder die Neugier hieß mich die Dose öffnen. Das geschah oft mit einem Ruck, der den Schnupftabak in den Staub verschüttete. In der Angst raffte ich nun Staub und Tabak eilig in die Dose und klappte sie zu. Aber über keine Missethat ist ein haltbarer Deckel zu klappen; sie entsteigt immer wieder ihrem Grabe: Wenn dem Großvater die grauliche Mischung unbesehen in die Nase kam, erntete ich einen schönen Dank in klappender Münze.

Obwohl nicht viel über vier Jahre alt, war ich körperlich ebenso weit entwickelt wie die sechsjährigen Brüder. Da fügt's mein böses Glück eines Tages, da die Brüder an einem Buchstaben wie Rotkehlchen im Sprenkel zappeln, weil der Großvater bunt durcheinander fragt, daß ich vorlaut ausrufe: „Ich weiß, ich weiß!"

„So?" sagt mein Großvater, zieht mich mit einem derben Griffe herbei, und ich gebe richtigen Bescheid über das

schwarze Männlein. „Wart'," sagt er darauf, „Du sollst mir auch mit dran. Zwei oder drei, das ist ein Thun, und ich habe die Mühe nur einmal!"

Seitdem zerrte ich als ungelehrig Rößlein an dem bösen Pfluge, der die Unwissenheit umackert. Für die Zwillinge war es gut, denn des Großvaters Hand lief fortan am geschwindesten auf meinen Kopf, und oft!

O wie wünschte ich mich heraus aus dieser Weisheitsfabrik, in die mich der Vorwitz gestürzt hatte! Aber eisern umklammerten mich Großvaters Finger, und bannend bohrten sich seine grauen, stechenden Augen in mich hinein. Meine Furcht wuchs so sehr, daß ich trotz seines schwitzenden Eifers gar nichts lernte und nur die Fortschritte der Zwillinge störte.

Da ließ er mich endlich aus seinen Klammern mit dem Spruch: „Aus dem wird mein Lebtag nichts!"

Das grämte mich nicht sehr, wohl aber die Mutter, die aus meinem handlichen, behenden Wesen auf ein Wundertier schloß.

Merke: 1. Das war ein vorbereitender Lesekursus alten Stils! 2. Der Großvater hat es gut gemeint; in dem Stück könnten manche Eltern von ihm lernen. 3. Seiner Lesemethode wäre ein Plätzlein zu gönnen, wo er nun selber seit Jahren ruht; aber nicht alle gönnen's ihr. 4. Der Eifer lehrt, die Liebe bekehrt. 5. Das Studium der kindlichen Eigenart ist die schwerste Wissenschaft des Lehrers. Ohne Seelenkunde keine Erziehung!

3. Der erste Schulgang.

Ich war reif zur Schule. Schneckenlangsam rückte der große, langersehnte Tag des ersten Schulganges heran. Endlich war er da.

Die Mutter hatte mich sauber gemacht von oben bis unten und strich mir noch einmal das lockige Haar zurecht.

Sie weinte fast vor Unmut, daß sie mich nicht selbst dem Lehrer zuführen konnte, sondern dies dem Vater überlassen mußte. Aber ein lahmer Fuß verbot es ihr. Ihre Ermahnungen nahmen kein Ende, weil sie fürchtete, daß ohne ihre Vermittlung ich nichts als Thorheiten beginnen würde. Noch über die Schwelle schallte mir nach: „Sitz' fein still und horch' zu!" Ich war mit den Gedanken längst draußen und zerrte und hüpfte wie am Strick ein Hündlein, das seinen Herrn gewechselt hat. Der Vater aber machte sich noch zu schaffen und schob etwas in die Rocktasche.

„Vater," rief ich, „sind die Zuckerschachteln aber auch reif?"

„Ja, ganz gewiß, Du Butzemann!" war die Antwort. „Heute fallen sie ab. Wer still sitzt, kriegt eine wie eine Metze!"

Ich lachte und meinte: „Giebt's keine wie einen Scheffel? Sonst möchte ich die!"

„Gar!" sagte der Vater, „die rissen ja den Baum um. Wie Metzen sind die größten."

Fort ging's an des Vaters Hand. Wie vielmal er mich zur Ruhe verwiesen und wie ein Füllen am Zügel gehemmt, ich weiß es nicht mehr. Hoffen und Bangen klopften in dem kleinen Herzen, aber das Läuten der gehofften Zuckerschachtel übertäubte alles Zagen und Fürchten. Das kleine Kind hat immer nur einen Gedanken und einen Trieb.

Es war ein wunderbar stiller, sonniger Tag in der Osterwoche, und die Stachelbeerbüsche entfalteten allbereits ihre Blüten. Der Weg führte durch Gärten, wo an den Zäunen gebessert und vom Boden Laub u. dgl. weggekehrt wurde. Der Vater wechselte einige Worte mit den Arbeitern, aber sie wiesen ihn zur Eile, weil ich sonst zu unterst käme; denn wie die Bürschlein eintraten, in derselben Folge nahmen sie ihre Plätze ein. Der Vater sputete sich auch; mir aber schien deswegen Eile nicht dringlich, höchstens wegen der Schachteln! Denn das ist doch keine kleine Sache, zur Teilung

von einem Dutzend Rosinenschachteln mitberufen zu sein! Nach dem Rosinenbaume ist noch viel Forschens gewesen auf dem Wege. Zuweilen habe ich auch nach der neuen Tafel geschaut und das Schnupftuch darauf zurecht geschoben.

Sonderbar ist mir's doch geworden, als ich in die Schulstube gekommen bin, und hundert Kinderaugen haben sich neugierig in meine zwei einzigen gebohrt.

Der Schulmeister war da, gab mir eine Hand und fragte auch etwas, das ich aber nicht verstand und unbeantwortet ließ. Der Vater meinte dazu: „Ich sei zwar ein sehr Dummer im Buche, — der Großvater mußte das wissen! — sonst aber sei ich nicht auf den Kopf gefallen und mache mehr als zu viel ausbündige Streiche. Er werde etwas zu thun kriegen; den Stock dürfe er nicht zu fern halten; ungewohnt seien Schläge mir nicht!"

Ich fand des Vaters Worte in Ordnung, denn sie trafen nicht weit von der Wahrheit.

Der Schulmeister war ein mächtiger Mann, schier wie ein Riese, der die niedrige Stubendecke auf seinem Kopfe tragen mußte. Er hatte als schwerer Panzerreiter, und zwar als Trompeter, die Befreiungskriege mitgemacht und erzählte davon mit Vorliebe, besonders in der Religionsstunde.

Jetzt rückte er die Brille zurecht und beschaute mich auf des Vaters Rede hin, als wollte er mich abschätzen wie der Metzger ein Kälblein. Er zog die Stirnfalten hoch und sagte langsam und wichtig, gegen meinen Vater gewandt: „In dem Jungen steckt etwas!"

Wiewohl ein anderer eine so gewichtige Weissagung dreist auch hätte wagen dürfen, so hat es mein Vater dem Schulmeister doch lange nachgerühmt und ihm etwas von einem Propheten zugetraut.

Ich wurde als der Letzte zu unterst gesetzt. Das war mir höchlich einerlei, und mein erstes Geschäft war, daß ich um

2*

ein Uhr gleich mein Vesperbrot verspeiste. So war ich doch den ungeduldigen Mahner los.

Unbekümmert gab ich später dem Lehrer Rede und Antwort. Trotz seiner riesigen Gestalt kannte ich ihn wohl und fürchtete ihn nicht. War ich nicht am Schlachtefeste, da er bei uns gewesen war und Solo mitgespielt hatte, hinter seinem Stuhle gestanden, und er hatte mich in die Backen gekniffen?

Aber Schrecken und Entsetzen fuhren mir doch eiskalt in das weiche, warme Herz hinein, als er einen Buben, der beharrlich schwieg und ohne Unterbrechung weiter speiste, anblökte, daß sogar ein Zittern über die Fenster kam.

„Der Bub' sollte reden und von seinem Eigensinn lassen!" Da hinein versteifte sich der Schulmeister und geriet in unbändige Wut, als alles fehlschlug und das Kerlchen weinend und aus Mund, Nase und Augen Ströme sendend, in eilfertiger Flucht die Thür und das Freie gewinnen wollte. Da hat er ihn jämmerlich geschlagen. Uns ist die freudige Lust auf vier Wochen, dem Geschlagenen auf vier Jahre vergangen.

Närrische Freundlichkeit und läppische Kindereien sollen die Schule nicht eröffnen, aber ebenso wenig finstere Strenge, Schelten, Schreien und Schlagen. Wie kann man selbst bei erregbarem Blute in unsinnige Wut über kindliche Einfalt und Schüchternheit geraten! Wer sich nicht beherrschen lernen, nicht seine Geduld bis zu unbegrenzter Weite ausdehnen, nicht verständnisvoll in kindliches Empfinden und Denken niedertauchen kann, der wähle keine Schule zu seiner Werkstätte. Nicht Lust, sondern Last wird er darin finden.

Man hört von Lehrern ohne inneren Beruf zuweilen den Wunsch, lieber eine Herde Schweine zu hüten. Sie brechen sich selber den Stab und zeigen, wozu sie sich geeignet hätten. Eine Säuherde hütet sich freilich leichter, und ein solches Hüten ist ein lustig Ding in seiner Unthätigkeit.

Was ist zarter und wichtiger als eine Menschenseele?

Was ist schwerer und verantwortlicher als das Erziehungswerk? Täppische Hände und läppische Sinne eignen sich nimmer dazu. In der hohen Würde und Bedeutung des Lehramtes liegt sein höchster Lohn. Wer von dieser Würde und Bedeutung nicht erfüllt ist, der bringt sich selber um den besten Gehaltsteil.

Meine Angst minderte sich ein wenig, als die Zuckerschachteln wie ein Turm herbeigetragen wurden, und nun die Verteilung begann. Die Augen der Kleinen funkelten, und begierig oder verschämt streckten sich die Händchen nach der Gabe aus. Die Größeren schauten lächelnd zu und schienen wer weiß wie weit erhaben über diese kleinliche Begehrlichkeit und den kindlichen Glauben an den Zuckerbaum. Der Schulmeister that jetzt gar herzig und erzählte Wunderdinge von seinem Rosinenbaum im Keller, so daß ich ganz lüstern wurde, ihn zu schauen, und treuherzig bat: „Weise mir'n doch mal!“ Er lächelte, kramte in der Tasche und meinte endlich, er wisse nicht mehr, wo der Schlüssel sei. Das kam mir kurios vor, daß man zu einem so wichtigen Baume den Schlüssel verlöre, aber ich gab mich drein.

Der Geschlagene wurde jetzt gehätschelt, damit er nicht über die Gasse heulen sollte, aber er wies alles von sich, selbst die Schachtel, und schrie nur immer: „Ich will heim, heim! Laß mich 'naus!“ und riß dabei dem Lehrer unsanft an den Rockschößen herum.

Er war der erste, der in wilden Sprüngen aus der offenen Thür setzte. Wochenlang hat er täglich wie ein Hündlein eingefangen und in die Schule geschleppt werden müssen, und dann gab's immer Ohrenschmaus.

Ich lief auch eilfertig und kam vergnügt daheim an, denn meine Rosinenschachtel war der größten eine. Jedem im Hause teilte ich davon eine kleine Portion zu, mir behielt ich natürlich den Löwenanteil. Hätte mir die Mutter nicht gewehrt uud eine strenge Verteilung der Süßigkeiten auf

mehrere Tage angeordnet, so hätte ich wohl meinen ersten Schulgang mit einer Heldenthat gekrönt, nämlich die Schachtel in einem Zuge bis auf den Boden geleert.

Wie oft wird das Gutmeinen mit Kindern zur Schwäche, die Nachgiebigkeit zur Unklugheit!

Außer dem einen süßen Gedanken habe ich schwerlich noch einen andern bei meinem ersten Schulgange gehabt, später desto mehr. Nie hat sich schwerer die Wucht der Lehrerverantwortlichkeit auf meine Seele gelegt, als wenn aufs neue so ein jung, harmlos Völklein die geleerten Schulbänke bevölkerte. Der Mut wollte mir sinken gegenüber der Größe der Aufgabe. Es ist ein göttliches Geschäft, aus dem Nichts etwas zu schaffen, die Leere mit Gütern zu füllen. Aber wie selten heißt's von des Erziehers — leider hienieden nie vollendetem — Werke wie von der vollendeten Weltenschöpfung: Siehe, es war alles sehr gut!

Welch' schmerzlicher Gegensatz zwischen dem Meere voll Einfalt, das in ruhiger Herrlichkeit in den meisten Kinderherzen wogt, und den wilden Wogen der Leidenschaften, die von Jahr zu Jahr lauter und wilder brausen und wüten, rollen und zerschellen in demselben Herzen!

Das ist das Glück und Unglück des Wachstums, daß alles wächst, neben dem Weizen meist noch rascher und lustiger das Unkraut, daß alle Keime aufgehen und sich den Acker des Herzens streitig machen!

Da soll nun der Lehrer als Schutzengel daneben stehen mit offenen Augen, warmem Herzen und ausgereckten Händen und soll die bösen Saatkörner, die der Wind, lose Vögel oder die Sturmflut daher tragen, sorglich abwehren oder sie im Keimen zertreten und soll vor allem Segenskeime des Guten pflanzen und ihr Wachstum fördern. Nicht besser bekämpft sich das Böse als durch Stärkung des Guten. Abschneiden des Bösen ist noch kein unbedingter Gewinn für das Gute. Wachsen und fröhlich gedeihen kann aber das

Gute nur im Sonnenschein der Liebe. Ist die Liebe des Gesetzes Erfüllung, so ist sie auch bei dem Lehrer die beste Berufserfüllung. Die Liebe aber ist langmütig und freundlich mit den Unmündigen und trägt nicht eine ewig wedelnde Hetzpeitsche in der Hand.

Ein fortquellender Brunnen der Stärkung des Guten im Menschen ist eine reine und schöne Erinnerung aus der Jugendzeit. Vergälle sie nicht; mache sie rein, reich und schön, und Du hast den Grund zu einem reinen, reichen und schönen Leben mit legen helfen!

4. Die ersten Schulthaten.

In der Schule ging's kurios mit mir. Weil ich hinter des Schulmeisters Stuhle gestanden und gesehen, daß er keine Menschen, sondern wie andere Leute Brot und Fleisch, Butter und Käse verschmaust hatte, so gewann ich ein Herz gegen ihn, diente ihm tapfer mit Antworten und fand auch Mut zu allerlei einfältigen Fragen, die oft ein lautes Gelächter erregten.

Ob alledem rühmte mich der Lehrer und streichelte mit seiner kalten Hand meine heißen Backen, was ich nicht ungern erlitt. Eins wollte mir nicht gefallen, so lieb mir die engen Schulwände zu werden begannen. Weinerlich klagte ich's daheim, wie ich erst der nächste an der Thür gewesen, rasch und kommod ohne Drängen hinaus gelangt sei, und wie er mich jetzt mitten dazwischen gezwängt habe, daß ich nun ewig warten müsse, ehe ich mich durch den Haufen hinausbohren könne. Erst lobe er mich und setze mich doch dann hinunter. Wolle er's so machen, könne er auch die Butter wieder hergeben und das Geld, so ich ihm zugetragen.

Dem Vater kam das spaßig vor. „Wo Du saßest bei der Thür," bedeutete er mich, „da ging's nicht weiter abwärts,

das war zu unterst. Bist Du nun nicht vor die Thür gekommen, so wirst Du, dummer Junge, 'naufgerückt sein!"

Das stillte meine Klagen nur halb. Ja, als die Brüder bestätigten, der Schulmeister habe mich gelobt und fast eine Bank hinaufgethan, beharrte ich dabei, der alte Schulmeister hätte mich hinunter gethan, denn einen besseren Platz als meinen ersten gäb's nimmer.

Vom Überschuß meiner Einfalt und Anspruchslosigkeit im Ehrenpunkte hätte ich manchem Ehrgeizigen etwas abgeben können, damit weniger einer dem andern sich ins Licht drängte und seltener der unselige Rangstreit die Gemüter entzweite. Denn solches geschieht bis heute vom Säuhirten mit der Geißel bis hinauf zu Königen und Kaisern mit Krone und Zepter, und anderes als Pein und Bitterkeit kommt selten dabei heraus. Möchte auch die Schule sich weislich hüten, den Ehrgeiz krankhaft aufzustacheln! Die Gefahr liegt nahe. —

Was geschah am nächsten Tage? Mein unterer Nachbar flüsterte mir ins Ohr, ich wäre ein Narr, wenn ich mich so weit ab der Thür setze. Unten sei's kommoder und lustiger. Mir zu lieb mache er sich wenig draus, wenn er einen Platz weiter von der Thür sitze; er sei lang und stark und wolle sich schon bald hinausbeißen. Von Ordnung war nämlich beim Hinausgehen keine Rede. In eine Wolke von Staub gehüllt, wälzte sich der Kinderknäuel nach der schmalen Thür. Fußtritte und Püffe, Wunden und Beulen waren in dem Gemenge billig zu bekommen. Der Lehrer konnte dem wüsten Durcheinander nicht steuern, denn er war längst drüben in der Stube, der letzte beim Kommen und der erste beim Gehen, leider!

Die Güte meines unteren Nachbars rührte mich, und dankbar rückte ich unter ihn. Die anderen redeten mir auch gut ein, wie es unten viel hübscher sei, und so trug ich mich willig mit meinem Hab und Gut wieder an mein altes, liebes Örtlein.

Der Schullehrer sah mich zwar grimmig an, redete finster von „kein Ehrgefühl haben", ja, seine Hand machte in Zangenform einen verdächtigen Streifzug in die Nachbarschaft meines Ohres, zog sich indessen ohne Beute wieder zurück. Ich blieb innerlich dabei, daß jedenfalls ein Fuß näher an der Thür einen Centner Ehrgefühl aufwöge.

Als mich der Lehrer nach einigem Besinnen wieder an die jüngst eroberte Stelle gehen hieß, da hab' ich jämmerlich geweint und der Mutter mein Leid geklagt, auch dem Schulmeister bei ihr ein übel Lob gesagt.

Das Hinaufrücken ging weiter fort, und als ich auf die nächste Bank wieder zu unterst kam, da war ich glücklich wie Salomo.

Dem Großvater wollte es nicht zu Kopfe, daß ich in der Schule ein Braver sei. Es ist ja so schwer, von einer vorgefaßten Meinung, und hätte man sie sich auf die wunderlichste Weise eingeredet, abzuspringen. Das Alter besonders steht zäh auf seinen Vorurteilen. Und mein ganzes Verhalten gegen den gefürchteten Großvater wird ihn nicht milder gestimmt haben. Es ist immer so bei verrenkten Stellungen.

Meinem Vater klang noch des Schulmeisters Weissagung lieblich in den Ohren, drum hielt er meine Wunderthaten für glaubhaft. Wiewohl Lesen und Schreiben bei ihm nicht mehr stark in der Übung waren, so nahm er mich doch zwischen die Kniee und hielt mir die Fibel vor. Dies beschmierte Büchlein, der Brüder zerfetzter Studienwegweiser, war mir das liebste Lustwäldchen geworden. Hinter dem Ofen ungesehen spazierte ich darin umher mit innerer Lust und suchte alle Buchstaben auf, deren Laut und Bild mir aus der Schule noch gegenwärtig war. Eigentlich wurde ich zu solchen Künsten noch gar nicht verlangt, sondern das trieben weit ältere Schüler. Die Arbeit von uns Schulrekruten sollte im Nichtsthun, der schwersten für ein Kind, bestehen. Stillsitzen war ja der allerorts verkündete unsinnige Grundsatz für die Arbeit

des ersten Schuljahres. Ich konnte aber nicht still und teilnahmlos sitzen, sondern mengte mich mit Aufmerksamkeit und Wort in das, was mit älteren Schülern getrieben wurde.

Da getrennte Abteilungen kaum bestanden, sondern alles bunt durcheinander auf der Lernleiter umherkletterte oder stillhockte, so wurde mir's nicht schwer, auch auf eine Sprosse zu kommen, auf der ich beachtet wurde. Meist bekümmerte sich der Lehrer nur um die Schüler, die Lernlust und Lerngeschick zeigten. Zehn- bis zwölfjährige saßen noch in dem Gewimmel der Kinder, die nicht lesen konnten, und die höchstens von Zeit zu Zeit als methodische Anleitung eine Tracht Prügel nach Hause trugen.

Wie ich das Lesen gelernt habe, weiß ich nicht mehr. Der Ofen allein könnte Zeugnis geben, aber der schweigt, und sonst niemand hat meine Fortschritte verfolgt, der Lehrer selbst nicht, denn meistens mußte das Lehrpensum der Kleinen vor Monitoren oder Helfern abgehaspelt werden. Meine Erinnerung verläßt mich hier gänzlich, so gern ich gerade hier den Fäden nachspüren möchte, an denen als Schlußerwerbnis das Lesen hängt.

Jetzt sollte ich nun dem Vater vorlesen, und es schoß daher, als ob der Müller sein Stellbrett aufgezogen hätte, so daß er mir kaum folgen konnte.

„Ja, grad aus" — sagte er — „das ist leicht; aber nun durcheinander!"

Das galt mir gleich. Wie ein Sternkundiger unter seinen himmlischen Sternen, so spazierte ich unter meinen bekannten Buchstaben und Wörtern umher, so daß dem Vater schier der Atem verging.

„Das ist ja ein Prachtjunge!" rief er laut und verkündete es dem Großvater, der sich vergeblich bemühte, eine Nadel einzufädeln, bis er sie endlich im Ärger zu Boden warf.

„Der! —" sagte der Großvater verächtlich. „Du wirst's selbst nicht können!" —

Der Mutter aber blinkte es in den Augen wie Tautropfen am Lenzmorgen, und sie küßte mich brünstig. Den Beifall verstand ich besser als des Großvaters verächtliches Urteil. Dem Großvater verzeiht der Enkel gern den Eigensinn seiner vorgefaßten Meinung; es hat sich zudem um nichts Großes gehandelt. Auf dem Bilde des braven Mannes ist diese kleine Schwachheit freilich ein leichter Schatten in meiner Erinnerung; denn leider fühlte das Kind nur die Kränkung, faßte aber nicht die Vorzüge des alten Mannes. Und so mußte sich sein Bild etwas verschieben.

In wichtigen Dingen giebt es kaum etwas Widerlicheres als hartnäckiges Festhalten an Meinungen, die durchlöchert wie verbrauchte Schießscheiben sind. Es ist mindestens ebenso große Weisheit, zur rechten Zeit seine Gedanken an fremden zu wägen, zu berichtigen, zu vervollkommnen und zu kräftigen, als neue und überraschende Ideen auszusinnen.

„Verständigung!“ ist das große Gebot der Klugheit und Menschenliebe. Die Geister aller Menschen bilden eine Familie, worin sich die Glieder gegenseitig ergänzen. Absonderung ist der Tod des Einzelnen. Wer geistig nur aus sich selber leben will, der scheint mir ein sieches Brünnlein, aus dem sich kaum ein durstiger Spatz erkräftigen kann, das sich nichtsdesto weniger einbildet, das Meer zu sein und Segensfluten über die ganze Welt zu leiten.

Das Ganze ist mein, und ich habe das Recht und die Pflicht, es zu suchen und zu brauchen. Aber ich mit meiner Kraft gehöre dem Ganzen, und dies hat auch ein Recht, mich zu brauchen. Nur im Zusammenhange ist Leben, Seele und Glück. Bei geistigen Gütern soll Gemeinschaft herrschen, kein Vorrecht des Genusses und der Rechthaberei. Wer sich blind und bitter gegen die Wahrheit, gegen das Gesamtergebnis des geistigen Strebens verschließt, seine oft thörichte und überlebte Meinung für gleichbedeutend mit der göttlichen Offenbarung hält, der ist ein Thor und Unglücklicher, der

sich in seinen Verhältnissen herumzausen und würgen wird wie der Widder hinter Abrahams Rücken in den Hecken.

5. Kinderfreude und Elternleid.

An einem Juni=Nachmittage saß der Großvater einsam am Nähtische. Vater und Mutter hantierten auf dem Felde und hatten uns mitgenommen, damit wir beim Möhrenjäten helfen sollten.

Vor der Thür ließ sich Schelten und Kindergeschrei hören. „Wer ist da?“ rief der Alte und hob den Kopf. Im Nu war die Brille auf die Stirn geschoben, und darunter hervor blitzten die Augen wie Degenklingen.

Durch die Thür wurde ein weinendes Kind geschoben und eine scheltende Frau folgte. „Kannst Luisen ein Weilchen behalten, Vater, sie quirlt mir immer im Wege herum!“ sagte die Frau mit kreischender, weinerlicher Stimme.

Es muß wahr sein, daß der Charakter nach und nach dem Gesichte seinen Prägstempel aufdrückt, und daß von ihm dauernde Schönheit oder Häßlichkeit abhängt. Seelenpflege ist darum zugleich Schönheitspflege und das beste Verschönerungsmittel.

Sah dieses Weibes Mund nicht aus, als ob er mitten im besten Schmollen erkaltet und vereist sei? Alle Züge des Gesichts hatten sich nach und nach in die Gußform des Schmollens und Grämelns drücken lassen und waren darin erstarrt.

Die Frau war meines Vaters jüngste Schwester und zählte kaum 26 Jahre. Sie war nicht böse von Herzen, aber wie eine ewige Regenwolke lag die Weinerlichkeit auf ihrem Gesichte und saß die Unzufriedenheit in ihrem Herzen. Großvater ließ das strenge Auge von der wenig liebenswürdigen Tochter auf das liebliche Enkelkind gleiten, und ein milder Schimmer flog über das runzelige Gesicht

wie ein Sonnenblick über eine verödete Herbstlandschaft. Der Anblick eines schönen Kindes versöhnt; ist er doch Harmonie und Unschuld!

„Komm' her, Luise, komm!" winkte der Alte. Das Mädchen riß sich von der Mutterhand los und schmiegte sein Köpfchen zwischen Großvaters Kniee. „Guter Großvater!" flüsterte es innig und hob leise das Köpfchen. Da fuhr der Tauwind der Liebe lösend durch die Seele des Alten und Sonnenschein durch das verwitterte Gesicht. Wenn irgend etwas das Eis von Großelternherzen schmelzen und Feuer hinein gießen kann, so ist es die Liebe und Zärtlichkeit der Enkelkinder.

„Willst Du bei mir bleiben und gut sein?" forschte der Alte. „Bei Großvater, ja, gut sein!" gelobte das Kind.

„Wenn Du aber heulst," drohte die Mutter, „so sorge nicht für Schläge!" Mit angstvollen Blicken sah das Kind der Mutter nach.

„Großvater, schlägst Du mich auch?" fragte es. „Nein!" war die Antwort, „aber gehorchen mußt Du und gut sein! — Da hast Du bunte Läppchen; spiel nun!"

So geschah es. Über eine Stunde that das dreijährige Mägdlein gut; dann riß der Faden. Kinder ermüden ja leicht, besonders wenn sie allein sind, und nur der Wechsel hält sie frisch und froh.

Sie klinkte und klappte am Thürschloß, aber die Thür ging nicht auf, und der Großvater hörte nicht. Er war just bei den Knopflöchern einer Weste, und darum hörte er nicht, was um ihn vorging. „In den Knopflöchern säße der Ruhm eines Schneiders, und selbst für seine alten Tage solle ihm niemand ein mißratenes aufweisen!" behauptete er.

Endlich weinte das Kind. „Was giebt's? Wohin soll's schon wieder gehen?" fuhr sie der Großvater an.

„Heim! — bei Muttern!" schluchzte sie.

„Wie Quecksilber!" murrte der Alte. Dann öffnete er

das Fenster und rief der Tochter, die an der Waschwanne unter der Thorfahrt stand, über die Straße zu: „Luise hat's satt und will fort; hol sie!“

Die Frau trocknete ihre Hände, schalt und wetterte, kam aber. „Mit Euch Bälgen ist man geplagt vom Morgen bis in die sinkende Nacht hinein!“ und patsch — patsch! hatte die Kleine ein paar weg.

„Du bist und bleibst unverständig; wann wirst Du denn nur anders!“ zürnte der Alte. „Willst Du schlagen, so hab' einen Grund, sonst wirst Du die Kinder tückisch prügeln. Du bist so ein Kind gar nicht wert!“

Die Frau schleppte das Kind mit sich fort und knurrte auf dem Wege noch allerlei über wunderliche alte Leute und über die Kinderplage.

Das Kind spielte nun neben der Waschwanne; doch nicht lange! Unbemerkt spielte sich's auf die Straße, von der Straße an den Gartenzaun, durch den Zaun in den Garten, in dem allerlei Blumen lockten. Zu einem Teppich gewachsen standen sie da, und Augen wie Hände hatten freie Wahl.

Suchende Begier weiß stets ein Pförtchen in den Lusthain, auf diesmal eine Zaunlücke, zu finden.

Der Garten gehörte dem Großvater und war die Perle seines Besitztums, ein Teil des früheren Schloßparks.

Unter jungen, schattigen Obstbäumen sproßten Gräser und Blumen im Wetteifer. „Ich bin kürzer, du bist langer! Also streiten auf dem Anger Blumen mit dem Klee.“

In den dichten Zäunen erklangen helle Lieder aus Vogelkehlen; auf den Blüten summte und in dem Rasenteppich webte und lebte es.

In einer Erdmulde des Gartens, von Blumen und Gras fast überwuchert, quoll, sang und klang es aus der Tiefe wie unterirdische Musik. Eine Quelle sprudelte hervor und bildete einen klaren Brunnen. Der flimmernde

Wasserspiegel blitzte durch die überhängende Gras- und Blumenfülle. Wie ein Silberfaden schlängelte sich das abfließende Wasser durch das Gras und verschwand hinter dem Zaune, um einem nahen Teiche zuzueilen.

Neben dem Brunnen tanzten und leckten die Sonnenstrahlen auf großen Stücken Leinwand, die zum Bleichen aufgebreitet und öfters mittelst der Gießkanne besprengt wurden. Das Mägdlein arbeitete sich durch das hohe Gras und purzelte mehrmals auf den weichen Rasenpelz.

Einen dicken Blumenstrauß umspannte schon die kleine Hand; aber immer schönere tauchten zwischen dem Grase auf. Da wurden die unscheinbaren ausgemerzt und bessere dem Strauße einverleibt.

O, aber dort! die allerschönsten stehen doch am Brunnen! — Hin! Wollüstig mäht die kleine Hand unter dem Heere der Sternblumen, Lichtnelken, Himmelsschlüßlein und Vergißmeinnicht. Das Händchen meistert bald nicht mehr den Reichtum, und überglücklich setzt sich das Kind an den Rand des Brunnens, ordnet seine Blumen und bückt sich ab und zu nach einer vergessenen.

Die Brunenfee singt und lockt so zauberisch, so bestrickend, so einschläfernd. Leib und Seele möchten vor unendlichem Wohlbehagen zerfließen in die milden Lüfte. —

Weit hinter dem Garten steigt eine öde Anhöhe auf, über die eben der Schäfer seine Herde treibt. Wie die Schafe so emsig rupfen, da schmeckt ihm sein eigen Vesperbrod auch gar gut. Wie die Lämmer in drolligen Männlein und Purzelbäumen ihren Mutwillen treiben, da wird ihm selbst lustig im Gemüt. Und Zeit hat ein Schäfer mehr als andere, Blick und Gedanken tiefer in ein jeglich Ding zu versenken, wie es weiland der königliche Sänger David verstand und übte.

Auch unser Schäfer auf der Höhe sann über dies und das und betrachtete eins und das andere. Und als seine Blicke über die Gärten unter ihm schweiften, da blieben sie

auf dem zappelnden Mädchen im Grase haften. Zu denken gab's dabei nicht viel.

Nach einer Weile fiel der Blick abermals auf das Mädchen, neben dem das Sonnenbild vom Wasserspiegel abblitzte und dem Schäfer die gefährliche Nachbarschaft des Brunnens verriet.

Jetzt dachte er etwas. „Könnte das Ding nicht einen Fehltritt thun und hineingleiten?"

Nach einer Viertelstunde saß das Kind noch neben dem Wasserspiegel, und der Schäfer dachte bald nichts mehr. Gewohnheit verhüllt die Gefahr und bricht ihr die Spitze ab.

Nach einiger Zeit war das Kind fort, und nur das Wasser und die weiße Leinwand schimmerten durch das grüne Gras. „Es wird fortgegangen sein!" denkt der Schäfer. Aber sonderbar! Der Bannspruch will die Unruhe nicht stillen. Der Gedanke an das Kind wühlt und gräbt in ihm. Die Augen wandern immer wieder nach dem Garten, und zweimal heben sich die Füße, um nachzufolgen.

Aber — „Narr!" denkt er, „was willst Du Dich in fremde Gärten wagen? Hast zu gewärtigen, daß man Dich für einen Leinwanddieb verschreit! Was Dich nicht brennt, das blase nicht!"

Und es brannte ihn doch! Mit sich kämpfend und zwischen zwei Entschlüssen schwankend, kam er zu keinem. —

Indes streicht mit unruhiger Hast eine Frau durch die Straßen, ruft beim Vater nach Luischen, — nicht da! — im Nachbarhause, — nicht da! — in der Hamstergasse, dem Sammel- und Tummelplatz der Kinder, — nicht da!

Da durchzuckt sie wie der Blitzstrahl eine Ahnung, unter der sie erschauert. Plötzlich haben die Füße eine Richtung und flügelschnelle Geschwindigkeit.

„Luischen, Luischen!" schallt es durch die Gärten. Keine Antwort! selbst die Vögel verstummen.

Die Gartenthür wird aufgerissen; durch die weite Gras-

fläche fliegt die Frau, über den blitzenden Wasserspiegel bückt sie sich: Er ist plötzlich dunkel, und die Sonne tritt hinter Wolken.

Ein Schrei des Entsetzens gellt durch die Bäume und trifft das Ohr des lauschenden Schäfers. Ein tiefer Seufzer ringt sich aus seiner gepreßten Brust. Er hat nicht den Mut zum Handeln gehabt, — und das hat ein liebes Kinderleben gekostet. Aus dem Brunnenloch — Blumen treiben einsam auf dem Wasser — zieht die Mutter ihr einziges Töchterlein, totenblaß und totenstill. Aus Haar und Kleidern trieft Wasser, und Blumen hängen darin. Sie bekränzen das tote Schwesterlein.

Die Mutter preßt das tote Kind an sich und eilt mit klappernden Zähnen und bebenden Knieen nach Hause. „Es kann ja nicht möglich sein, kann ja nicht sein!" ächzt sie. Wie können der grimme Tod und das frische Leben, die blühende Gesundheit und die erbarmungslose Verwesung so dicht nebeneinander wohnen! Wie kann Gott ihren Unwillen und ihre ärgerlichen Worte — ach, sie waren ja nicht bös gemeint! — so schrecklich strafen!

O wohl ist es möglich! Möglich und gewiß! Nichts hilft das Bürsten und Reiben der gutherzigen Nachbarfrauen, nichts dieser und jener gute Rat der Männer, nichts der wilde Ritt des Vaters zum Arzte, nichts das Händeringen und Schreien der unglücklichen Mutter, nichts die lautlose, erstickende Klage des Großvaters und sein Wunsch, statt des Kindes zur Gruft zu fahren, nichts unser Jammern und Weinen um die liebe Spielgefährtin. Ein Engel, der den Himmel gewonnen hat, tauscht ihn nicht wieder gegen das Land der Thränen.

Inschrift auf einer Gedenktafel neben dem Brunnen.

Blumen treiben auf dem Wasserspiegel,
Doch die schönste Blüte sank hinab.

Ihre Seele lieh von Engeln Flügel,
Und der Leib fand hier ein kühles Grab.

Wie die Wellen sich so sanft anschmiegen!
Wie sie murmeln leisen Grabgesang!
Wie die Blumen in den Haaren liegen,
Schmuck des Mägdleins zu dem letzten Gang!

Sieh, ein Vöglein hüpft behutsam näher,
Sehen will es, wie die Schwester ruht.
Seine Äuglein blicken weh und weher,
Und sein Lied klingt leis: O schlafe gut!

6. Ein betrübter Enkel.

Der Großvater ist einige Monate später zu Grabe gefahren. Schon längere Zeit hatten ihn die Schwäche und allerlei Gebreste des Alters eigensinnig und böslaunig gemacht. Wie oft rann in der Mutter Augen das Wasser zusammen, und nicht vom Rauch in der Küche! Bei aller Sorgfalt wurde sie nicht selten ausgescholten. Ein Wort des Widerspruchs habe ich nie aus ihrem Munde gehört, wohl aber drückte sie zuweilen ihr Gesicht in mein lockiges Haar, und ich fühlte das Brennen ihrer Thränen auf meiner Haut.

Wie der gute Großvater zuweilen auch aufstampfte und den Tisch mit der Faust schlug über das Hundeleben, wenn man 'rum kriechen müsse wie eine Schnecke mit dem Hause auf dem Rücken, wenn einem alles schmecke wie Stroh, wenn man zugucken müsse, wie andere fleißig wären und verdienten, wenn man sein Brot für nichts und wieder nichts esse: die Schwäche ringelte sich wie eine Schlange immer näher und näher aus den Gliedern ums Herz.

Er wollte oft ersticken und seufzte nach Linderung. Die Mutter rückte ihm die Kissen des Tages hundertmal; und

wenn sie Mehlsäcke dahinter baute, sie konnte sie nicht hoch genug türmen. — „Luft! — Luft!“ ächzte er.

Wenn seine trüben Augen der stillen Fürsorge der Mutter nachgewandert waren, wenn er zu ihren besorgten Fragen genickt oder geschüttelt hatte, da keuchte er oft die Worte heraus: „Jane, — schilt mich nicht! — ach! — da drinnen — die Qual! — Luft! — ach! — Du bist so gut! — ach!“

Die Mutter zerfloß dann gemeiniglich schier in Thränen.

Der Ausgang seiner Krankheit war nicht zweifelhaft; er wußte es und begehrte nach dem heiligen Nachtmahl, um sich zur Wegfahrt zu rüsten. Der Pfarrer kam samt dem Küster. Wir Buben lauschten an der Thür, als gäb's ein Geheimnis zu erforschen. Wir hörten wohl Worte, konnten aber einen rechten Sinn nicht fassen.

Der würdige Pfarrer redete dem alten Meister gar warm ans Herz, ernstlich und tröstlich. Nachdem die heilige Feier vorbei war, durften wir die sandbestreute Stube betreten. Wir fanden den Großvater mit gefalteten Händen sanft und friedlich vor sich hinschauen.

Er hat uns kein böses Wort mehr gegeben. Am Abend redete er irre und fähnelte mit den Händen an der Wand und auf der Decke umher. Vater und Mutter warfen sich bedeutsame Blicke zu. Wir wurden zu Bett gebracht. Als uns der nächste Morgen weckte, hatten wir keinen Großvater mehr hienieden. Still und sanft hatte der Tod die Fäden gelöst, die Leib und Seele verknüpfen.

Die starre Leiche wurde im Hinterstübchen auf Stroh gebettet und der Laden zugezogen. Finsternis umgab den toten Großvater, den Geist aber die Klarheit des Jenseits. Weil die Mutter häufig weinte, so half ich ihr, wie immer, pflichtmäßig mit; ums Herz war mir's just nicht danach.

Und doch! — es war mir was ums Herz, aber was!

Eine gewisse Scham macht noch heut' die Feder erzittern und das Herz erbeben, wenn ich dran denke.

Am zweiten Tage öffne ich leise die Thür zum Hinterstübchen und schaue nach, ob der Großvater wirklich tot und kein Wiederkommen möglich ist.

Da lag er! Unter dem weißen Laken sahen steif die Füße hervor. Einzelne Fliegen summten im dunkeln Raume, sonst war alles totenstill. Da zog ein Gefühl der Sicherheit und Freude in mein Gemüt, ja schlimmeres! Ich nickte der Leiche hämisch zu, schabte ihr mit den Zeigefingern ein Spottrübchen und sagte leise: „Schlag mich doch! — gelt, nun bist Du doch tot!"

Sachte schlich ich wieder fort, aber freudig klang's im Gemüte, und hoffnungsreich glänzte die Zukunft.

Ein Kind von nicht viel über sieben Jahren! War es Schadenfreude? Rachsucht? Oder was?

Ich bin geneigt, — und nicht, weil ich selbst der Missethäter bin, — das häßliche Stücklein milder zu beurteilen.

Es war der Richterspruch eines unbestochenen kindlichen Gemütes, eine schneidige Verurteilung der Pädagogik des Großvaters. Der Großvater hatte es nicht für nötig gehalten, meiner kindlichen, ihm mißfälligen Eigenart Rechnung zu tragen, auf mein Seelenleben einzugehen, sich um meine Liebe zu bewerben; darum war ich lieblos gegen ihn. Kinder müssen von den Alten das Lieben lernen. Fehlt ihnen ein liebendes Vorbild, so wird das Herz leicht kalt und gleichgiltig. Mancher kalte, verschlossene Charakter hat seine Wurzeln in einer liebeleeren Jugend.

Der Feuerherd der Liebe soll in den Herzen von Eltern und Lehrern lohen, damit an seinen Flammen die kindliche Liebe sich entzündet. Die kindliche Liebe kann nur eine Wiederliebe sein. Ungeliebte Eltern und Lehrer brechen ihrer Erziehungsmethode selbst den Stab.

Saat und Ernte entsprechen sich. Nur wo Liebe die

Aussaat gewesen ist, da kann Liebe geerntet werden. Das Kind hat noch keinen Maßstab für geistige Vortrefflichkeit, wohl aber für die Liebe. Selbst an der Vortrefflichkeit geht das Kind kalt vorüber, wenn sie nicht in die Farbe der Liebe gekleidet ist.

Warum ist vielen Kindern die Schule verleidet? Warum meinen sie den Himmel gewonnen zu haben, wenn sich zum letztenmal die Schulthür hinter ihnen schließt? — Außer dem natürlichen Vorwärtsstreben in die dunklen Gefilde der Zukunft und dem Hange zur Ungebundenheit ist's der Mangel an Liebe zu den Lehrern. Je fester die Liebe verbindet, um so schwerer wird das Scheiden. Die Liebe ist die Seele der Pädagogik. Wo sie die Flucht genommen hat, da bleibt wohl die Schulmaschinerie, aber Erziehung im höchsten Sinne ist nicht möglich. Es wäre freilich eine schwächliche Liebe, die nicht auch Momente der Strenge, die keine Strafe kennte. Ist auch die Strafe eine Wehethat infolge einer Übelthat, so soll sie doch niemals den Charakter einer Liebesthat verleugnen. Strenge ist ein wesentlicher Bestandteil der erziehenden Liebe, Kälte aber nimmer!

Der Erziehungserfolg hängt wesentlich von dem Erziehungsvorbilde ab. Jeder Schatten auf diesem Vorbilde muß die Erziehungsarbeit schädigen. Schlimm, wenn die Blicke der Unerzogenen für diese Schatten sich schärfen! Und das geschieht stets da, wo der verklärende Schleier der Liebe fällt. —

Am dritten Tage wurde der Großvater bestattet. Die Leidtragenden sammelten sich im Trauerhause. „Es ist mir leid Eure Betrübnis!" sagten sie zu Vater und Mutter. „'s ist Gottes Wille gewesen!" war die stehende Antwort. Nachdem man den letzten Blick auf den toten Greis geworfen, wurde der Sargdeckel zugeschlagen und der Sarg auf die Bahre gesetzt.

Im Zimmer kreiste halblaut und gedämpft die Rede. Ziemlich deutlich wurde gesagt, obgleich der Heimgegangene sein Lebtag ein Braver gewesen, so sei's doch Zeit mit ihm

geworden. Das Leben wäre in so hohem Alter eine Last. Die Kinder hätte er ja wohl den Sommer über noch behütet, aber ein rechter Verlaß sei doch nicht auf so alte Leute. Gott habe es wohl gemacht, und weinen thäte nicht groß nötig. Seine Schulkameraden wären bis auf zwei hinüber, und die machten auch nicht lange mehr. Siebzig sei ein schönes Alter, und nicht jeder käme so hoch. Er habe sich's sein Lebtag sauer werden lassen, hätte aber auch etwas davon gehabt; seine drei Kinder säßen wie die Herren. Bang würde es manchem thun, wenn er sich nicht mehr Rats bei ihm erholen könne. Ein Pfiffiger wäre er sein Lebtag gewesen, und die Advokaten würden keinen Schaden haben, daß er nun weg wäre."

So ging's fort. Der Bauer hat keine hohe Gefühlsleiter, aber wahr sind seine Empfindungen. Den Mangel sucht er nicht durch einen Blumenregen schöner Worte wegzulügen.

Der Pfarrer kam mit dem Kantor und der Schuljugend, und alle standen auf. Die Rosmarinstengel und Citronen wurden auf einem Teller herumgereicht und in die Hand genommen. Die Träger luden die Last auf ihre Schultern; die Totenglocke wimmerte in Absätzen, und der lange Zug setzte sich in Bewegung. Hinter allen Scheiben lauschten Köpfe, und in allen Seitengäßlein lugten Zuschauer.

Ich weinte am heftigsten, und sicher hat mancher Zuschauer gemeint, der Kleine müsse ein gutes Gemüt und den Großvater recht lieb gehabt haben.

So trügt der Schein! Denn nicht um den Großvater, sondern um den Strick, den man von meinem Schlitten gelöst hatte, um den schwankenden Sarg an der Bahre zu befestigen, weinte ich so heftig.

Nichts hab' ich mehr gesehen, nichts gehört. Nur der Gedanke an den Strick, und wie er ein gar so braver von Lindenbast und glatt gewesen sei, und wie ich wohl keinen

so wieder bekäme, wühlte in mir und jagte das Wasser stromweis die Backen nieder.

Der Großvater wurde ohne Ungefäll zu Grabe gebracht. Und obwohl man das Weinen bei einem siebzigjährigen Greise für eine vergebliche Sache gehalten hatte, so floß doch noch manche Thräne auf den grünen Rasen nieder. Drum ist der Friedhof ein geweihtes Land. So gut wie Priesters Wort und Wedel weiht die Liebe und der Schmerz.

Die Mutter war vieler Lasten ledig geworden, aber ein wehmütiger Ernst schwebte noch lange auf ihrem Antlitz. O diese Mutter! Dies schlichte Weib des Volkes in der stillen Herrlichkeit ihres einfachen Gemütes, wer gleicht ihr wohl in Palästen oder Hütten! Unter Leid und Druck war ihre Seele gereift. Noch heut' ist ihr verklärtes Bild mein Ratgeber, mein Wahrspruch, mein Appellhof. —

Und das Ende des Begräbnisses? Ich war bitterböse auf den Großvater, daß er mich zu guterletzt noch um den Strick gebracht. Wie ich auch im Menschengewirre um das Grab meine Augen Wache halten ließ, er verschwand im Wirrsal, und nie habe ich ihn wiedergesehen. Die Mutter hat noch vielmal die Verteidigerin des Großvaters machen müssen, bis endlich der Winter auch einen neuen hanfenen Strick an den Schlitten brachte.

Merke: So tief liegen kindliche Beweggründe! Willst Du Kinder verstehen, so steige nieder in ihre kleine Welt und lausche dem Pulsschlage ihres Herzens! Suche nichts Großes im kleinen Kämmerlein; miß nicht das Kleine mit großem Maßstabe; trage nicht Deine Systembedürftigkeit in ihr systemloses Empfinden und Thun; mißachte das Kleine nicht, sondern studiere, hege, pflege und lenke es, damit es zu Großem und Gutem erwachse!

7. Ein Weihnachtsabend mit wenigen Gaben und vielen Freuden.

Das Weihnachtsfest ist wie ein Stück Himmelsau in Winters Grau gesetzt. Die Frische des Frühlings, das Blumenkleid des Sommers, die Fruchtfülle des Herbstes können den Schlag des Herzens nicht so freudig beleben wie die Christfreude des Winters. Der Lichtglanz des Weihnachtsfestes schimmert noch über das freudlose Alter und giebt der müden Seele neue Schwingen.

Wie gern denke ich der Weihnachtsfreude im Vaterhause! Ich kann zwar nicht viel rühmen von Gaben und nicht viel erzählen von Christbaumputz, aber von der Freude kann ich berichten, die aus dem Borne aufsprang, den Christkindleins Zauberstab öffnete.

Was von außen dazu gethan wird, um Freude und Glück zu erhöhen, das sind Flitter. Die rechte Freude kann nur das Herz geben. Hier ist die Freistatt, wo Armut und Reichtum gleich sind, wo ein und dieselbe Gabe hier die höchste Befriedigung und dort das tiefste Mißbehagen erzeugt.

Darum ist das Herz der Regulator, durch den die ewige Liebe die Ungleichheit der Glücksumstände und die scheinbaren Ungerechtigkeiten des Geschicks ausgleicht.

Unglück ist nur in der Unzufriedenheit. Sie wächst mit den Bedürfnissen, und jeder neue Genuß steigert die Ansprüche. Glücklich, wer nicht neidisch vergleicht, nicht begehrlich wünscht! Ihm wird der Schmerz der Enttäuschung fremd bleiben.

Nicht arm, nicht reich waren meine Eltern, sondern in der goldnen Mitte zwischen Mangel und Überfluß. Sie gönnten uns ein Freude, aber sie durfte nicht kostspielig sein. Die beste Gabe war ihre Liebe und das innige Zusammenleben mit uns. Der Vater drechselte und schnitzte uns Spiel-

zeug und zeigte uns den Gebrauch desselben, ja spielte mit uns. Die Mutter beglückte uns abends durch Märchenerzählen.

Ein Christabend hat sich besonders tief in meine Erinnerung eingegraben.

Es war recht wohliges Winterwetter. Schnee fußhoch weit und breit, zackige Bärte an den Bäumen, blitzende Eisstäbe an den Dächern, wunderschöne Eisblumen an den Scheiben, ein knisterndes Feuer im Ofen, zuckende und flimmernde Sterne ohne Zahl am blauen Zelte und ein erzählendes trautes Mütterlein im Kreise ihrer vier Kinder! Der Vater saß hinter dem Tische und feierte, wenn die Mutter Märlein erzählte. Der Kopf sank auf die linke Hand, und die rechte stocherte ins Öllicht, daß die Fünkchen knisternd aufflogen. Die Augen bohrten gradaus und selbstvergessen in den Lichtschein, und endlich löste ein tiefer Atemzug die Spannung bei der Mär, die er zum zehntenmal hörte.

Ich hatte das Fußbänkchen nahe an den Ofen geschoben, damit mir weder die Erzählung der Mutter noch des Ofens Wärme entgehen möchte.

Die Mutter strickte emsig, ohne viel aufzusehen oder in der Erzählung abzusetzen. Sie erzählte unser Lieblingsmärchen. Das ging so:

Es war einmal eine Frau, der waren Kinder das liebste, aber sie hatte selbst keine. Sie mußte weinen, wenn sie fröhliche Kinder sah, wie sie spielten oder ihren Müttern am Halse hingen. Das erste und letzte Wort an jedem Tage war: „Ach, hätte ich doch auch ein liebes Kind!“

Konnte sie ein Kind erwischen, so drückte sie es, bis es schrie. Einmal ist sie im Walde gewesen und hat sich vielmal ein Kind gewünscht.

In einem Neste lagen fünf junge Drosseln, und die Mutter stopfte die weiten Schnäbel; war der Hunger gestillt, breitete sie die warmen Flügel über die nackten Dinger.

Auf dem Baume neckte sich ein Eichhörnlein mit seinen

Jungen und litt es geduldig, wenn dieselben viel Mutwillen trieben.

Im weichen Mooslager hinter einer Buche fand sie ein Rehkälblein. Als es erwachte und seine Mutter nicht fand, hat es jämmerlich geblökt und ein weinerlich Schnäuzchen gezogen; dann ist's eilfertig der Mutter nachgetrippelt.

Auch die Häsin hat viele Kinder gehabt, aber dies Glück nimmer recht geachtet.

Jedesmal hat die Frau geseufzt: „Ach, ach, und ich habe keins!“ Da tritt hinter einer alten, grauen Eiche ein Männlein vor, auch grau im Gesichte, aber in einem bunten Röckchen. Das Männlein zuckte mit dem Munde, zwinkerte mit den Augen, tanzte um die Frau und sang:

Wenn Du willst, wenn Du willst ein Mägdelein,
Ei so wirst Du Dich nur kurz dran freun!
Wenn es ist, wenn es ist zwölf Jahre alt,
Wird es Dir von dem Herzen abgespalt't.
Doch nun sag, doch nun sag, willst eines han?
Und Dein Will', und Dein Will' der sei gethan!

Der Frau war himmelangst, und gern wäre sie davongelaufen, aber die Füße waren wie mit Wurzeln am Boden festgewachsen. Das Männlein nickte ihr zu, sie solle ja! sagen, aber die Frau konnte keine Gedanken fassen und kein Wörtlein sagen.

Endlich schrie sie in der Angst ja! und weg war's Männchen, als hätte es der Boden eingeschluckt. Die Frau aber lief heimwärts, als sei der Feind hinter ihr, und die Hälfte Gras verlor sie aus dem Korbe.

Am Weihnachtsabend desselben Jahres hat sie ein Mägdlein gekriegt so schön wie einen Engel und hat sich daran nicht satt sehen können. Man hat's ihr aus dem Arm reißen müssen, weil sie dem Kinde den Schlaf kaum gönnte, um nur immer in seine blauen Äuglein sehen zu können.

Das Mägdlein ist Liesli geheißen, schön wie ein himmlischer Stern, folgsam wie ein Lämmchen und fromm wie ein Engel worden. Die Mutter hat's nur gekümmert, daß sie Liesli nicht auch des Nachts herzen könne, denn da schläft man und weiß nichts von Lieb und Leid.

Die Jahre sind geschwind verlaufen; ein Brüderlein hat sich nicht herzu gefunden, und so ist Liebe und Angst allein am Liesli hängen geblieben. Ein Sorgenkind ist eins!

Man hat wenig darauf gemerkt, wie ein Dutzend Jahre darnieder geflossen sind ins ewige Meer, und hat eben ein fröhliches Weihnachten halten wollen. Der Christbaum hat zu brennen angefangen.

Wie man aber meint, Christkindlein komme und stelle draußen seine Gaben ab, — poltere dabei auch ein wenig, — springt die Thür unversehens auf, und das graue Männchen im bunten Röckchen tanzt herein.

Es wirft den Christbaum um und singt mit einer Stimme, die wie Messerklingen Vater und Mutter ins Herz schneidet:

Zwölf Jahre sind's heut,
Ich komme von weit,
Schont' nicht meine Sohlen,
Das Bräutlein zu holen.
So gebt sie nun her —
Und weint nicht zu sehr.

O weh! — Sie hatten es nicht für möglich gehalten, und nun war das Unglück da. Die Mutter schrie überlaut und umfaßte des Grauen Kniee. Der Vater ergrimmte und holte mit einem Stocke aus, um das Männchen niederzuschlagen.

Da dehnte sich das kleine Ding und war plötzlich ein Riese, so daß die Decke zu niedrig schien, und riß zwei wütende Augen wie Feuerräder auf.

Aber ehe der Stock niedersauste, ist Liesli dem Vater in die Hand gefallen und hat's verhindert. Das freut's Männchen; es lacht Liesli an und schrumpft wieder wie eine Hotzel zusammen.

Weil sie nun alle weinten und gute Worte gaben, sagte das Männchen ernsthaft:

Ich könnte sogleich Dich nehmen,
Doch dauert mich Euer Grämen.
Wißt morgen Ihr meinen Namen,
Je nun, so bleibet zusammen!

Fort ist's! Der Christbaum brennt wieder, aber düster, düster wie eine Leichenfackel. Den Abend sind so viele Thränen geflossen, daß sie zehn Schwämme kaum auftrockneten.

Das Liesli war unverzagt, tröstete die Eltern und verwies sie auf Gottes Hilfe. Aber die konnten vor Angst und Jammer nicht denken und nicht beten.

Um elf Uhr gingen sie wohl zu Bett, aber ein Auge schlossen sie nicht. Die Thränen flossen wie Bäche in die Kissen. Das Liesli mußte zwischen den Eltern liegen und ward fast erdrückt vor Liebe und Schmerz.

Da sagte das Kind plötzlich: „O Mutter, jetzt weiß ich's! Ich will den heiligen Christ schön bitten, so hilft er uns gewiß!" Aus dem Bette fuhr sie und kniete davor und betete so herzig, daß es Gottes Herz rührte.

„Jetzt thut er's gewiß!" sagte sie und schlief getrost ein; auch den Eltern fielen die Augen vom Weinen zu. Da hatte Liesli einen seltsamen Traum. Ein Engel schwebte in der Luft und sang ohn' Unterlaß:

Geh, Liesli, geh!
Und fürchte nicht den Schnee,
Und fürchte nicht die Mitternacht,
Der heil'ge Christ hält für Dich Wacht.
Am Wald bei den drei Eichen,
Da wird sich Dir was zeigen!

Liesli fuhr aus dem Schlafe auf, schlüpfte aus dem Bette in die Kleider und eilte im Sternenschein nach dem düstern Walde. Sie fürchtete sich nicht und dachte nur an den heiligen Christ, wie gut er ist.

Am Rande des Waldes sah sie einen roten Lichtschein, der den Schnee und die schwarzen Bäume färbte.

Leise ging sie dem Feuerschein nach und sah Seltsames. Zwischen drei dicken Eichen brannte ein loderndes Feuer, und die Funken stoben in die Höhe zwischen die schwarzen, kahlen Äste, wenn der Wind hinein hauchte. Um das Feuer aber tanzte das Männchen und sang bald leise, bald laut:

Und wie sie denken und sinnen,
Die Namen werden sie nicht finden:
Ich heiß' Gabelmann,
Ich heiß' Stabelmann,
Ich heiß' Peter Rupp,
Zerbrecht die Köpfe drob!

Leiser tönte der Gesang; tiefer und unsicherer züngelten die Flammen. „Jetzt geh heim!" flüsterte es Liesli ins Ohr. Und als ob es Flügel hätte, schwebte es dahin. Die goldnen Sterne fuhren an ihm vorbei, und eh' es meinte, war's daheim im warmen Bette.

Als die Mettenglocken tönten, antworteten die Seufzer der Mutter. Aber Liesli faßte sie um den Hals und sagte ihr und dem Vater alles.

Da lobten sie den heiligen Christ und feierten eine fröhliche Mette.

Die Mutter war zuweilen bange, ob die Namen richtig seien, aber Liesli war getrost und meinte: „Der heilige Christ betrügt die Leute nicht!"

Kaum war abends die Lampe angesteckt, da lärmte es draußen, und das Männlein tanzte herein:

Wißt Ihr nicht, wie ich heiße,
So gehet fort die Reise.

Nun, Bräutelein, wohlan,
Die Namen sage an!

Dem antwortete das Kind unverzagt:

Du heiß'st Gabelmann,
Du heiß'st Stabelmann,
Peter Rupp heiß'st Du,
Nun geh, laß uns in Ruh!

Greulich spielten da des Männleins Augen; wieder reckte es sich zum Riesen und stürzte klirrend samt dem Fenster hinaus. Gern büßten die Eltern das Fenster ein, behielten sie doch ihr Mägdelein. Dem heiligen Christ aber haben sie gedankt bis an ihr selig Ende. —

Drauf ward eine lange Stille in der Stube, und kaum zu atmen wagten wir.

Endlich aber baten wir einstimmig: „Mutter, erzähl's noch einmal, es ging gar zu schön!" und ohne Säumen willfahrte sie. Abermals stiegen uns die Haare zu Berge, wenn das graue Männchen erschien, abermals feierte des Vaters Hand, und mit vielen Fragen mußte sich die Mutter am Ende quälen lassen, aber nie ließ sie sich das Antworten leid werden.

„Nun ist's aber genug!" sagte sie endlich. „Haltet nun Mette!"

Das war nach Wunsch. Vom Kantrücken, der damals in keinem Bauernhause fehlte, wurden die Wachslichter gelangt und angezündet. In Prozession zogen die drei barfüßigen Mönche und das Nönnlein durch die Stube und setzten sich endlich auf die Thürschwelle. Dabei sangen sie Lieder, die es giebt und die es nicht giebt, so daß es oft wunderlich tönte. Die Lichter wurden aller Augenblicke verlöscht und dann wieder angezündet. Dazwischen mahnte eins das andere, sein Lichtchen zu schonen, damit es morgen früh in der Mette nicht mangele.

Das Licht der Schwester, ein Patengeschenk, war das schönste, hatte aber ein lahmes Bein bekommen und schwankte hin und her. Da stellte es die Schwester in die Röhre, um

es zu erwärmen und dann das Beinchen zu befestigen, denn Wärme macht nachgiebiger.

In der Zeit wollte sie aber beim Spiel nicht fehlen und vergaß darüber ihr lahmes Kind. Endlich gedachte sie dran, eilte zur Röhre — „O weh, mein Licht, mein Licht!" jammerte sie. Die Wärme hatte es verzehrt, und nur ein unscheinbares Häufchen lag noch da. Die Schwester schrie; die Mutter schalt ihren Leichtsinn; wir drückten unsere Lichtchen an uns und waren mäuschenstill; der Vater aber sagte: „Nun reist ins Bett! Heulaffen muß es zu guterletzt immer geben!" So war die Freude verronnen wie Wasser. Im bloßen Hemdlein erstiegen wir die Treppe zur Schlafkammer und vergaßen Leid und Freude im Schlaf und Traum.

Um Mitternacht rief ich durch das Wärmeloch, das etwas Stubenwärme in unsere Schlafkammer führte, nieder in die Stube, ob's nun an der Zeit zum Mettengehen sei, wurde aber zum Schlafen verwiesen.

Gegen Morgen waren wir längst auf und hatten wer weiß wie oft die Ohren an die gefrorenen Fensterscheiben gelegt, als endlich die Mettenglocken wie Engelsstimmen riefen.

Der Schwester hatte der heilige Christ ein neues Licht geschenkt. Fröhlich zogen wir in die Kirche, saßen als Wächter bei unsern Lichtern und ließen sie bald aufflackern, bald verlöschen. Wie köstlich ist der Lichtstrom der Mette und die frohe Botschaft von dem himmlischen Kinde! Auf dem Heimwege beschauten wir ohne Neid die schönen Christbäume in der Pfarre, in der Schule und auf dem Gute und nahmen auch da unser Teil Freude mit heim.

Daheim lagen auf dem Tische vier Häufchen von Nüssen, Äpfeln, Pfefferkuchen und schlichtem Spielzeuge, alles zusammen kaum fünfzig Pfennige wert; aber wie groß war die Freude! Der Bescheidenheit erscheint auch das Kleine groß.

Mir hatte der Vater ein Driesel- oder Kreiselholz geschnitzt, mit dem man um Nüsse spielt. Das hat sein Bein

wacker anstrengen, kreisen und tanzen müssen bis in die sinkende Nacht. Aber der Drehkopf war ein böser Knecht, denn er ließ mich immer verlieren. Wenn ich oder meine Schwester Marie „drieselten", fiel meist obenhin L = Laß stehn! oder S = Setz zu! Wenn aber die Zwillinge das „Drieselholz" tanzen ließen, da fiel A = All! oder H = Halb! oben hin. So gewannen sie uns fast alle Nüsse ab zu unserm nicht geringen Jammer. Da schlug sich die gute Mutter ins Mittel und füllte unsere leeren Beutel wieder mit Nüssen.

8. Die Insel der Glücklichen im Schwarzburgischen.

Jeden Sonnabend putzten wir gegen Abend das Haus, den Hof und die Straße für den Sonntag. In der Einfassung der sechs Werktage ist der Sonntag auf dem Lande eine ganz andere Perle als in der Stadt.

Ich kehrte eben mit struppigem Reisigbesen das Pflaster des Hofes, da ging plötzlich die hintere Scheunenthür auf, die in den Garten führte, und durch die Scheuer kam ein stattlicher Kriegsmann in der Dragoneruniform geschritten. Er war hoch gewachsen, noch jung und trug ein Bündel unter dem Arme.

Er kam auf mich zu, gab mir die Hand und sagte: „Du bist wohl Fritz? Kennst Du mich nicht mehr?" Ich schüttelte mit dem Kopfe und sah ihn verwundert an.

„Hast Du den Vetter Gottfried in drei Jahren vergessen?" lächelte er.

„Ach nein, nein!" rief ich freudig. Jeder Besuch stimmte mich froh und war mir wie eine schöne Tulpe, die mitten im Grase auftaucht. — Ich warf den Besen hin, ließ den Vetter stehen und rannte in die Küche: „Mutter, Mutter, Vetter Gottfried kommt und hat den Soldaten noch an!" Die Mutter kam rasch aus der düstern, rauchigen Küche, wischte die Hände an

der Schürze ab und reichte beide dem Soldaten: „Willkommen, Gottfried, bist Du denn nun los?"

„Ja, Jane!" sagte der Soldat mit feuchten Blicken und schlug seine Arme um die Mutter.

„Komm in die Stube, mein Kasper wird sich freuen!" sagte sie weich und schob den Soldaten in die Stube, wo ihn mein Vater einfach und herzlich willkommen hieß.

Der Soldat war der jüngste Bruder meiner Mutter, seines Zeichens ein Hufschmied, ein großer, hübscher Bursche mit roten Backen und einer kühn gebogenen Nase.

Meine Mutter liebte ihn mehr als ihre übrigen Geschwister, dieweil sie ihn als kleines Kind im Mantel getragen und dann erzogen hatte. Und Liebe giebt Eigentumsrecht und dem geliebten Gegenstande einen besonderen Wert, den kein Eichamt messen und schätzen kann.

Durch die Sorgenexempel meiner Mutter ging der Bruder Gottfried immer als erster Posten. Woher sollte er nur je eine eigene Schmiede erhalten, da er ohne namhaftes Vermögen war!

Meine Mutter und ihre vier Geschwister hatten eine harte Jugend hinter sich. Ihr Vater war in einem Nachbardorfe Bauermeister und der wohlhabendste Mann gewesen, in den schweren Kriegsläuften aber durch seine Gutherzigkeit in schwere Schulden geraten. Vieles hatte er für die Gemeinde auf seinen Namen geborgt. Als er plötzlich starb, da weigerte sich die Gemeinde, der Witwe irgend etwas zu ersetzen. Wenn sich's um Geld handelt, da kennt eine Bauerngemeinde auch gegen Witwen und Waisen kein Erbarmen.

Die Witwe mußte über die Hälfte ihres Landes zu Spottpreisen verkaufen und die Kinder ihr Brot in fremden Häusern suchen lassen. Meine Mutter kam zuerst in die Pfarre und dann zu meinem Großvater. Mein Vater erkannte ihre trefflichen Eigenschaften, gewann sie lieb, sah über den Mangel an Vermögen hinweg und nahm sie zur Frau.

Wie oft hat er uns gesagt: „Fleiß, Sparsamkeit und ein gutes Herz sind das beste Vermögen einer Frau. Eure Mutter hat nicht viel Geld und Land geerbt, und doch hat sie mich zum wohlhabenden Mann machen helfen! Ich hätte eine Reiche heiraten und mich doch viel schlechter dabei stehen können!“

Nun saß der Vetter Gottfried in Hemdärmeln am Tische, hatte den Soldatenrock an die Wand gehängt, sah sich vergnügt um, reckte und streckte Arme und Beine und sagte: „Ich hab's nicht schlecht gehabt bei den Soldaten, aber „Kommiß“ bleibt „Kommiß“. Man freut sich doch, wenn man nicht mehr auf die Uhr und das Kommando gestellt ist und sich frei bewegen kann!“

Die Mutter trug ihm gleich Essen auf, und er ließ es sich tapfer schmecken. Um der Verwandtschaft keine Schande zu machen, hieben wir gleichfalls mit scharfen Klingen ein; nur die Mutter konnte nicht essen und sah immer voll Lust und Rührung den stattlichen Bruder an.

Vetter Gottfried blieb eine Woche da, half wacker bei der Feldarbeit und erfreute uns abends durch sein geschicktes Spiel auf einer schönen, großen Ziehharmonika.

Alles in der Nachbarschaft lief zusammen und hörte andächtig und bewundernd zu. Uns gab er das Wunderkästlein ab und zu in die Hand und ließ uns ziehen und mit den Fingern die Klappen niederdrücken. Das war nun ein Fest, wenn das Musikhäuschen die Wände auseinander rückte, die Backen aufblies, dann wieder zusammenschrumpfte und allerlei Stimmen, tief brummende, süß flötende, hell klingende und dünn pfeifende hören ließ. Mich dünkte, daß schöneres und köstlicheres nie gesehen und gehört worden sei. Bis in meine Träume griff das Wunderding und zerrte mich in allerlei Tonarten umher.

„Laß doch den Jungen das Ding!“ sagte der Vater eines

Tages. „Auf der Wanderschaft kannst Du Dich doch nicht damit herumschleppen!"

Der Vater hatte damit die tiefste Sehnsucht meines Herzens ausgesprochen. Der Besitzer eines solchen Dinges hatte nach meiner Meinung Ursache, mit keinem Könige zu tauschen.

Der Vetter sah hierhin und dahin, wiegte den Kopf hinüber und herüber, ließ bald diese Klappe, bald jene lostrompeten. Mit Angst und Spannung wie ein Missethäter, der zwischen Todesurteil und Freisprechung hangt und bangt, sah ich nach dem Vetter. Endlich sagte dieser: „Nun ja, so lange ich wandere, kann sie hier bleiben; nehmt sie aber in acht!"

Und so geschah's zu meiner unsagbaren Freude. Der Vetter zog fort in die Welt und ließ uns die Harmonika. Den Schmerz der Trennung linderte das Musikhäuslein. Wir wünschten ihm glückliche Reise, aber im Herzen dazu auch eine recht lange und eine recht späte Wiederkehr.

So vergingen zwei Jahre. Wir erfuhren nichts vom Vetter, denn Briefe schreiben war damals noch nicht sehr in der Mode. Wenn wir fleißig und brav gewesen waren, durften wir abends und an Sonntagsnachmittagen das Wunderwerk aus seinem Kästlein ziehen und darauf spielen. Für die Zuhörer waren wir keine Künstler, aber unsere eigenen Ohren labten wir mit dem Greifwerk unserer Hände und den Tönen der Harmonika. Dem Vetter wünschten wir dabei fortgesetzt eine glückliche Reise und endliches Vergessen des niedergelegten Schatzes. —

Eines Sonntags, als wir drei Jungen aus der Nachmittagskirche kamen, fanden wir an unserem langen, weißen Tische, der unten ringsum die bequemen Trittbänkchen hatte, einen fremden Mann. Er war schon bejahrt, aber noch stämmig und gesund, sein Gesicht breit und rot, sein angegrautes Haar buschig. Seine Augenbrauen hingen wirr niederwärts, konnten aber den gutmütigen Augen nicht bange machen. Ein Auge

thränte und wurde fleißig gewischt. Die Hände waren breit, schwärzlich und hornig und verrieten den Schmied.

Der fremde Mann hatte gerade ein Taschentuch, auf das die Schlacht bei Waterloo gedruckt war, auf den Tisch gebreitet und erklärte sie dem Vater mit so lauter Stimme, als ob er die Schlacht noch einmal selbst zu kommandieren habe.

„Hier sitzt Wellington unter dem Baum und ordnet das Ganze an. Man merkt fast, wie er spricht: „Ich wollte, es wäre Abend oder Blücher käme!" Da stehen seine Leute, Engländer und Deutsche, auf den Anhöhen. Drüben sind die Schelmfranzosen; da ist ihr Kujon Napoleon. Wir kriegen Dich schon! Ha, ha, ha! Hier stehen wir Braunschweiger mit den Nassauern, haben das Schloß und den Vorhof Hougomont besetzt und verteidigen da das Lustwäldchen gegen die Franzosen, die wie des Teufels anstürmen und uns heißes Wasser machen. Da liegen zwei englische Reitergenerale auf der Erde totgeschossen. Sie haben die Franzosen glücklich zurückgeschlagen, sind aber dabei gefallen. Dort hinten kommen die Preußen. Hier die weißen Bogenlinien in der Luft sind ihre Granaten. Die laufen vor ihnen her und bieten den Franzosen „Guten Abend!" Ja wartet nur! Bald heißt's: Gute Nacht, Napoleon und Deine Bagage! Vom alten Blücher guckt nur der Kopf mit dem weißen Schnurrbart vor. Jedes Haar darin wird aber bald eine Kanone werden ꝛc. ꝛc."

Der Alte erzählte, und mein Vater horchte so eifrig, daß wir uns unbemerkt heranschleichen und die Schlacht mit Augen und Ohren mitmachen konnten.

Endlich waren die Franzosen glücklich massakriert und Napoleon in Nacht und Nebel verschwunden, da sah uns der Alte und nickte uns freundlich zu.

„Gott grüß Euch! Willkommen!" sagten wir und gaben ihm wie bräuchlich die Hand.

„Guten Tag auch, Ihr Jungen!" antwortete der Alte

heiter. „Wollt Ihr auch Soldaten werden? Ja, ja, bei Waterloo, das war was!“

Jetzt ging die Thür auf, und die Mutter kam mit Vetter Gottfried herein. In allen Gesichtern stand eine gute Nachricht, wie in offenen Briefen, aus denen man gute Kunde lesen kann. Nur meines trug ein schwarzes Siegel. „O weh, der will die Harmonika holen!“ schoß es mir ins Herz und ins Gesicht.

Nach und nach erfuhren wir durch den redseligen Alten, was in den offenen, frohen Gesichtsbriefen stand.

„Ja, ja, Vettersmann,“ sagte er zum Vater, „das war eine Freude, als ich herauskriegte, wer der Gottfried eigentlich war. Mehr kann sich Wellington nicht über'n alten Blücher gefreut haben. Eigentlich bin ich aber der alte Blücher, und Gottfried ist Wellington. Es ist aber all ein Thun! Die Schlacht haben wir alle beide gewonnen.

Ich stand an einem heißen Tage in der Schmiede am Amboß, hatte die blauen Hemdärmel aufgestreift, wie wir das so machen, und hämmerte auf einen Wagenreif los, daß mir der Schweiß schlimmer als bei Waterloo am Gesichte runter lief. Die Magd mußte das Eisen halten, denn den Gesellen hatte ich vor ein paar Tagen wegen Faulheit, und weil er mir zu keck um meine „Dore“ strich, fortgejagt.

Da steht auf einmal mir gegenüber ein Bursche mit einem großen Hammer, sagt: „Guten Tag, Meister! Mit Verlaub!“ und hämmert nun im Takte mit mir auf das Eisen los, bis alles zustande ist.

Nun sage ich endlich: „Guten Tag auch! Das laß ich mir gefallen! Das ist ja wie Blücher bei Waterloo, als er Wellington unversehens unter die Arme griff! Ein Schmiedegesell bist Du, das sehe ich; Kraft und Geschick hast Du auch; wie heißt Du denn?

„Gottfried Frey!“ sagt er. „Frey?“ frag ich. Potz Wellington und Blücher, woher denn?“ „Aus Hammerforst!“

sagt er. „Aus Hammerforst?" rufe ich. „Kennst Du den Bauermeister Georg Frey?" „Das war mein Vater!" antwortete er. „Er ist aber schon lange tot und meine Mutter auch."

„Nun, — da sag einer was! Da müßte doch gleich die Bataille bei Waterloo nochmals losgehen!" schrie ich. „Du bist der Sohn von Georg Frey? Ja, ja, Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber die Menschen! Gottfried", sag' ich, „jetzt laß alles stehen und liegen und komm mit in die Stube!"

„Mutter! Dorchen!" sage ich drin zu meiner Frau und zu meiner Tochter: „Den Gesellen hier schickt uns der liebe Gott selbst ins Haus. Er will eine alte Schuld einkassieren. Wißt Ihr noch, wem ich mein Leben schuldig bin? Ihr wißt's, dem Bauermeister Georg Frey in Hammerforst! Und das hier ist sein Sohn! Herr Gott, wie freue ich mich!"

Ich muß Euch nun erzählen, was der Georg Frey an mir gethan hat. Auf meiner Wanderschaft war ich bei Hammerforst im Schnee liegen geblieben, — und zwar des Abends, — und zwar in einer Hundekälte, — und zwar etwas zu schwer geladen! — Ich trinke heute noch gern einen tüchtigen Schluck — „mit Maßen!" — schaltete der Alte ein, und Vetter Gottfried lächelte. —

Ich war schon stocksteif, da wurde ich angefaßt und wie ein Kartoffelsack auf ein Pferd geladen. In einem guten Bette kam ich wieder zu mir. Der Bauermeister Frey hatte mir das Leben gerettet. Er war abends zu Pferde aus der Kreisstadt gekommen, hatte mich gefunden, aufgehoben, ging nun neben dem Pferde her und schaffte mich nach Hause. Seine Frau pflegte mich wie ihren Sohn. Und als ich endlich weiter ziehen konnte, da stopften sie mir auch noch das Felleisen voll guter Dinge. Wie ein Kind habe ich geweint, als ich den guten Menschen Adjes sagte. Blücher und Wellington waren große Feldherren, aber gegen solche Gutheit kamen sie doch nicht auf. Ihr Geschäft brachte es mit sich,

daß sie die Leute niedermachen ließen, diese aber retteten dem Unglücklichen das Leben. Das muß Gott loben!“

Und mit dem thränenden Auge des Alten weinte auch das gesunde blanke Thränen.

Endlich fuhr der Alte fort: „Gottfried blieb natürlich da. Ich konnte ihn gut brauchen und auch den Dank bezahlen, den ich seinen Eltern schuldig geblieben war. Meine Dore — das ist nämlich meine einzige Tochter — dachte wie ihr Vater. Sie wollte auch dankbar dafür sein, daß der gute alte Bauermeister ihrem Vater das Leben gerettet hatte. Da er aber selbst tot war, mußte sie's an dem Sohne nachholen. Der war da, war ein hübscher Kerl und hatte nichts dagegen, daß er den Dank für seinen Vater einstrich.

Und nun sind wir alle einig und willens, das gegenseitige Danken und Lieben lebenslang fortzusetzen. Gottfried und Dore sind Brautleute, und wir beiden Alten freuen uns drüber wie Wellington, da Blücher mit den Preußen kam. Ich bin nicht reich, aber 30 Morgen gutes Land und ein tüchtiges Schmiedegeschäft sind als Erbteil einer Tochter nicht ganz zu verachten. Mein guter Gottfried bringt dazu ein paar tüchtige Fäuste, Fleiß, Geschick, ein gutes Herz und ein paar hundert Thaler: Die Sache kann nicht besser in Ordnung sein. Wie die Engel im Himmel wollen wir zusammen leben, und der alte Bauermeister und seine Frau sollen sich im Himmel freuen, daß ihre Gutthat so wohl angeschlagen ist.“ —

Das war nun alles recht schön, daß der Vetter Gottfried auf seinen Kreuz- und Querzügen den rechten Hafen gefunden und den Segen seines toten Vaters geerbt hatte, wenn nur nicht hinten am Horizonte wie eine dunkle Wetterwolke der Verlust der Harmonika gedroht hätte!

Meiner Mutter liefen die Thränen der Freude über die Wangen, und sie umfaßte den lieben Bruder immer und immer wieder. „Du bist nun der letzte von uns fünf Waisen, dem der liebe Gott eine gute Heimstätte bereitet!“ sagte sie gerührt.

„Allen hat er durch Segen die Trübsal unserer jungen Jahre vergütet!"

Die beiden Gäste blieben einige Tage da und besuchten die übrigen Verwandten. Der Alte erzählte von Waterloo, Wellington und Blücher, ließ sich das Essen gut und das Trinken noch besser schmecken. Von der Harmonika war noch keine Rede gewesen, und schüchtern regte die Hoffnung ihre Flügel: „Er hat sie am Ende vergessen!"

Aber Freude und Hoffnung gingen zuletzt doch in Trübsal aus.

„Was macht denn meine Harmonika?" fragte der Vetter den Abend vor der Abreise. Sie machte gut, davon überzeugte er sich. „Wie wird sich Dore freuen, wenn ich ihr abends etwas vorspiele!" sagte er glücklich. Da merkte ich, daß das letzte Blättchen von der Hoffnungsrose davonflatterte, und Thränen schossen mir in die Augen.

Vetter Gottfried sah es und sagte: „Wenn Du noch ein paar Jahre älter bist, besuchst Du uns, dann schenke ich Dir die Harmonika!"

Damit zogen die beiden fort und ließen mich in Schmerz und Thränen zurück. Die Zwillinge fanden sich rascher in den herben Verlust.

Nach einiger Zeit reisten die Eltern zur Hochzeit des jungen Paares sieben Stunden weit ins Schwarzburgische. Ich dachte mir das als ein Land, in dem das Gras schwarz grünt, die Blumen schwarz blühen, Schafe und Kühe alle schwarz sind. Der Vetter „Waterloo", wie wir den Alten nannten, hatte ja auch schwarze Hände und ein braunes Gesicht.

Vier Tage blieben die Eltern aus, und als sie wiederkamen, konnten sie nicht genug erzählen von den guten Menschen, von der liebevollen Aufnahme und Verpflegung, von dem Wohlstande der Alten und von Gottfrieds Glück.

Base Dore war Muttern gleich um den Hals gefallen,

hatte sie geküßt und gesagt: „O Du liebe Schwester von meinem Gottfried, willst Du mich denn auch zur Schwester haben?“

Vater wischte sich die Augen und sagte, so ein weiches, liebes Mädchen sei ihm noch nicht vorgekommen. Alles sei bei ihr Liebe und gutes Wort; sie wäre gar nicht so grob und geradezu wie hier zu Lande. Doch fügte er hinzu: „Mit allen Menschen hält sie Frieden, ist gut und liebreich mit ihnen, aber mit der Arbeit mag sie sich gezankt haben; ihre Hände sind gar zu weiche Pätschchen!“

Schwarzburg blieb nun jahrelang das Land meiner Sehnsucht, die Insel der Glücklichen, nach welcher der Flug meiner Gedanken gerichtet war, besonders da ich von den Eltern gehört, daß nicht alles schwarz, sondern ebenso grün und bunt wie bei uns sei.

Vetter Gottfried, der alte, kriegerische Vetter Waterloo, die weiche, liebevolle Base Dore und die herrlichen Klänge der fernen Harmonika mischten sich zu einem wunderbaren Idealbilde. Wie oft hat mich meine Sehnsucht dahin gezogen, der Gedankenflug dahin getragen! Wie oft hat mich mein fernes Luftschloß über den Verdruß der Gegenwart hinweg gehoben! Wie der Glaube an ein Ideal und das Ringen danach den Menschen emporheben, besser und glücklich machen kann, das habe ich an meiner „glücklichen Insel in Schwarzburg“ gemerkt.

Erst nach zehn Jahren bin ich dort gelandet. Was ich gefunden, erzähle ich später!

9. Gefühlsanalyse und andere Thaten auf einem Schulexamen.

Meine Schwester Marie und ich hatten uns in den Schulruhm geteilt. Wurde ein Mädchen ausgezeichnet, — sie war's! Wurde ein Junge gelobt, — ich war's!

Unter diesen Ehrenpforten liefen wir aber einfältig und unschuldig wie Hasen unter der Wölbung des Himmels. Höchstens war uns bei dem Ruhmgeklingel wohl wie den Hasen bei heiterem Frühlingshimmel.

Es haben's in dem Stück der Erziehung die Kinder wie die Kranken. Bei dem Einen schlägt ein homöopathischer Tropfen die Krankheit aus dem Felde, bei dem andern zwingen's Feuereimer voll allopathischer Tränklein nicht. Es kommt eben auf die Naturen an. Was dem einen Gift, ist dem andern Medizin. Etliche Gifte freilich töten ausnahmslos.

Ein Lob, von Liebe durchsonnt, zwingt oft, was ein Fuder Haselstöcke nicht fertig bringen. Doch Ruhmfluten über ein Kind leiten und Ruhmdurst in ihm erzeugen, das heißt edlere Triebe vergiften und verkümmern. Die Liebe des Lehrers, nicht der Trompetenton öffentlicher Auszeichnung muß des Kindes Ehrgeiz werden.

Bei uns hätte die Sache zuletzt doch übel auslaufen können, wenn nicht eine höhere Weisheit der schulmeisterlichen Pädagogik in die Zügel gefallen wäre. Es ging mir lange wie einem Schlittengaul, dem das Schellengeläut in die Ohren klingelt, ohne ihm Beschwer noch sonderliches Behagen zu machen. Aber klingeln mußten die Ruhmesglocken, sonst wurde ich mürrisch und stätisch. Die Schwester war neun und ich elf Jahre alt, als der Superintendent zur Osterprüfung kam. Freudig und doch zaghaft klopften unsere Herzen dem großen Tage entgegen.

Die Tafeln wurden gescheuert, die Bücher gemustert und zurecht gerückt und allerlei gemutmaßt, wie es gehen, wie lange es währen, für wen es am besten ausfallen könne. Knaben und Mädchen sollten abwechselnd in der Kirche geprüft werden und sich beim Nachmittagsgeläut versammeln.

Endlich riefen die Glocken, und eilig stürzten wir fort auf das Feld der Schlacht.

Der Herr Kantor musterte uns, kniff mich in die Backen und fragte, ob ich Angst habe.

Ich sagte wohl: „Nein!“ aber eine Art Klammer legte sich doch ums Herz.

Unser Examen ging anfänglich gut, und sogar einige Einwürfe des greisen Schulinspektors wußte ich nicht ungeschickt bei Seite zu schieben. Je freundlicher er nickte, desto tapferer schoß ich in die Höhe, desto zuversichtlicher regneten meine Antworten, und desto weniger ließ ich die andern Jungen zu Worte kommen, so daß endlich der alte Herr zu mir trat, die flache Hand auf meinen Mund legte und sagte: „So, Du Kleiner! Nun ist's genug! Laß die andern auch zu Worte kommen!“

Das war eine harte Zumutung und mir wenig gelegen. Es ging mir fast wie einem jungen Füllen, das zum erstenmal streng in das Geschirr muß.

Wenn nun eine Antwort zu lange ausblieb, da wetzte ich mit Kopf und Armen hin und her wie ein Wiedehopf, um kund zu machen, daß ich's wüßte und in Gefahr zu bersten stünde. Der Herr Kantor wollte mich auch immer ins Gefecht ziehen, aber der garstige Superintendent sagte immer: „Nein, nein, der nicht!“

Half das Wetzen und Aufschnellen nichts, so neigte ich mich auffällig genug zu den Nachbarjungen, hielt die Hand vor den Mund, als ob meine Weisheit ungehört und ungesehen bleiben sollte, und sagte es so leise vor, daß es alle hören konnten. In der Schule waren solche Liebesdienste nicht verboten.

Der Superintendent aber wollte das wieder nicht loben, denn er sah mich scharf an, legte die Hand fest auf seinen Mund und zog die Stirnfalten krauser. Da gab ich mich endlich drein.

Bei den Mädchen war meine Schwester wie ein hüpfender Gummiball, aber auch ohne sie wäre es gut gegangen.

Sie bestanden in der Religion viel besser als wir, und ich zürnte billig dem Superintendenten, daß er mich aufgehalten und so das Examen ins Stocken gebracht hatte.

Nun wurde die Prüfung in den andern Gegenständen fortgesetzt. Anfänglich war mir's wieder wie einem Hündlein, das nach langer Zeit von dem Strick loskommt; nicht zu bändigen! Aber die Strafe kam! Es wurden so viele Dinge gefragt, die ich auch nicht wußte, daß sich die Angstklammern immer enger um das Herz legten, der Mut immer zahmer, der Mund immer stummer wurde. Außer drei Examenrossen, die immer heran mußten, versagten zuletzt alle Knaben den Dienst, und der Verdruß, ja Ingrimm stand dem Lehrer wie eine Wetterwolke im Gesicht.

Nachdem der Herr Schulinspektor in alle Fächlein geguckt und an alle Köpflein getippt und manchen recht hohlen Klang gehört hatte, wollte er auch unsere Stilkünste prüfen. Das Rößlein, auf dem wir vorreiten sollten, hieß: „Welches sind die Gefühle des Landwirts beim Bestellen der Sommersaat?"

Und mit keinem barmherzigen Wörtlein wurde das Pferd angeschirrt und gesattelt. Gefühle? Wirtsgefühle? Sommersaatsgefühle? Wer hatte je davon gehört? Was konnte der hochwürdige Herr nur damit meinen, den Pfühl im Bette, oder den Sommersamen in der Ölmühle, oder gar die vielerlei Getränke im Wirtshause?

Schrecklicher Zustand, am Nichts über dem Abgrunde zu hängen! Die Augen gingen zwar auf die Wanderung nach andern Tafeln, aber nirgends Rettung, nirgends Land! Jammer und Angst hielten meine Seele und meine Gedanken in ihren Fängen wie der Lämmergeier ein Gemszicklein. Das Thränenwasser stieg höher und höher bis zum Überquellen.

Endlich hörte ich wie von fern eine Lerche den Frühling ansingen, und der Bann war gelöst! Ein ganzes

Meisennest voll Gefühle zog ich aus meinem Kopfe auf die Tafel.

Alle Köpfe gingen bei meinem Kritzeln nach mir herum, und der Seele ward im Leibe bang vor den Knüffen und Püffen der Nachbarjungen. Aber lieber gab ich die Rippen den Ellbogenstößen als meine Weisheit der Neugier preis. So fest und nah hielt ich die Tafel dem Gesicht, daß auch der spitzeste Blick keinen Zusammenhang stehlen konnte. Freudestrahlend reichte ich die Tafel dem Schulinspektor. Er las mein Geschreibsel freundlich durch, nickte einigemal, gab die Tafel zurück und sagte: „Zwei Fehler sind darin!“ Da war's, als ob man einen kräftigen Spatenstich in eine sumpfige Wiese thut, und dahinter springt das Wasser auf. Thränen schossen mir aus den Augen, als ob ich eine Mühle mit Wasser zu versorgen hätte. Die zwei Fehler kamen mir so grausig vor wie zwei Arme eines Galgens, an dem ich Missethäter baumeln müsse. Doch der Trost kam.

Wie die andern Tafeln beschaut wurden, trug sich's wunderlich zu. Es mußten sonderbare Dinge darauf stehen, denn wie Ameisen über den Weg laufen, so huschte ein Lächeln nach dem andern quer über des Superintendenten Gesicht, und zuletzt war's ein breites, volles Lachen.

Endlich kam der Grund zutage. Die Hälfte der Buben, meist kleine Tröpfe, die noch nicht mal des Abschreibens ganz kundig waren, zeigten leere Tafeln; sie hatten ihre Hände nicht an die Gefühle des Landwirts gelegt.

Etwa zehn ältere hatten die Gefühle greifbar vorgeführt: Weizen, Korn, Gerste, Hafer, Wicken und was weiter in diese Gefühlsklasse gehört.

Andere zehn hatten der Sache eine geschmackvollere Wendung gegeben. Ihre Gefühle waren: Brot, Butter, Käse, Wurst, Schinken, Speck, Bier und was dahin gehört. Nur zwei Knaben, der oberste und ich, hatten sich mit schlichten Gefühlen begnügt, die freilich auf den Tafeln auch noch

frostig und barbeinig wie Hemdenmätzlein in kalter Stube ausschauten.

Orthographische Fehler hatte ich am wenigsten, nur zwei, während es ein dreizehnjähriger in 5 Zeilen auf 54 gebracht hatte. Da lachte ich unter Thränen und trocknete rechts und links die Regenlachen mit dem Ärmel.

Merke: Die Arbeiten waren fast eben so klug wie die Aufgabe. Man darf von Kindern nichts fordern, was sie nach ihrer Entwicklung und ihrem Unterrichte noch nicht haben können. Ein Wiedergeben, nicht ein Schaffen verlange man. Bei schriftlichen Arbeiten muß der Stoff vorhanden sein oder unter Anleitung des Lehrers zusammengetragen werden.

Man soll auch den Kindern keine erlogenen Gefühle in den Mund oder in die Feder legen; das verleitet zur Unwahrheit.

Noch ein kleines Ereignis in diesem berühmten Schulexamen hat mir später Anlaß zum Nachdenken gegeben. Es war bei der Prüfung der Kleinen eine schlichte Antwort in der biblischen Geschichte.

Der Lehrer fragte: „Was machte denn Johannes der Täufer in der Wüste?" Tiefe Stille bei den kleinen Leuten! Da hob sich ein Fingerlein und dahinter ein rosiges Mädchengesicht: „Hä fung Beenen und aß Hungfladen!" (Er fing Bienen und aß Honigfladen) sagte es. Von der ganzen Geschichte hatte das Kind nur dies kleine Schwänzlein gehascht; das hatte es verstanden und mit Interesse erfaßt, denn sein Vater war ein emsiger Bienenzüchter. Von der Heimat geht später der Weg in die Fremde, vom Bekannten zum Unbekannten. —

Die rechte Erzählkunst ist ein Schlüssel in das kindliche Herz und Köpfchen. Eine Erzählkunst, die mit Vorliebe bei allen Nebenumständen verweilt und den Hauptfaden wie eine Meßkette umherschleift, nennt man für gewöhnlich langweilig. Kindern ist sie's nicht immer. Gerade das Ausmalen der Einzelheiten, zu denen das kindliche Begriffsvermögen hinan-

reicht, fesselt ihr Interesse am meisten. Für eine Idee hat ihr gedankenarmes Köpfchen noch keinen Haken, — wir verstehen ja nur, was wenigstens in verwandten Vorstellungen bereits in uns ist! — wohl aber für die kleinen Bildchen, die aus ihrer bekannten engen Welt geschnitten sind oder doch dran grenzen.

Geistvoll sein hilft bei Kleinen wenig, klar und gemütvoll sein aber viel. Der Gedanke geht mit geraden Schritten auf das Ziel los; die Phantasie und das Gemüt setzen sich unter jeden Wacholderstrauch, schneiden Pfeifen aus allen Weidenbüschen, trinken aus jedem Bergquell, gucken in jedes Vogelnest, riechen an jeder Blume, spielen mit jedem Lämmchen. Da dauert der Weg bis ans Ziel lange und ist doch nicht langweilig.

Bei den Mädchen wickelte sich das Examenknäuel glatt und freundlich ab. Und so wurde es vor den Augen und Ohren alles Volkes, — das oben auf den Emporlehnen zusah und zuhörte, — klar und offenbar, wie weit die Knaben hinter den Mädchen zurückstanden.

Als nun die Prüfung zu Ende war, hieß mich der Superintendent aufstehen und fragte, wie ich heiße.

Er hätte es wohl merken können, da ich oft genug aufgerufen worden war, aber ich berichtete ihn.

Da reichte er mir die Hand und sagte: „Du bist ein braves Söhnchen, an dem Gott und Menschen Freude haben. Bleibe auf dem gutem Wege; halte draußen im Leben, was Du in der Schule versprichst, und erfreue auch ferner Eltern und Lehrer durch Fleiß, Tüchtigkeit und gutes Betragen!“

Unter den Mädchen war ihm das zarte, blasse Kind aufgefallen, das trotz seiner Jugend so trefflich antwortete. Er zog es auch hervor und wunderte sich nicht wenig, daß wir Geschwister seien.

Nun legte er seine Hände auf unsere Häupter, stellte uns den andern als Muster hin, pries die Eltern solcher Kinder glücklich und meinte: „Ihr habt heute die Krone abgeschossen!“

Auf den Emporen, wo sich Männer und Frauen als Zuhörer zusammengedrängt hatten, that sich eine lebhafte Bewegung kund, denn nichts geht über rührsame Scenen. Unter den vielen Thränen blinkten auch die Perlen echten Mutterglücks in zwei Augen, und der rauhe Ärmel eines „Beiderwandkittels“ fuhr steuernd über zwei Vateraugen.

Nach dem Examen drückte uns die Mutter stumm an sich; auch die Zwillinge bekamen ihren Anteil, denn bis auf den Gefühlsnachweis hatten auch sie ihre Sache brav gemacht. Der Vater hatte zwar noch allerlei zu tadeln, aber selbst daraus klang seine Freude. Ich aber denke bei jedem Schulexamen zurück an jene Prüfung, und der Mann labt sich noch an dem Kinderglück jenes Tages.

10. Die erste Entdeckungsreise.

Fast eine Stunde weit über meinem Heimatsdorfe zog sich am Horizonte, so weit das Auge reichte, der Wald wie ein blaues Geheimnis hin. Von den Wonnen in seinem Schoße hatte ich schon lange geträumt. Wenn der Vater im Frühling des Abends heimkam mit einem Blumenstrauße, mit einem Schwarzdornschößling, dessen Wurzelknollen einen braven Stockgriff versprach, mit einem Bündel ausgelesener Rechengabeln, mit einem wohlverkleisterten Amselneste, das die Alten thöricht genug in eine Scheitklafter gebaut hatten, oder gar mit einem Eichhörnchen oder Häschen, da regte sich mächtiger in mir das Sehnen nach dem Walde mit seinem blauen Schleier auswendig und seinen Wundern inwendig.

Endlich hatte ich's durchgezwängt, daß mich der Vater an dem schulfreien Tage nach dem Examen mitzunehmen versprach. Dem großen Tage ging eine halb schlaflose Nacht vorauf. Bei Tagesgrauen rumorte ich schon im Hause umher, hing mir die Hippe an einen Lederriemen und einen

Futterkober über die Schulter und nötigte den Vater und die Zwillinge gar sehr zur Eile.

Endlich war der ewige Kaffee getrunken, und wir brachen auf. Hüpfend und singend maß ich den Weg dreimal; denn zuerst lief ich voraus, dann kehrte ich wieder um, und zuletzt marschierte ich mit der Kompanie. Die Lerchen scheuchte ich auf und brach in lauten Jubel aus, wenn sie wie klingende Raketen in die blauen Lüfte schossen, wenn sie mit zitterndem Flügelschlage wie dunkle Punkte hoch droben feststanden und ihren Sang herniederschallen ließen, wenn sie dann plötzlich losließen, mit angezogenen Flügeln herabschossen und seitwärts in der jungen Saat verschwanden.

In einem Feldhölzchen störte ich einen Hasen auf. In flüchtigen Sätzen gewann er das Feld. Ob's ihm da beifiel, daß er jetzt unter dem Schutze des Gesetzes stehe, daß das Todesrohr für ihn vernagelt, das Rüdengebell leere Drohung sei, kurz, langsam humpelte er weiter und stellte aller Augenblicke höhnend ein Männchen. Ich vermutete, daß er schlecht zu Fuße sei, und rückte ihm mit lautem Hallo in hellem Jagdeifer auf den Leib. Da schien ihm der Schutz des Gesetzes einem Missethäter gegenüber unzulänglich; er legte die Ohren an und entschwand pfeilgeschwind meinen Blicken.

Glühroten Gesichtes jagte ich nun dem Vater nach und ward über meine einfältige Jagd tüchtig ausgelacht.

Da wir ein Wässerlein überschritten, baute ich geschwind einen Damm und ließ dann das aufgeschützte Wasser durch Löcher schießen, die ich mit dem Stocke durch den Damm bohrte.

Vor dem Walde lag eine magere Wiese, darauf lärmten und schwärmten die heimgekehrten Stare gewaltig. Ich sah ihnen vergnügt zu, wie sie aufflogen, sich setzten, so geschickt liefen, sich umguckten, miteinander schwatzten, auch wohl in Zank gerieten.

Allzu lange dauerte das Zugucken nicht. Ich focht mit

den Armen, sprang unter sie, warf mit Erdklümpchen nach ihnen und scheuchte so lange, bis sie wie eine schwarze Wolke nach dem Walde schnurrten.

Die frostige Kühle und das Halbdunkel des Waldes wollten meinen Traumgebilden nicht so recht gleichen. Doch bald fand sich Neues. An den Weißdornen hatte ich meine rechtschaffene Freude, daß sie allen voraus ihre grünen Zünglein dem Frühling entgegenstreckten.

Viele Bäume kleidete es wunderschön, daß sich Epheu an die Rinde genistet und bis in die Äste verstiegen hatte. Mit einem Ruck meinte ich den grünen Schmuckstreifen herabreißen zu können; aber vergeblich zerrte ich, keinen Zoll wich er von seinem Platze. Der Vater zeigte mir die tausend feinen Fädchen unter dem verschlungenen Ast- und Blattwerk, die sich wie Zünglein fest angesaugt hatten. Es nahm mich groß wunder.

Beim Buschholz angelangt, lehrte mich der Vater die Hecken anfassen und mit sicherem Hippenschlage an der Wurzel treffen. Er steckte mir einen kleinen Raum ab, damit ich mich meines Werkes ganz allein freuen könne.

In der ersten Stunde hob ich kaum den Kopf. Doch im Rücken fing's an zu summern und zu stechen, auf einem Baume aber zu spielen, ein Eichhörnchen nämlich.

Wie der Wind kletterte ich am Baume in die Höhe. Der sonst so strenge Vater wehrte mir nicht, sondern rief nur: „Halt Dich fest, Phantast, daß Du den Hals nicht brichst!"

Er folgte dem schlichten Grundsatze: „Was mir in meiner Jugend Freude gemacht hat, das will ich meinen Kindern auch gönnen, wenn's nur nichts Schlechtes ist." Wie oft hat er uns zum Spiele angeleitet, unsern Possen zugeschaut, gute Winke gegeben und unsere Spielzeuge selbst gefertigt oder uns zur Selbstanfertigung angehalten, derselbe Mann, der eisern auf pünktlichen Gehorsam hielt und niemals eine Minute Zeit vertrödelte!

Es giebt Menschen, die sind nie Kinder gewesen oder haben ihre Jugend vergessen. Hart und lieblos verurteilen sie jede Regung der Kinderlust. In jedem unschuldigen Spiele sehen sie des Teufels Hetzjagen, in jedem Versehen abgefeimte Bosheit. Eine freudlose Jugend ist der erste und unverzeihlichste Diebstahl an einem Kinde. Eine sonnige Jugend aber ist ein unverlierbares Kapital, das reiche Zinsen für das ganze Leben trägt.

Doch mein Eichkätzchen wartete mich nicht ab, sondern schwebte auf den nächsten Baum. Ganz kaput sah ich ihm nach, und doch gar spaßig erschien mir dies fliegende Springen. Mit Steinen scheuchte ich's weiter, und als es einmal fehlsprang und zur Erde kam, jagte ich ihm hitzig nach. Doch da ich's meinte zu fassen, husch! war's den Baum hinan.

Dieser Zwischenfall hatte die Lust am Bücken wieder gestärkt, und wacker ging ich den Hecken zu Leibe, so daß mein kleines Feld bald niedergeschlagen war. Zwischendurch wurde fleißig vom Eichhorn gehandelt.

Die Sonne stieg höher, und immer häufiger wanderten meine Augen nach dem Eßkober.

„Horch, da schlägt eine Turmuhr elf!" rief ich.

„Bewahre, die Hippe traf einen Stein!" sagte der Vater ruhig.

„Vater, dort lief eine Maus unter den Kober, die kriecht gewiß hinein!" schrie ich.

„Die läßt's bleiben!" lächelte der Vater. „Wenn Du nur nicht die Maus bist!"

„Vater, noch drei Schritt breit will ich niederschlagen, dann essen wir aber gewiß, gelt?" schlug ich vor.

„Meinetwegen!" entschied der Vater. „Wenn Du fertig bist, sollst Du eine Flasche frisch Wasser holen, dann wird's Zeit sein!"

„Fertig!" rief ich und warf die Hippe zu Boden. „Wo ist das Börnlein?" Der Vater beschrieb mir's, und ich fand

es glücklich. Die Quelle sprudelte unter einem grauen, bemoosten Steinklumpen hervor. Kaum ans Licht geboren, begrub sie sich in einen schwarzen Teich, der wie ein unheimliches Auge aus dem kesselförmigen Thale aufblitzte. Salweiden, Eschen, Ulmen und Erlen tranken mit ihren Wurzeln sein Wasser und neigten sich liebend über ihn.

Ein Weidenbaum reckte sich weit vor und wedelte mit seinem struppigen Haare im Wasser. Seine Kühnheit reizte meine eigene. Behutsam rutschte ich auf dem schrägen Stamme bis in den Wipfel und versuchte mit Händen und Füßen dasselbe plätschernde Spiel wie die Weidenzweige. An eine Gefahr dachte ich gewöhnlich erst hinterher.

Die Quelle war so gütig gewesen, meine Flasche zu füllen, und ich wäre — Frühstücks wegen — abmarschiert, wenn ich nicht in einer Thalecke ein Restlein Winter, nämlich ein Häuflein grauen, schier vereisten Schnee entdeckt hätte. Nun formte ich Schneebälle und schleuderte sie in den Teich, daß das Wasser sprühte, der blanke Spiegel schaukelte, sich kräuselte und murrend an seine Ränder stieß.

Endlich war's genug. Ich kehrte zur Gesellschaft zurück. Wir lagerten uns auf den Moosteppich und ließen es uns weidlich schmecken. Dabei fand ich allerlei vom Vater zu erfragen, und er ermüdete nicht im Antworten.

Nachmittags hatte mein Rücken wenig Lust, den Anfang einer Schneckenlinie zu bilden. Immer häufiger schnellte ich auf und bügelte das gekrümmte Rückgrat aus. Den Vater erbarmte meine Not, und er suchte sie durch allerhand ablenkende Aufträge zu lindern.

Endlich war die Sonne hinter den Wald schlafen gegangen, und nur noch die höchsten Wipfel schimmerten rötlich, da zogen wir heimwärts.

Jetzt maß ich den Weg nur einmal; aber mit dem Mäulchen wurden die Wunder des Waldes noch einmal

wacker durchwandert, und der Mutter wurde erzählt, bis der Schlaf die Fensterlädlein am Kopfe zuklappte.

Der Sonnenschein dieses ersten Waldganges vergoldet aber noch heute die Erinnerung des Mannes. Glücklich, wer viel reine Erinnerungen aus der Jugend ins Alter rettet! Sie helfen die Bürde des Lebens tragen.

Wenn ich heute die Erinnerungen von damals mit pädagogischem Blicke mustere, so tritt ein Doppeltes scharf heraus: Die unbewußte Erzieherweisheit meines schlichten Vaters und meine eigene Lust am Umwenden, ja Zerstören.

Zuerst einen Blick auf des Vaters Thun! 1. Er leitete das Kind zur Arbeit an, obwohl es ihn mehr versäumte als unterstützte. Meist haben die Eltern dazu keine Zeit und keine Geduld. Sobald sich die Kinder ungeschickt anstellen, reißen sie ihnen die Arbeit weg und machen sie lieber selber. Lehrer in der Schule haben oft nicht genug Geduld, das Kind ruhig ausreden zu lassen. Unablässig zerschneiden sie mit Zwischenfragen, Verbesserungen, Einschaltungen u. s. w. den Faden der kindlichen Darstellung, so daß die Kinder nie zu einer zusammenhängenden Leistung und zu sprachlicher Selbständigkeit kommen. Aber nur durch schwankende Gehversuche, mit Fallen untermischt, lernt sich das Gehen, durch Ungeschickt-, aber Selbermachen das Rechtmachen.

2. Mein Vater wies der kindlichen Arbeit ein eng begrenztes Feld an. Das Kind muß sein Arbeitsgebiet übersehen können und nicht mit Blick und Mut wie in einem uferlosen Meere ertrinken. Das dem Blick erreichbare Ende der Arbeit muß Mut und Freude zu Anfang und Fortgang geben. Ziel- und Endlosigkeit drückt den Arbeitsmut und die Arbeitsfreude herab.

3. Durch Abwechselung wehrte er der Übermüdung. Als Wachsendes, Werdendes ist das Kind leiblich und geistig der Gegensatz der Stätigkeit. Zähe Ausdauer ist erst die Frucht reiferer Jahre und fester Grundsätze. Die

Erziehung hat sie beim Kinde nicht vorauszusetzen, sondern nur anzubahnen, indem sie dem kindlichen Schaffenstriebe beschränkte Pensen auf den verschiedenen Arbeitsgebieten anweist, sie fleißig mit den Silberfäden der Erholungspausen durchschießt, dabei aber streng auf pünktliche Erledigung hält.

4. Der Vater freute sich herzlich mit an des Knaben Spiel und Lust, aber seine Teilnahme hielt sich still zurück. Es ist unleidlich, wenn Erzieher zu dem fröhlichen Kindertreiben Gesichter schneiden wie ein angehakter Uhu auf der Krähenhütte, oder wenn sie alle Augenblicke mit Verboten oder Scheltfluten dazwischen fahren. Man lasse sich die Kinder ohne Einschränkung freuen und halte nur, — ein Abbild der göttlichen Vorsehung! — vom Kinde ungewußt und ungefühlt, die Fäden in den Händen.

Was nun meine Lust am Umwenden und Zerstören anlangt, so finden wir sie bis auf diesen Tag in allen regsamen Kindern. Welches sind ihre Wurzeln? Zuerst unermüdlicher Thätigkeitstrieb, sodann der Drang nach Veränderung, die Begierde, ein Ding von allen Seiten zu betrachten, besonders auch im Innern, die Freude, es in Leben und Bewegung zu sehen, und schließlich das Verlangen nach vollständigem Besitze, und wenn damit das Vernichtungsurteil ausgesprochen wird! Der kindliche Unverstand weiß noch nicht, daß solches Um- und Umwenden zu Tod und Vernichtung führt. Der unklare kindliche Thätigkeits- und Wissenstrieb ist gut, aber man leite ihn auf die rechten Gebiete, zeige ihm ein braves Ziel, schärfe die größte Behutsamkeit ein, zeige, wie täppisches Dreinfahren und Niederreißen Totschlag ist, und lehre alles Sein und Leben schonen und ehren.

11. Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht.

Das glänzende Schulexamen und der lustige Waldgang bekamen eine schlimme Nachschrift.

Der Vater war wieder zu Holze gegangen. Zwar war die Schwester Marie plötzlich heiser geworden und hatte in der Nacht gefiebert, aber an eine Gefahr dachte niemand.

Nachmittag kommt der älteste Zwilling auf den Waldschlag und sucht den Vater. Mit bekümmertem Gesichte berichtet er: „Marie ist sehr krank geworden. Sie sprang plötzlich im Bette auf und fing an irre zu reden. Jetzt kennt sie keinen mehr. Mutter läßt den Doktor holen. Der Pfarrer und viele Leute waren in der Stube, als ich fortging. Kaspar Friedrich (der jüngste Bruder) liegt auch krank im Bette, es ist aber nicht so schlimm!"

Bei dieser schlimmen Botschaft seufzte der Vater tief auf und machte sich eilig auf den Heimweg.

Vor dem Hause hörte er schon den Jammer der Mutter; kalter Schweiß trat auf seine Stirn.

Elternfreude ist nicht auszusprechen.
Elternleid kann das Herz zerbrechen.

Aus der geöffneten Stubenthür prallte schwüle Hitze. Im Erkerbett lag scharlachkrank der jüngste Bruder, in einem Kinderbette, das man vor den Ofen gerückt hatte, die Schwester. Wärme, viel Wärme sollte helfen, und erhöhte doch nur das Fieber und die Pein.

Der flackernde Blick der Kranken kannte niemanden. Sie sah nicht die Thränen der Mutter, das erstickende Weh des Vaters, hörte nicht ihren Jammer, fühlte nicht die Mutterarme, die sie umfaßten.

Wenn der Arzt kalte Umschläge auf das Haupt legte, da wurde das Antlitz ruhiger, ohne doch den Ausdruck unendlichen Schmerzes zu verlieren.

Wenn der Atem röchelnd flog und die Stimme immer heiserer pfiff, da öffneten zwei Männer den widerstrebenden Mund, und der Arzt beizte mit Höllenstein oder sonst etwas. Nie vergesse ich das Gesicht der Schwester bei diesem Vorgange.

Der Vater stand starr am Fußende des Bettes; die Mutter kniete händeringend davor; wir drei Buben standen verstört in den Ecken, und der Pfarrer schaute betend nach oben.

Der Arzt wollte noch Hoffnung geben, aber es wurde ihm wenig geglaubt. „Ein heftiges Scharlachfieber mit starker Gehirnerregung!" sagte er zum Pfarrer und tauschte mit ihm ein stummes Zeichen.

Ein Bangen überfiel mich bei diesem Blick. Ich dachte an die Gutheit der Schwester und an das kalte Grab! Da brach ich in lauten Jammer aus, wie wenn der Strom den Damm zerreißt. Die Zwillinge folgten meinem Beispiel und schließlich alle Anwesenden, so daß wirres Weinen und Klagen die Stube erfüllte.

Da öffneten sich plötzlich die geschlossenen Augen der Schwester wie zwischen dunklen Wolken ein lichter Spalt. Sie sah uns starr nach der Reihe an, und erst als das Weinen verstummte, fielen die Augen wieder zu.

„Weint nicht, wir nehmen ihr die Ruhe!" sagte ihre Pate, und seitdem schwiegen die lauten Ausbrüche des Schmerzes.

Der leidige Besuch kam und ging. So oft die Thür knarrte oder schlug, sprangen die Augen der Schwester auf.

Gegen Abend raste das Fieber immer heftiger. Die Kranke sprang aus dem Bette, erreichte mit zwei Sprüngen das Fenster, riß den Flügel auf und wollte sich hinausstürzen.

Mit Mühe und Not wurde sie wieder ins Bett gebracht. „Ach, laßt mich hinaus, ich verbrenne, ich verbrenne!" jammerte sie, und in wilden Wahnbildern schweifte der Geist umher.

„'s ist alles, alles vergeblich!" stöhnte der Vater, als sie ihr nochmals Arznei einzwängten. Die Mutter fiel wie

tot auf die Dielen. Wir standen wie Leichenkerzen in den Ecken, weinten oder schauten trostlos umher.

Um Mitternacht richtete sich die Kranke auf, öffnete weit die geisterhaften Augen und fing mit den vertrockneten Lippen an zu singen.

Langsam, leise erklang der Schulgesang: „Wonne schwebet, lächelt überall!“

Nur verhaltenes Schluchzen unterbrach die Totenstille.

Die Augen der Kranken öffneten und schlossen sich. Lauter und sicherer glitten die Töne von den fieberdürren Lippen:

Wonne schwebet überall!
Ach, es ist ja schön auf Erden,
Droben wird es schöner werden
In dem lichten Himmelssaal;
Wonne lächelt überall!

Leiser, zitternd, verhallend irrten die Klänge. Zuletzt regten sich nur noch die Lippen. Die Kranke sank zusammen; die Hände kreuzten sich über der Brust; der Atem ging schwer und stockend; — jetzt setzte er aus, die Brust röchelte; — noch zwei tiefe Atemzüge wie Seufzer, und dann keiner, keiner mehr! —

Der Schmerz fand noch Zeit, dem Aberglauben seinen Zoll zu entrichten. Der Vater führte uns an das Sterbelager der Schwester und hieß uns die große Zehe des rechten Fußes vom toten Schwesterlein fassen, „damit wir uns vor der Toten nicht fürchten möchten!“

Als ich die Zehe faßte und dabei der Schwester gebrochenen Blick aus halboffenen Augen auf mich gerichtet sah, prallte ein dunkler Körper gegen die Scheiben, und aus dem Schoße der Mitternacht gellte der Schrei „Kuwitt“ in die entsetzten Ohren und Herzen.

„Was war das?“ — „Ach du lieber Gott!“ — „Alle guten Geister!“ rief es wirr durcheinander.

„Das Kreideweißchen (Käuzchen) war es. Wen wird es rufen?“ seufzte eine Nachbarin.

„Den da auch noch!“ weinte die Mutter in erneutem Schmerze und wies auf den kranken Bruder.

„Ach nein, Nachbarin,“ tröstete die weise Frau. „Das Ding hat gewiß Marien gemeint und ist einige Minuten zu spät gekommen!“

Es wurde nun noch manches über die Prophetengabe des Käuzchens als Totenvogel geredet und eine Geschichte nach der andern erzählt, wo sein „Komm mit!“ richtig eingetroffen sei. Vielen mochte es lieb sein, aus den unbehaglichen Gefühlen des Schmerzes auf ein anderes Gebiet überzutreten; das ist ja die Weise der üblichen Trauer.

Es gehört ein heiliger Mutterschmerz dazu, um jeden Schmerzableiter zu verschmähen und nur in der Tiefe des Schmerzes und Verlustes noch eine Art Genugthuung zu finden.

Die Verhandlungen über das Käuzchen bildeten den Übergang vom lauten Schmerze zur traurigen That.

Die Pate der Heimgegangenen und die Mutter wollten den lieben Leichnam nicht unter die Hände des rohen Leichenweibes geraten lassen. Mit lauem Wasser und heißen Thränen wuschen sie die liebe Leiche, hüllten sie in das Festgewand, betteten sie im Hinterstübchen auf Stroh und deckten sie mit weißen Linnen zu.

Die letzten Freunde verloren sich, und immer wuchtiger senkte sich der Schmerz herab; denn in liebevoller Menschengemeinschaft liegt ein Balsam für den Schmerz.

Wir Knaben waren zu Bett gebracht worden, aber trotz aller Müdigkeit fanden wir keinen Schlaf. Der Jammer der Mutter drang bis zu unserem Bodenkämmerlein. Jetzt ging sie aus der Stube durch den Flur zu der Leiche des Lieblings!

Da verabredeten wir leise, noch einmal hinabzusteigen.

Lautlos klimmten wir drei Hemdenmätzlein die Stiege hinunter, fanden Vater und Mutter neben der Leiche knieen und sanken weinend neben ihnen nieder.

Dieser Kultus der Liebe nach Mitternacht an einer Leiche bleibt mir unvergeßlich. Wie arm, ja elend wäre das Menschendasein bei solchen Verlusten ohne Hoffnung auf ein seliges Wiedersehen!

Der Vater duldete uns nur einige Minuten in dem kalten Zimmer. Der Verlust hatte die Fürsorge für uns erhöht. Schon begann der neue Tag im Osten zu grauen, als endlich der Schlaf das Haus des Leides besuchte. —

„Dahin! dahin! dahin!“ wimmerte in der Morgenfrühe die kleine Totenglocke, und wie bedauernd fielen endlich die beiden andern Glocken mit ernsten Klängen ein. Ungewöhnlich lange dauerte das Totengeläut — zur großen Beruhigung meiner Eltern. „Das soll dem Läuter vergolten werden!“ gelobte die Mutter.

Von Fenster zu Fenster lief die Frage: „Wen läuten sie da hin?“ Und als es kund wurde, wen, da wurden viele teilnehmende Worte laut, denn alle hatten das freundliche Kind lieb gehabt.

Wir aber schlichen traurig zur Schule. Der Lehrer reichte uns bewegt die Hand: „Ihr seid um eine Schwester ärmer, der Himmel ist um einen Engel reicher! Ihr ist ein lieblich Los gefallen; vor einigen Tagen empfing sie das schönste Lob vor dem Altar in der Kirche; heute empfängt sie's schon vor Gottes Throne! Ihr aber müßt durch Gutheit den Schmerz und Verlust Eurer Eltern zu lindern suchen!“

Diese Teilnahme des Lehrers rührte uns tief und erwarb ihm die Dankbarkeit der Eltern. Innige Teilnahme an unserem Schmerz erwirbt am ehesten unser Vertrauen. Wie oft bietet sich Geistlichen und Lehrern Gelegenheit, diese Pflicht zu üben, und wie oft wird sie versäumt!

Am dritten Tage wurde die Schwester zu Grabe getragen.

Ihr Lehrer hatte alle vorhandenen Blumen seines schönen Gartens dem Liebling als letzten Schmuck auf Brust und Sarg gegeben. Ihre Freundinnen hatten den Sarg bekränzt und von der Leiche Abschied genommen.

Der Mutter letzten Abschied — nein, den kann ich nicht beschreiben!

Lange habe ich der lieben Schwester ins offene Grab nachgeschaut. Der Aberglaube hat mir deshalb prophezeit, daß ich ihr bald nach müsse in die Gruft.

Auf dem Grabe erzählte eine Gedenktafel von dem Ende der Schwester Marie unter dem Gesange des Liedes: „Wonne schwebet, lächelt überall!“

Meine Mutter ist nie wieder ganz froh geworden. Der Gram um die einzige Tochter zerstörte nach und nach ihre schwache Gesundheit.

In meiner Erinnerung blieb die kluge und freundliche Schwester wie ein lichtes Bild, über das ein Schleier gebreitet ist.

Als ich zwölf Jahre später an der berasten Gruft stand, die Gedenktafel umgestürzt, die Schrift verlöscht fand, da gestaltete sich die Wehmut in meiner Seele zu einem Gedichte.

Am Grabe der Schwester.

1. Noch find' ich dich, du stilles Grab,
Doch die du birgest, hier nicht mehr.
Ich lege meinen Wanderstab
Hier ab nach später Wiederkehr.
O stille Wiege, wieg den Staub,
Bestreu ihn, Baum, mit deinem Laub,
Bedeck ihn, Gras, mit deinem Schmuck,
Du, Erde, sei ihm leichter Druck!

2. Und wär' mir alles auch geraubt,
Das Recht am Friedhof blieb mir noch.
Und wo man kein Besitztum glaubt,
Behält die Liebe eines doch.

Hier steht der Fuß auf Heimaterd',
Hier ist dem Schmerze Raum gewährt,
Hier haben Thränen sich geweiht
Die rechte Freistatt für das Leid.

3. Viel Thränen trank dein durstig Land,
O Friedhof, Friedhof, Nimmersatt!
Und doch zieht uns der Liebe Band
So oft auf deine Thränenstatt!
Du und mein Herz bewahret gut
Das Schwesterlein in treuer Hut,
Du nur den Staub und ich die Lieb'!
Weißt du nun, wem das beste blieb?

4. Die Tafel liegt nun umgestürzt;
Vom Wetter ist die Schrift verwischt.
Nicht mehr des Wandrers Weile kürzt
Der Tafel Kunde! — Ausgelöscht
Scheint dein Gedächtnis! — Bei dir ruht
Nun auch die Mutter, lieb und gut.
O brecht, ihr Tafeln, immer ein,
Mir sollst du unverloren sein!

5. Das Gras ergrünt auf stillem Grund;
Die Blumen sprossen alle Jahr;
Das Grabkleid ist bald grün und bunt
Und bald verbleicht wie Greisenhaar.
Es gleichet nicht der Liebe mein,
Die blüht in unverwelktem Schein.
Die hüllt das Bild der Lieben ganz
In der Erinnrung Himmelsglanz.

12. Eine Dorfschule vor vierzig Jahren.

In der Dorfschule ging mir's wie dem „Tier auf dürrer Heide“. Ich zupfte und rupfte an Disteln und Binsen, ohne satt zu werden, schleppte und knackte hohle Nüsse, ohne

klug zu werden. Ein Glück, daß die Binde der Unwissenheit um meine Augen lag! Nur das Bewußtsein der Armut macht arm. Erst wenn der Mensch einen Maßstab zur Vergleichung gewinnt, um sich und sein Los zu messen, hebt Glück und Unglück für ihn an. So lange sich sein Blick nicht in ein schimmerndes Glücksgebiet erhebt oder in einen Abgrund des Elends herabsinkt, ist sein sogenanntes Glück unbewußtes Behagen, sein Unglück Naturnotwendigkeit. Nur durch den Gegensatz und die Vergleichung kommen wir zur Klarheit des Denkens und Empfindens. Kindliches Glück ist gedanken-, vergleichs- und damit neidlos.

Von meiner Dorfschule meinte ich natürlich, daß sie just so und nicht anders sein müsse. Meine Schwester wollte mir zwar manchmal die Binde lüften, indem sie Wunder von ihrem Herrn Schullehrer erzählte, wie er so gut und geschickt sei und sie grausam schön und klug lehre. Das wollte ich so wenig wie das Zwillingspaar gelten lassen. Jeder Mensch ist rechthaberisch von Natur und will nicht im Schatten stehen. Weil der wirklich wackre Mädchenlehrer nicht unser Lehrer war, so wurde ihm auf unsern kindlichen Reichsberatungen übel mitgespielt. Und wenn's die Schwester mit Eifer und Thränen durchzwängen wollte, daß unser Lehrer der „Gut zu Nichts", ihr Herr Hammer aber der gute und brave sei, so bewiesen wir ihr mit Püffen und Schlägen das Gegenteil. Um die Sache war's uns weniger als um das Rechthaben zu thun. Auch im kindlichen Spiel und Krieg verleugnet sich die Menschennatur nicht! Und die Triebkräfte großer und kleiner Thaten sind meist nahe verwandt, nur der Umfang macht den Unterschied.

Wie die Aufzeichnungen in Keilschrift sich meist auf Scherben finden und nur durch mühseliges Ordnen zu einem verständlichen Ganzen zusammenfügen, so sind auch meine Schulerinnerungen meist Bruchstücke, die sich erst zu einem klaren Bilde gestalten, wenn das Urteil von heute den losgebröckelten Thatsachen des Einst Guß und Farbe leiht. Das

Bild ist ärmlich, ja häßlich; aber weit entfernt, daß die Lieblosigkeit den Pinsel geführt, habe ich auf manchen dunklen Punkt den verhüllenden Nebel sinken lassen. Wie gern wollte ich Gutes reden und alles zum besten kehren! Aber die höchste Rücksicht ist — die Wahrheit! Die unfreiwillige Pensionierung des Lehrers, auf die ein fast 20jähriger Ruhestand folgte, wirft schon ein eigentümliches Licht auf die Schule und ihre Leistungen. Zum Glück findet sich die Gattung meiner damaligen Dorfschule heute nur noch in ganz vereinzelten Beispielen. Auch die Dorfschule hat die letzten Jahrzehnte nicht vergeblich gelebt und gestrebt. Manchen innern und äußern Hemmschuh hat sie abgeworfen. In angestrengter Arbeit hat sich ihre Kraft gesteigert, und eine Kraft in Bewegung, die die toten Punkte des ziel- und mutlosen „Gehenlassens" und einer zielbewußten, aber engherzigen Selbstsucht überwunden hat, verbürgt die Erreichung noch höherer Ziele.

Mein alter Lehrer war ein hoher Fünfziger, ein riesenstarker Mann von gesundem Menschenverstande und leidlicher Bildung. Er konnte ganz überzeugend sprechen und schreiben, war aber leider nur stark in der Verneinung. Alles Neue, was dem Herkömmlichen den Genickfang zu geben versprach, zog ihn an, fesselte ihn aber nicht, sobald es ihm Fleiß, Zähigkeit und ruhmlose Arbeitshingabe zumutete. Wieviel hat er angefangen und wieder sein lassen! Von der Gemeinde ließ er sich ein Stück Land zu einer Baumschule geben und versprach, die Knaben in der Obstbaumzucht zu unterweisen. Schon nach Jahresfrist war der Kursus für immer zu Ende. Er ließ eine Schülerbibliothek anlegen, aber das Ausgeben der Bücher war ihm so mühsam, daß er sie bald im Staube vertrauern oder von seinen Kindern zerreißen ließ. Er fing Turnen, Exerzieren und Baden mit den Knaben an, suchte neue Methoden und neue Bücher einzuführen, alles, um es nach kurzer Zeit wieder an den Nagel zu hängen. Die Zeit mit

ihrer Bewegung spritzte ihm ihren Gischt ins Gesicht, aber machte ihn nicht naß.

Seine Wohnung glich mehr einem Armen- als einem Lehrerhause, die Schulstube mehr einem Backofen als einem Unterrichtszimmer. Sein Gehalt belief sich auf nicht 600 Mark, die Zahl seiner leiblichen Kinder zuletzt — glaube ich — auf 15; in der Gemeinde hatte man schon lange aufgehört, sie zu zählen. Jede seiner drei Frauen brachte ihm ein kleines Vermögen zu, das aus der großen Familienschüssel nach und nach mit aufgegessen wurde.

Die Schuleinrichtung war möglichst unvollkommen, nämlich Halbtagsschule, die im Sommer zur verkürzten Sommerschule mit 10wöchentlichen Ferien zusammenschrumpfte. Lehrmittel für die einzelnen Fächer gab es gar nicht oder nur sehr dürftige.

Die Disziplin der Schule war in des Lehrers Abwesenheit das Chaos, aus Staub, Lärm, arbeitenden Köpfen, Armen und Beinen zusammengeballt. Doch Licht und Stille ward's im Chaos, wenn plötzlich wie Blitze des Schulmeisters Schläge und Donnerworte dazwischen regneten. Die wilden Wasser verliefen sich rasch zwischen und unter die Tische und Bänke. Nur die zerzausten Haare, die glühroten Backen, die funkelnden Augen und keuchenden Lungen verrieten, was soeben geschehen war. So wenig uns der gräuliche Lärm als Arbeitsvorspiel lange übel genommen wurde, so wenig zürnten wir dem Schulmonarchen über seine Brüllkanonade und seine Stockhiebe. Im Gegenteil gehörte das in den Rahmen des Schullebens, daß der gewaltige Mann ab und zu auf die Bänke sprang, mit langem Stocke blind zu in den Knäuel hieb und uns gehörig anbrüllte. Wenn er sich dabei den Kopf mal an die Balken der niedrigen Schulstube stieß, so war das noch eine besondere heimliche Freude für uns.

Von dem Unterrichte in der Schule flattern nur noch Erinnerungsfetzen in mir auf und ab.

Die Katechismusstunden fingen immer sehr spät an und hörten früh auf. Sie schienen beim Herrn Schulmeister nicht in hoher Gunst zu stehen. Um den lästigen Gurt des „Lektionsplanes“ kümmerte er sich überhaupt wenig, sondern trieb meist, was ihm gerade vor die Füße rollte. Der kleine Katechismus Dr. Luthers wurde sinnlos aufgeschnurrt und war im besten Falle eine tüchtige Müllerleistung der Lippen. Da, wo der etwas schwerflüssige Wortlaut nicht in die enggebauten Köpfe wollte, half er fleißig mit dem Stocke nach und schlug so lange den Takt auf dem Rücken, bis der Mund die Leiermelodie ohne Stocken fertig brachte. Um Wort- und Sachsinn sorgten weder Lehrer noch Schüler. Zwar wurden zuweilen die Katechismusstücke mit Erläuterungsschnörkeln umzogen, aber sie verhielten sich zu dem schlichten Wortlaute wie Tanzmusik zu einem ernsten, einfachen Chorale. Besonders gern hörten wir seine Kriegsgeschichten und andere Histörlein aus seinem bewegten Leben. Durch was für erbauliche Züge er zuweilen unsere Sittlichkeit stärkte, möge folgende Geschichte zur Erklärung der Worte im 7. Gebote: „Wir sollen dem Nächsten sein Gut und Nahrung helfen bessern und behüten“ zeigen!

„Ein armer Handwerksbursche findet in Frankfurt am Main eine mit Banknoten gefüllte Brieftasche, die in Golddruck den Namen „Rothschild“ zeigt. Er trägt sie ehrlich in das Haus des Reichen. Dieser nimmt die Brieftasche, guckt den ehrlichen Finder verächtlich an, giebt ihm — 5 Sgr. und die Lehre: „Wer die volle Schüssel vor sich hat und ißt nicht, der ist ein Narr und mag Hunger leiden!“

Die Geschichte machte großen Eindruck auf uns Jungen. Zu meiner Beschämung muß ich gestehen, daß ich's mit gefundenem fremden Gute in meiner Jugend nicht sehr genau genommen habe. Welcher Anteil daran dem Religionsunterrichte gebührt, kann ich nicht mehr feststellen, da leider auch mein sonst so ehrenfester Vater den Grundsatz hatte:

„Wenn sich niemand zu dem Gefundenen meldet, so gehört es dem Finder!“ Große Anstrengungen, um eine solche Meldung zu veranlassen, ließ ich mir's nun nicht kosten.

Gerade dieser kleine Zug hat mir immer die Macht der Gewöhnung und die Bedeutung des Kleinen in der Erziehung gezeigt. Rechte Gewissenhaftigkeit ist eine so zarte Pflanze, daß sie nicht früh und sorgfältig genug eingesetzt, gepflegt, gehütet und erzogen werden kann.

Lieder wurden in großer Zahl gelernt und im Hopsertakte ohne Sinn und Verstand aufgesagt. Vorsagen und Ablesen aus dem Buche unter dem Tische war dabei an der Tagesordnung. Der Lehrer saß stets in sicherer Ferne am Tische, und die hinteren Bänke hatten Frieden vor ihm. Die Kunst, an den Strahl seines Auges alle zu fesseln, die Aufmerksamkeit aller zu spannen, verstand er nicht oder mochte sie aus angewöhnter Lässigkeit nicht üben. Noch heute bin ich überzeugt, daß er sehr Tüchtiges zu leisten vermocht hätte, wenn die innere Feder der Gewissenhaftigkeit und Berufsfreudigkeit straffer gespannt gewesen wäre.

Von dem damals gelernten Unsinn hat sich einzelnes bis in mein reiferes Alter verschleppt. In der letzten Strophe von „Allein Gott in der Höh' sei Ehr' —“ heißt es: „Wend' ab all' unsern Jammer und Not; darauf wir uns verlassen.“ Natürlich meinte ich, daß man sich auf Jammer und Not, nicht aber auf die Erhörung unserer Bitte verlassen solle. In „Lobt Gott ihr Christen —“ trompeteten wir „halsegleich“ statt „allzugleich“ und in der 2. Strophe statt: „Er liegt dort elend, nackt und bloß in einem Krippelein“ „Er liegt dort tötend hackt und stoßt.“ Bei der Klage Jakobs: „Ich werde mit Herzeleid hinunterfahren in die Grube zu meinem Sohne Joseph“ dachte ich mir die Grube, in welche Joseph geworfen worden war. Im ersten Artikel schnurrten wir: „Und noch erhält dazu“ statt: „Und noch erhält; dazu Kleider und Schuhe —“. Niemandem fiel es ein, zu fragen: „Wozu

giebt Gott Kleider, Schuhe u. s. w.?“ um die Antwort zu erhalten: „Zur Erhaltung, als Mittel zur Erhaltung!“ „Ew. Majestät“ übersetzte ich bis in mein 13. Jahr mit „ewige Majestät“ ꝛc. Sprüche wurden massenhaft aufgegeben und dann her radebrecht. Der einfachste Wortsinn blieb meist dunkel. Die biblischen Geschichten wurden aus der Bibel gelernt und in derselben Leierweise hergesagt. Der Hauch der Erbauung, der göttliche Lichtstrahl, der Geist und Gemüt gerade im Religionsunterrichte erleuchtend und erwärmend berühren soll, fehlte gänzlich. Die Stoffberge löschten die Lichtfunken aus, und was etwa noch glimmte, das schlug der Hagel der Stockschläge aus. Die schlimmsten Feinde eines ersprießlichen Religionsunterrichtes sind: Würde- und wärmelose Behandlung, unverstandene Stoffmassen und Züchtigungen! Leider zerstörte diese böse Drei auch in unserer Dorfschule den Segen des Religionsunterrichts.

Besonders fleißig wurde das Bibellesen betrieben. Ein anderes Lesebuch als die Bibel gab's nicht. Der Zerrennersche Kinderfreund mit dem mir unvergeßlichen tollen Hunde wurde in meinen Schuljahren abgeschafft. Die Meinung gewann unter den Geistlichen immer mehr Vertreter, daß alles, was einem Dorfkinde nötig sei, in der Bibel stehe, daß auch die Realien nur im biblischen Rahmen zu betreiben, ja, daß die Rechenexempel aus der Bibel zu entnehmen seien. Die Bibel war also zum „Realkompendium“ der Dorfschule erhoben. Zu wunderlichen Übertreibungen verstiegen sich etliche Heißsporne der neuen Methodik und Pädagogik, ohne zu bedenken, wie sie aller Vernunft und Geschichte die Augen ausschlugen und das wertvolle Erbe der Erfahrung preisgaben, wie sie das Buch der Bücher von seinem Throne zerrten und das religiöse Gefühl gröblich verletzten.

Mit den Schlagwörtern: „In der Beschränkung liegt die Meisterschaft!“ „Konzentration!“ „Alles in einem!“ „Eines ganz ist besser als vieles in Bruchstücken!“ „Das Wissen

muß einen Mittelpunkt gewinnen!“ „In der Einseitigkeit liegt die erziehliche Macht!“ „Wissenszersplitterung zersplittert auch den sittlichen Kern des Volks!“ u. dgl. m. suchten sie die neuentdeckte Schulweisheit mit einem Geleitschein der Vernunft einzuführen.

Unser alter Lehrer hatte zu viel gesunden Menschenverstand, um sich ohne Widerstand von der Unvernunft überfahren zu lassen. Er setzte sich tapfer zur Wehre und redete uns häufig stundenlange „Leitartikel“ über die Sturmfluten des Unsinns, mit gelegentlichen Seitenhieben auf die Schulvorgesetzten. Weil er aber weder moralische noch Willensfestigkeit hatte, so ging doch endlich der Wagen über ihn hinweg.

Auch bei uns wurde die Bibel neben Gesangbuch und Katechismus einziges Schulbuch. Wir haben sie von vorn nach hinten und von hinten nach vorn ohne Wahl mehrmals durchgelesen. Sehr häufig wurde der Lehrer unsichtbar, wenn die Bibeln zur Hand genommen waren, und der oberste Schüler leitete nun sehr einsichtig und erbaulich das Lesewerk. Es ist nicht zu sagen, wie die heiligen und erhabenen Stoffe von den stotternden und hinkenden Lesebengeln verhunzt wurden. Trotz des Viellesens wurde doch keine mechanische Lesefertigkeit erreicht. Ein Lesen ohne Verständnis wird immer ein stümperhaftes bleiben. Nur die Teilnahme des Verstandes kann für Augen und Lippen die Steine aus dem Wege räumen und das Lesen zu einem geläufigen machen.

Man hat viel darüber geredet und geschrieben, ob man den Kindern die ganze, unverkürzte Bibel in die Hand geben solle, und ob das Lesen gewisser anstößiger Stellen in der Bibel nicht eine Gefahr für die sittliche Entwicklung einschlösse. Zu Schlüssen ist man gekommen, aber zu keiner Schlußthat, die einen Abschluß der Streitfrage bildete. Alle Versuche zu Schulbibeln und Bibelauszügen sind Versuche geblieben, die immer nur einzelne befriedigt haben. Von dem

größten Volksbesitztum, an dem Millionen neben dem allgemeinen auch noch ein persönliches Besitzrecht durch ihre Lebensführung erworben haben, läßt sich nicht ungestraft dieser und jener Splitter abschlagen. Es läßt sich nichts aus der Bibel wegnehmen, ohne daß dieser oder jener sich über Besitzstörung zu beklagen hätte. Einer Schulbibel, die mit schonender Hand nur die bedenklichen Stellen entfernte, würde ich freudig das Wort reden.*) Manche leugnen zwar die sittliche Gefahr, die in der Lektüre dieser Stellen liegt. Ich weiß aus Erfahrung, daß sie vorhanden ist. Und die Erfahrung ist die höchste und letzte Entscheidung!

In meiner Dorfschule kannten die meisten älteren Kinder die betreffenden anstößigen Stellen, lasen sie fleißig und machten ihre zweideutigen, ja zotigen Bemerkungen darüber. Einzelne ältere Schlingel vermachten die Kenntnis und das Verständnis dieser Stellen immer dem nachfolgenden Schulgeschlechte. Ich weiß noch sehr genau, daß mir des Schulmeisters eigener Sohn die Stellen heimlich zeigte und Glossen dazu machte, die ich als neunjähriger Bube nicht verstand, und die mir doch ein eigentümliches Gefühl erregten. Erst ziemlich spät ist mir das Verständnis dieser Stellen aufgegangen, und doch habe ich sie vorher mit einem unerklärbaren Gelüst auch daheim immer wieder gelesen. Es ging mir wie Rousseau mit seines Vaters Romanen: „Ich verstand nichts und fühlte alles."

Weil wir uns zu oft selbst überlassen waren, darum irrten die Gedanken so auf Abwegen umher. Bei sorgfältiger Lehreraufsicht vermindert sich die Gefahr. Ein regelrecht beschäftigtes, auf liebendem Herzen getragenes und von offenen Augen überwachtes Kind wird jedenfalls bewahrt bleiben. Der Ernst des Lehrers, die Würde der Schule und die Weihe des Gotteswortes geben dem Auge und Sinne die rechte Richtung und erdrücken unreine Gedanken im Keime. Da aber nicht jede Lehrerpersönlichkeit diese zuchtübende und heiligende Macht übt, so wäre es hocherwünscht, wenn gewisse Schlupf-

*) Eine solche vom Rektor Völker ist endlich bei Theod. Hofmann in Gera (2,50 M) erschienen.

löcher einer leichtsinnig oder lüstern umhertastenden Phantasie verstopft würden.

Im Rechnen suchte sich jeder auf eigne Faust zu helfen. Das Einmaleins wurde unbarmherzig eingebleut, aber nur in der herkömmlichen geraden Folge. Jede Querfrage stieß das morsche Häuschen um. Als ein neuer Lehrer ins Dorf kam, war ich der Einzige in der Schule, der das Einmaleins konnte, aber noch nicht ganz ordentlich! Auf die eine Zeitlang beliebten biblischen Exempel ließ sich unser Lehrer nicht ein. Das wäre nicht bloß unpraktisch, sondern auch sehr mühselig gewesen. Lieber gab er uns aufgepappte Rechentafeln, bestellte Helfer bei den Kleinen und — verschwand. Meist erst gegen Ende der Stunde kehrte er wieder und hörte die Lösungen nach dem Facitbüchlein ab. Kopfrechnen und gegliederte Rechenabteilungen gab's nicht. Die Lösungen wurden meistens von ein paar geschickten „Machern" abgeschrieben oder aus dem Facitbüchlein gestohlen.

Ich knusperte ziemlich gewissenhaft an den Papptafeln herum, schoß aber meist neben das Ziel. Das grämte und wurmte mich lange. Endlich stimmte meine Lösung mit dem Facitbüchlein. Große Freude! Durch Zufall hatte ich gefunden, daß, wenn das zweite und dritte Glied in den einfachen Regeldetri-Exempeln miteinander vervielfältigt und durch das erste geteilt wurden, die Lösung stimmte. Seit dem großen Funde hatte ich stets die Exempel richtig und heimste nicht wenig Lob ein. Doch plötzlich lag die Herrlichkeit zerbrochen im Grase, — alles falsch! Warum? Die Verhältnisse waren indirekt, und ich hatte sie als direkte behandelt! Hier erbarmte sich der Lehrer und suchte mir die Sache klar zu machen. Aber auch nur mir! Der Unterricht nahm nur immer einzelne vor. Wer daneben etwas aufschnappte, dem war's unverwehrt. Von allem Unterricht meiner Dorfschule war der im Rechnen der kläglichste. Der gänzliche Mangel an Recheneinsicht und

Rechengeschick hat mir jahrelang als Fessel am Fuße gehangen. Erst als Lehrer habe ich mit meinen Schülern rechnen gelernt.

Sprachlehre, klassische Dichtungen, Aufsätze gab es nicht. Die orthographischen Übungen bestanden im Abschreiben und Aufschreiben auswendig gelernter religiöser Stoffe. In jener Zeit erschien das epochemachende Buch vom Rektor Otto in Mühlhausen: „Das Lesebuch als Grundlage und Mittelpunkt eines bildenden Unterrichts in der Muttersprache“ (Leipzig, Körners Verlag), ein Buch, das man auch heute nicht warm genug empfehlen kann. Mein alter Lehrer hatte wohl Fortschrittsdrang, aber leider keinen Fleiß. Trotz der allezeit zwickenden und zwackenden Geldnot kaufte er das Buch und behandelte nun wochenlang den „klugen Star“. Wir wurden aber nicht klüger dabei, und ihm selbst schien auch immer dümmer im Kopfe zu werden. Uns fehlte dazu jede geistige und sprachliche Vorbildung, ihm die innere Verarbeitung des Stoffes. Kurz, das vorzügliche Buch wurde zu den übrigen in den Schrank gelegt, und ich erinnere mich nur, daß ich als „Kehrjunge“ es manchmal aus dem Staube des Schulschranks geholt und gelesen habe.

Mit einem Kochbuche müßte die Verfasserin gleich den gefüllten Geldbeutel, mit einem Schulbuche der Verfasser gleich seinen Geist und sein methodisches Geschick versenden können. Das Fremde wird immer stumm und machtlos bleiben. Nur wenn das fremde Buch die eigenen stummen Saiten unserer Seele erklingen macht, wenn es uns zu einem lieben Eigentum wird, kann es wirken. Wir verstehen nur, was unser ist. Wir haben nur, was wir erwerben. Wir können nur uns selber beim Lehren mit Erfolg geben, nicht fremde, unverstandene Dolmetscher. Wenn der Lehrer wie ein trinkendes Huhn aus dem Buche einen Schluck nimmt, den Kopf hebt und gen Himmel schaut und, ohne die geborgte Weisheit niederrinnen zu lassen, sie gleich den Kindern als Trank einfüllt, so ist das kein Prozeß

geistiger Vermehrung, sondern nur eine sehr mechanische Kanalisation. Geist kann nur von Geist erzeugt und erzogen werden. Niemand gebietet nun unbeschränkt über alle geistigen Schätze. Wir leben alle mehr oder weniger auf Borg oder Erbschaft. Doch „was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen". Jedes Buches Inhalt muß man sich erobern, um es sein nennen zu können. Dazu gehört eine innere Verwandtschaft des Verfassers und des Lesers. Wesenfremdes prallt machtlos von Geist und Herzen ab. Die Bücher gefallen uns am besten, worin wir ein gut Stück unseres Ich finden. Wir sind plötzlich in den Stand gesetzt, unser verborgenes „Ich" im Spiegel klar zu schauen. Wer nicht in sich selbst zu lesen versucht hat, wird auch kein geistig gerichtetes Buch verstehen.

Doch der Lehrer soll ebensoviel Verwandtschaft und Verständnis für das Kind wie für das Lehrbuch haben, denn zwischen beiden soll er der Dolmetscher sein. Nur wer sich in das Kind ganz hineindenken und in sein innerstes Wesen steigen kann, vermag es zu lehren. Rechter Unterricht muß Geistesmitteilung, rechte Erziehung Wesensmitteilung sein. Das beste Lehrbuch wird dem Kinde fremd und nutzlos bleiben, wenn nicht als lebensvolles Mittelglied der Lehrer dazwischentritt. Erst in der inneren Verwandtschaft des Lehrers mit dem Inhalt des Buches und in dem innigen Verständnis mit des Kindes Seelenleben vollzieht sich die Verschmelzung. Fremdes bliebe sich fremd ohne ein Gemeinsames, das beides versteht, umfaßt und zu einander zieht. Überall in der Schularbeit also der Fröbelsche Grundsatz: Satz, Gegensatz und Ausgleich! Wo der Ausgleich fehlt, wird stets eine schlechte Schule sein.

Weltkunde ist meines Wissens in unserer Dorfschule nicht getrieben worden. An der Wand hing eine Landkarte als Schmuck, in den Unterricht hat sie nie ein Wort gesagt.

Mich hat's lange wunder genommen, was das bunte Papier, das immer mehr verbleichte und verstaubte, da wolle.

Die **Natur** hat nie in die dumpfe Schulstube gelugt, wo nicht selten gesunde Natur ausgetrieben wurde. Zum Glück konnte ich der Schule ihre Arbeit schenken, indem ich auf eigene Faust zahlreiche Entdeckungsfahrten in das grüne Reich der Natur machte, die mir wenigstens die Liebe zu ihr erhielten, aber freilich kein Verständnis gaben.

Geschichte war mir ein unbekanntes Land. Einmal wurde auf Gemeindekosten ein Büchlein — von Vormbaum, glaube ich — verteilt, das vaterländische Geschichte als Zuckergebäck enthielt und von mir mit Haut und Haaren verschlungen wurde. Der Lehrer hielt nicht viel von dem süßpatriotischen Pilze. Wenn er ab und zu einmal Züge aus der deutschen Geschichte, besonders selbsterlebte aus den Befreiungskriegen, mitteilte, da riß er uns alle hin. Einst hatte ich ein Schreibebuch bekommen, das auf seinem Umschlage gar rührend „Theodor Körners Tod bei Gadebusch" darstellte. Da nahm er Gelegenheit, uns von dieses Dichters Leben und Sterben zu erzählen. Noch heute klingt es in mir nach, was er damals zu uns redete. Was hätte er in dieser Weise leisten können!

Im **Singen** kamen bloß Choräle dran, die mit rauhen Kehlen Gott zu Lob und Preis gebrüllt wurden. Das deutsche Volkslied war aus der deutschen Dorfschule verwiesen.

Zum **Schreiben** in Büchern war kein Platz in der Schule. Nur immer einige Bänke malten die ausgegebenen Vorschriften nach. Viele hatten keine Bücher. Ich erinnere mich, daß es für meinen bemittelten Vater eine schwerere Sache war, ein Schreibebuch als einen Acker Land zu kaufen. In die alten, beschmierten Buchdeckel heftete er immer aufs neue gelbes Pfennigspapier. Die Beschaffung der Lehr- und Lernmittel mag damals für den Lehrer allerdings eine Herkulesarbeit gewesen sein. Überhaupt entschuldigen die schwierigen

Arbeits- und die elenden häuslichen Verhältnisse manche Begehungs- und Unterlassungssünde.

13. Ein Pfarrer und Lokalschulinspektor.

Der Jammer in der Knabenschule wurde am schmerzlichsten von dem jungen Pfarrer empfunden. Jede Fiber sträubte sich in ihm, und jede Muskel zuckte, wenn er das Leben und Treiben dort sah. Er wollte ein Musterdorf wie das Goldmacherdorf schaffen, — denn nur nach dem Höchsten stand sein Streben —, aber wie ein Felsblock lag ihm die Schule im Wege.

Die Bauern wußten zwar, daß die Jungen dumm blieben, aber der Schulmeister hatte sie doch tüchtig unter der Fuchtel, und das genügte schon. Viel trug die Gelehrsamkeit doch nicht ab, und „Supertenden" sollten sie ja nicht werden. Aber daß der Schulmeister sich häufig in Gemeindesachen mengte, mit seinem Gehalt nicht zufrieden war, überall borgte und ungern wiedergab, eine nicht undeutliche Vorliebe für Geschenke verriet, schlecht bezahlte, einen Haufen böser Jungen hatte und die Kirchenmusiken sehr lässig schaben ließ: das ärgerte sie.

Dagegen wurde der Mädchenlehrer hoch gerühmt. Trotz seiner tüchtigen Bildung hat er 54 Jahre auf der kleinen Stelle ausgehalten. Ihn nannte alle Welt „Herr Hammer", während der Knabenlehrer grobweg „der Schulmeister" hieß. Der Herr Hammer war ein alter Junggeselle, dessen kleine Wirtschaft ein zwerghaftes Persönchen mit einem Schnurrbart und scharfgewetztem Mundwerk, die Jungfer Sophie, führte. In jungen Jahren hätte der Herr Hammer gern ein Weib, das er liebte, heimgeführt, aber das Gehältlein war zu knapp für einen, geschweige für zwei und mehr. So verschwieg er seine Liebe, verbiß das Trennungsweh und ging

einsam, aber heiter durchs Leben. Er hielt pünktlich Schule, war allwegs ordentlich, besonders im Bezahlen, worauf der Bauer so großen Wert legt, bearbeitete selber im Schweiße des Angesichts seinen schönen Garten, spielte an Winterabenden seinen harmlosen Skat und erzählte dazwischen noch harmlosere Scherze, von denen er überquoll. Hoch um Geld spielte er nie, aber eine leichtfertige Behandlung selbst des Spiels konnte er übel nehmen. Auch das Verlieren machte ihn empfindlich. Die Kinder hielt er gar gut; die Alten behandelte er freundlich. Zuletzt waren die meisten Frauen im Orte seine Schülerinnen gewesen, ehrten und liebten ihn wie einen Freund und Vater. Mit Hochachtung und Rührung denke ich an den würdigen Mann, den mir meine Eltern stets als Muster vorstellten. Fast zwei Frauengenerationen hat er erzogen und der guten Sitte und Sittlichkeit des Dorfes unschätzbare Dienste geleistet.

Der Pfarrer war ein seltener Mensch, hochbegabt, tüchtig gebildet, frischen und festen Willens und edelsten Strebens. Noch sehe ich seine wohlgebildete Gestalt, sein edles Gesicht, die geistvollen großen, grauen Augen, die sich bis ins Herz bohren oder flammend aufleuchten konnten. Ich schulde ihm einen guten Teil meines Wesens und meines Glückes. Obwohl er der strengkirchlichen Richtung in voller Entschiedenheit angehörte, so bewahrte er sich doch eine größere Freiheit des äußern Lebens. Seine vornehme, etwas herrische Natur haßte jeden Zwang, der nicht dem Gesetz des Geistes entsprungen war. So ging er meist in grauer Kleidung und verschmähte in jüngeren Jahren auch eine heitere Gesellschaft nicht. Er hackte, sägte und spaltete sein Holz, grub und bepflanzte seinen Garten, setzte, pfählte und beschnitt seine Bäume und Weinstöcke, führte uns Knaben im Sommer zum Baden und leitete uns zu Turnspielen an. Auf seinen häufigen Spaziergängen begleitete ihn meist sein großer grauschwarzer Hund „Schlau“ und fast immer ein Buch. Aber zwischen dem

Lesen bot er jedem Arbeiter im Felde Gruß und gutes Wort. Für alles hatte er Interesse; um alles kümmerte er sich; in allen Verlegenheiten hatte er Rat und hilfreiche That. Sein altes, gebücktes Mütterlein liebte und ehrte er mit rührender Kindlichkeit. Die verwaisten Kinder seiner Schwester erzog und versorgte er väterlich. Er selbst blieb unverheiratet.

Das Autoritätsprincip war seiner edlen, entschiedenen Natur das einzig richtige pädagogische, religiöse und politische. Aber fast als Umstürzler erschien dieser Mann, wenn es galt, Mißstände zu bekämpfen. Alles Verrottete packte er schonungslos an der Wurzel, alles Neue und Gute erfaßte er mit Begeisterung und prägte es eigenartig in sich um. Er war ein ganzer Mann, großartig in seiner Einseitigkeit, wirkungsvoll in seiner schneidigen Schärfe bei einem Herzen voll Menschenliebe, unruhig und unverwüstlich in seiner Thätigkeit, aber ruhig und gewiß in seinem Glauben, unbeugsam in Grundsätzen, aber versöhnlich im Leben, herausfordernd mit der Feder, aber gewinnend mit dem Worte, kurz, ein seltener Mann!

Der Schule mußte geholfen werden. In den wildesten Lärm der Buben fuhr er plötzlich wie eine Rakete. Die augenblickliche Stille lockte den Lehrer herbei. Na, die Augen, die ihn begrüßten! Aber kein Wort! Das zweite Mal sprengte seine heftige Natur die Reifen, und vor der Thür wusch er dem Alten gründlich die Schlafmütze. Wenn der Pfarrer weg war, ließ es dann der Kantor seinerseits nicht an spitzen Bemerkungen fehlen. Später fuhr der Pfarrer dem Lehrer in den Unterricht, ja hielt ganze Stunden selbst. Sogar vor den Kindern kam es ein paarmal zu unerquicklichen Entgegnungen, und das Verhältnis wurde immer brüchiger. Der Schule wurde mit dem allen wenig gedient. Der Lehrer wurde immer verdrossener und bitterer, ohne seine Pflicht haarbreit besser zu erfüllen. Was liegt an der Gebärde der Pflicht, wenn

ihr die Seele fehlt? Nur Liebe und Vertrauen sind wirkliche Baumeister. Auch damit versuchte es der Pfarrer, aber er begegnete dem Mißtrauen, und der Geduldsfaden riß ihm wohl etwas zu rasch. Was Jahrzehnte ge- und verbildet haben, das gießt man nicht in Wochen um. Machtgebote heben nicht auf eine sittliche Höhe, sondern erbittern nur. Zum Gleichschritt auf dem Exerzierplatze kann man kommandieren, aber nicht zum Gleichschlag des Pflichtpulses.

Wenn sich zwei Menschen nicht mögen, so verstehen sie sich auch nicht. Alles lief quer zwischen Pfarre und Schule. Was der Pfarrer anordnete, wurde bekrittelt und mißdeutet, was der Lehrer that, erfuhr häufig Tadel oder wurde mit Achselzucken abgefertigt. So sank das Thermometer der Pflichttreue immer tiefer. Wir armen Tröpfe standen zwischen Thür und Angel, nahmen aber doch mehr Partei für den Lehrer als den Pfarrer. Ersterer lobte uns und rief unser Mitleid an, letzterer riß uns nicht selten herunter, wohl hauptsächlich um dem Lehrer die Unzulänglichkeit seiner Arbeit zu zeigen.

Der Pfarrer wollte um jeden Preis Ordnung schaffen. So trieb er uns mit dem Glockenschlage zusammen, jagte uns abends nach dem Gebetsläuten nach Hause und scheuchte alle Schulkinder von den Tanzböden. Überall war er; überall griff er ein; und wenn Worte nicht fruchteten, so fuchtelte er auch mal mit dem Rohre dazwischen. Bei unentschuldigten Schulversäumnissen erschien er in den Häusern oder auf dem Felde, wusch den Alten die Pelze und trieb die Flüchtlinge in die Schule. Bewunderung, Achtung, Furcht, Haß — das war die Tonleiter der Gefühle, die in den Herzen seiner Gemeindeglieder klang, zuletzt aber verstummte der Haß gänzlich, und nur Liebe und Verehrung behielten das Feld.

Mit dem Mädchenlehrer stand der Pfarrer auf schönstem Freundesfuße, obwohl derselbe ein unverbesserlicher Rationalist war. Er spendete ihm nicht selten reichlich und laut Lob;

das erbitterte den Knabenlehrer, weil er daraus einen beabsichtigten Tadel gegen sich selber hörte. Das Lob anderer wird von den Ungelobten meist als Tadel empfunden. So mußte auch zwischen den Lehrern, die zudem grundverschieden waren, allmählich eine Verstimmung platzgreifen. Da der Kantor doch auch seine kleine Partei in der Gemeinde hatte, so wurde diese mit in den Zwiespalt gezogen. Dem Pfarrer entsprangen daraus mancherlei Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten in seinem geistlichen Amte. Kurz, Mißklänge schrillten und Mißverhältnisse zerrten nach allen Seiten.

Meiner geistigen Entwicklung gab des Pfarrers Eingreifen Anstoß und Richtung. Schon im elften Jahre nahm er mich mit in den Religionsunterricht. Ich hatte weiter nichts als eine ungewöhnliche Bibelkenntnis und viel Lernfreude und Frische. Der gab sein Unterricht Nahrung. Er sprach wohl etwas viel, aber immer packend. Wer hätte bei ihm unaufmerksam sein können! Noch heute fühle ich einzelne erschütternde Momente aus seinem Religionsunterrichte in mir nachzittern. Und wenn wir auch die Worte vergaßen, den Eindruck behielten wir. Und dieser ist ja das sittlich Erziehende. Unvergeßlich ist mir seine Behandlung des Meineids und der Unkeuschheit. Welch' ein heiliger Ernst! Welcher Liebesdrang, vor Verirrungen zu bewahren und die Verlornen zu retten! Seiner Augen Strahl und seiner Stimme Klang vergißt sich nicht. Nicht selten erläuterte er die Lehre durch Selbsterlebtes oder durch kleine Geschichten, so daß das Interesse immer rege blieb.

Zuweilen nahm mich der Pfarrer mit in sein Haus und gab mir gute Bücher. Ab und zu mußte ich aus gelesenen Büchern dies und das aufschreiben. Ich brachte nicht viel zuwege, machte doch aber die ersten und zwar ernsten Anstrengungen zur schriftlichen Darstellung. Besonders wirksam für meine Bildung wurde die Lektüre.

Das viele Bibellesen, an dem leider das Herz wenig

Anteil hatte, gab meiner Denk-, Sprech- und Schreibweise ein bestimmtes Gepräge. Bei meinem guten Gedächtnis lernte ich ungewollt ganze Kapitel auswendig, und biblische Anschauungen, Bilder und sprachliche Wendungen beherrschten meine Gedankenwelt und damit mein Sprachvermögen.

Die Bibel bekam später an Hebels Schatzkästlein einen Bundesgenossen. Dies schlichte Büchlein übte einen bestimmenden Einfluß auf meine Denk- und Schreibweise aus und wurde mir das liebste aller Bücher. Diese meine persönliche Wertschätzung mag über den wirklichen Wert des Buches hinausgehen; wir sind ja alle mehr oder weniger Sklaven unserer Erinnerung und sehen durch die Brillen der persönlichen Erfahrungen; die Thatsache bleibt, daß für meine geistige und sprachliche Entwicklung Bibel und Hebel bestimmend gewesen sind. Gerade in der Beschränkung und Einseitigkeit der Lektüre, der Vertiefung in ein engbegrenztes Gebiet, der Aneignung bis zur Unverlierbarkeit selbst in der Form lag diese zwingende Bildungsmacht. Die Vielheit flüchtiger, sich durchkreuzender und verwischender Spuren beim Vielerleilesen sind für die sprachliche Bildung eine große Gefahr.

Wer mit flüchtigem, kühlem Gruße an den Menschen hinstreift, lernt keinen kennen, lieben und nachahmen. Und Nachahmung — freilich nicht affenmäßige — ist der erste Hebel und das erste Ziel der Erziehung. Auch unser Stil ist zunächst Nachahmung von Mustern, und erst später mit dem Wachstum der Bildung öffnen sich die Schranken des engen Weges und führen auf den freien Turnierplatz des Geistes. Wer vom Kindesalter selbsteigenes Schaffen fordert, der mutet den Kleinen zu, daß sie aus Steinen Brot machen sollen. Was sie schreiben, ist Wiedergabe und trägt im besten Falle einen Schimmer ihrer eigenen Blutfarbe an sich. Aus dem Ölkruge des Propheten wird der reiche Inhalt in die kleinen Gefäße gegossen und nimmt da nach den

Wandungen und Formen des Gefäßes eigene Gestalt an, das ist alles!

Wer sich z. B. bei dem Schreiber dieser „Brosamen" die Mühe nehmen und scharf hinsehen wollte, der würde heute noch an seinem Stil die Eierschalen seiner Jugend, nämlich zahlreiche Anklänge an die Bibel- und Hebelsprache, entdecken.

Mein Herr Pfarrer wußte den Wert einer guten Lektüre zu würdigen. Aus eigenen, erborgten und erbettelten Mitteln schuf er eine Jugendbibliothek und verwaltete sie mit regstem Eifer. Christoph v. Schmid, Gustav Nieritz und Franz Hoffmann waren die drei Könige darin; aber auch andere Jugend- und Volksschriftsteller hatten Scherflein und Groschen dazu beigesteuert. Ich war der eifrigste Leser und verspeiste jede Woche meine zwei Bücher. War ich einmal mit allen Büchern durch, so fing ich wieder von vorn an. Dadurch wurde ich so Herr des Inhalts und der Form, daß ich trotz der auch von mir gesprochenen üblichen Mundart doch ein ziemlich gewandter Erzähler in hochdeutscher Schriftsprache wurde. Auf den Ferienreisen und in den Schlafsälen abends vor dem Einschlafen ist dies Vermögen später oft in Besteuerung genommen worden.

Mein sonst so sparsamer Vater verweigerte mir nie den „Buchdreier". Er hatte wie die Mutter und wir Kinder groß Gefallen an dem abendlichen lauten Vorlesen. Abwechselnd wurde das Vorleseamt von den Zwillingen, meiner Schwester Marie und mir besorgt. Das Buch wurde zum Familienaltar, und alle saßen beglückt darum. Noch sehe ich den horchenden Vater hinter dem Tische, wie er unthätig und starren Blickes in die Öllampe schaut und selbstvergessen mit dem angeketteten Lampenstocher in den Docht stört; die geschäftige Mutter hinter dem Spinnrade, wie der Faden bricht oder immer langsamer durch die Finger läuft, bis endlich Fuß und Faden ruhen; die neugierigen Geschwister, wie sie sich um den Vorleser drängen, sich auf die Zehen heben

und mit ins Buch gucken: bis endlich ein tiefer Seufzer der Erleichterung die Spannung löst. Nun wurden die Bilder beschaut, die Leute im Buche beurteilt, die Möglichkeiten, wie es hätte gehen können, besprochen und allerlei über den Inhalt des Buches geplaudert.

Wir hielten die Geschichten für unbedingt wahr, nur die „Märchen" gestatteten eine Ausnahme, und doch sprach im hintersten Winkel des Herzens eine Stimme auch den Märchen Wahrheit zu. Nur die Wahrheit und Wirklichkeit flößt Kindern rückhaltlose Teilnahme ein. Für Nebeltänze erwärmt sich kein Kind. Lange Landschaftsmalerei, umständliche Ortsbeschreibungen und erbauliche Betrachtungen irrten und wirrten uns beim Lesen. Gern sprangen wir über diese Steine im glatten Lesewege hinweg. Es fehlten uns zum Verständnisse die Anschauungen, ja die Vorbedingungen. Nur was in der Seele einen verwandten Haken findet, hängt sich da an. Fremdes prallt machtlos ab und fällt tot zu Boden. Beschreibung, Lehre, Betrachtung dürfen in Kinderschriften nur als dünne Silberfäden in das Gewebe des Buches eingeschlagen werden. Nirgends dürfen sie den frischen Fluß der Handlung stauen. Wer nicht den Pulsschlag des kindlichen Interesses nachfühlt, den kindlichen Anschauungs- und Sprachkreis genau kennt und doch nach seiner Bildung im Reiche des Geistes und der Sprache als Kundiger einherwandelt, der kann keine Volks- und Jugendschrift schreiben. An beide sind annähernd dieselben Anforderungen zu stellen.

In Wort und Zahl kann ich's nicht fassen, wieviel die kleine Bibliothek meines Heimatsdorfes meiner Bildung, der Sittlichkeit und dem Familienglücke genützt hat, aber es ist sehr bedeutend! Nicht dringend genug kann allen Lehrern die Gründung einer Schülerbibliothek auf die Seele gebunden werden. Und wer ernstlich will, der kann, selbst wenn die Gemeinde die Mittel verweigert! Die Lesegebühren sind ein Gründungsquell, der überall springt. Die Lektüre guter

Volks- und Jugendschriften muß zu einem sprachlichen Hilfs-, unterrichtlichen Ergänzungs-, sittlichen Erziehungs- und häuslichen Sammelmittel werden. Und der Lehrer muß hier der weise und eifrige Schatzverwalter sein. Der Lesestümperei und Sprachungewandtheit wird er die Zunge lösen, dem Unterhaltungsdrange, der sich so leicht in Klatschsucht verirrt, dem häuslichen Familienleben, in das der Wirtshausbesuch so oft störend eingreift, wird er, ein zweiter Joseph, die Kornhäuser der volkstümlichen Schätze öffnen.

14. Der kleine Schulmeister.

Das berühmte Schulexamen entschied über meinen Beruf.

Gewöhnlich wird den Eltern eines begabten Bauernkindes eingeredet, es sei zu diesem oder jenem Beruf, besonders zum Handwerk, zu gut. Es sei schade, wenn es sein Lebtag hinter dem Pfluge gehen, mit Axt und Hobel hantieren, Nadel oder Leisten regieren solle. Es müsse bei der Schule und den Büchern bleiben, oder doch wenigstens Schreiber werden.

Die Weltverhältnisse haben bislang daran gekrankt, daß die Bildung und der geistige Genuß zu oft Vorrechte einzelner Stände gewesen sind. Sie müssen — und wir sind auf gutem Wege dazu! — Gemeingut aller Stände werden. Wie Luft und Sonne, so muß Bildung des Geistes und Herzens alle erfreuen und beglücken. Soll dies der Fall werden, so dürfen nicht gewisse Berufsarten geadelt, andere geächtet werden. Mit den Menschen als Trägern steigt oder sinkt auch die Sache. Jede Berufsart muß darum tüchtige Kräfte haben, wenn sie zu Ehren kommen soll. Es ist im Interesse der Gesamtheit nicht wohlgethan, jede bessere Kraft hinter die Feder oder das Buch zu pflanzen. Das Feld menschlicher Thätigkeit ist groß, und tüchtige Arbeiter sind überall nötig.

Nicht also diese scharfe Scheidung zwischen Kopf- und Handarbeit soll man machen, sondern Neigung und Geschick zu irgend einem Berufe gilt es zu erwecken. Der Lehrer ist dazu hauptsächlich berufen. Er soll die Neigung und Begabung erkunden und pflegen, den Eltern Winke geben und die Wege zum Ziele ebnen helfen. Der Lehrer kann sich ein großes Verdienst um seine Schulkinder erwerben, wenn er so den Baugrund einer glücklichen Zukunft ebnen, dem Talente und der Neigung die gefesselten Flügel lösen hilft.

Diesen Dienst wollte mir mein trefflicher Pfarrer erweisen. Am Abend des Examentages besuchte er meine Eltern, hieß mich hinausgehen — freilich nur bis vor die Thür, an die ich mein lauschendes Ohr legte! — und setzte Vater und Mutter auseinander, daß ich Schulmeister werden müsse.

Der Vater erschrak sehr und wehrte mit Kopf und Händen ab, aber der Pfarrer verstand die Festung zu stürmen. Er stellte den Kostenaufwand als gering, die Stellung des Lehrers als ehrenvoll und verdienstlich, auch leidlich einträglich und im Sommer ziemlich kommod dar.

Der Vater brachte zwar allerlei dagegen vor, aber der Pfarrer widerlegte siegreich alle Einwände. Besonders den Kostenpunkt beschnitt er so, daß ihn der Vater zu zwingen gedachte. Anfänglich hatte er erschrocken gerufen: „Fünf Kinder habe ich! Da soll ich wohl einen auf hohe Schulen und die andern betteln schicken!" Der Schulmeister fing aber doch mehr und mehr in seinem Kopfe zu arbeiten an. Allein ein neues Bedenken stieg auf.

„Wenn er wirklich so weit käme und hätte eine Stelle, so machte er mir's vielleicht auch so wie jener Hochmutspinsel in L., der seinen Vater in der Küche essen ließ; oder er riefe mir aus dem Fenster zu: „Komm ein andermal wieder, heut habe ich Besuch!" wie's dem alten Döring in A. gegangen ist. Der alte Mann weinte, als er mir's erzählte."

Solche Befürchtungen überwand der Pfarrer mit warmer Rede und die Mutter mit Thränen, indem sie rief: „Wie kannst Du dem Jungen nur so was zutrauen! Er hat ein so gutes Herz!“

„Aber einen Samtrock, wie die Bürschlein in M. drin herumspringen, mit allerlei Schnüren und Narrenwerk, kauf' ich ihm nicht, und wenn man Holz auf mir spaltete! Ehe ich ihn zu einem Affen vermutze, lieber behalte ich ihn daheim!“ spielte mein Vater als letzten Widerstandstrumpf aus.

„Ist gar nicht nötig!“ lächelte der Pfarrer. „Ich hab' auch keinen gehabt!“

Nachdem der Samtrock mit Schnüren vom Etat abgesetzt war, förderten die Verhandlungen weit geschwinder. Es ist halt überall so. Ein Punkt, oft ein winziger, bildet die Spitze des Widerstandes, wie eine Linie die Wasserscheide großer Ströme und Meere ausmacht. Ist er überwunden, so verläuft alles von selbst, und die Hindernisse werden spielend hinweggeräumt. Des Vaters Beschlußnahmen gingen am selbigen Tage weit. Klavier-, Violin-, Generalbaß- und lateinische Stunden sollten womöglich morgenden Tages beginnen. Das Wort Aufschub kannte er nur, wenn es Hosen, Röcke, Stiefel oder Bücher anzuschaffen gab. Sonst war er die ungesäumte Pflichterfüllung in eigener Person.

In derselben Nacht habe ich im Samtrocke mit zwei Ellen langem Stocke geschulmeistert und lateinische Reden gehalten, daß die Fenster klirrten, wenn sie auch weder ich, noch sonst jemand verstand.

Der erste war ich früh in der Schule und verkündete, wer es hören oder nicht hören wollte, daß ich ein Schulmeister würde, und wie es den Jungen bei mir gehen sollte.

Einen Gewinn trug ich noch denselben Tag heim, nämlich den Spitznamen „kleiner Schulmeister“. Dieser Name hat später manchem Buben zu einer Tracht Prügel verholfen. Je mehr mich der Name ärgerte, desto fleißiger begrüßte

man mich damit, so daß ich strenglich die ganze Schulmeisterei aufzugeben beschloß, um nur dem Namen zu entfliehen. Schwerlich hätte es etwas geholfen; denn gerade die, welche ein Handwerk nicht mehr betreiben, werden mit dem Handwerksnamen beehrt. Der „Schuster" war schon in der achten Woche aus der Lehre gejagt worden auf Nimmerwiederkommen, aber den Namen behielt er. Der „Schneider" hatte einen Pfuschschneider zum Vater gehabt, verstand aber schwerlich einen Knopf anzunähen. Der „Wagner" hatte das einzige Rad seines Geschäftslebens eckig herausgebracht, den Namen wurde er aber nicht los. Der „Orgelbauer" verstand nichts weiter als eine vorlaute, schreiende Pfeife zum Schweigen zu bringen, indem er sie herausnahm.

Um den „kleinen Schulmeister" auszutilgen aus dem Gedächtnis der Menschenkinder, blieb ich hinfort aus allen Privatstunden fort und befleißigte mich der Feldarbeit. Endlich nahm mich der Pfarrer ins Gebet, brachte mich zur Vernunft und die Bubenneckerei durch ein scharfes Verbot zum Schweigen. Nunmehr steuerte der kleine Schulmeister wieder auf den großen los.

15. Billige blaue Höslein und teurer Vogelleim.

Die Mutter brachte eines Tages aus dem Schranke einen blautuchenen Rock, der in den schönen Tagen der Jugend ihr höchster Putz gewesen war. Seit Jahren verträumte er ein müßiges Dasein in einer Schrankecke; nur die Motten leisteten ihm seit einiger Zeit Gesellschaft. Beim Ordnen bemerkte die Mutter die ungebetenen Gäste. „Daß euch!" spricht sie unwillig, „nein, für euch ist er doch zu gut. Thörichter ist man doch nimmer als in den Tagen der Jugend; da hängt man das Geld im Putze an sich, daß es nach etlichen Jahren Mottenfutter giebt."

Sie klagte dem Vater die Not. „Ich wüßte etwas damit!“ sagte er und breitete den Rock auf dem Tische aus. „Den drei ältesten Jungen sind Hosen nötig, dazu langt der Rock, und ich meine, sie müßten gar staatisch kleiden.“ Nach kurzen Einwendungen gab die Mutter ihr Pracht- und Ehrenstück preis. Was hätte sie nicht ihren Kindern zuliebe hingegeben!

Wir drei Buben tanzten vor Freude um die Mutter und weideten uns im voraus an dem augensperrenden Erstaunen der Nachbarschaft ob der nie gesehenen himmelblauen Hosenpracht.

Doch ward der Rock einstweilen bei Seite gelegt — zu meinem schweren Kummer. Eine aufgeschobene Sache schien mir immer eine verlorene. Am dritten Tage mahnte ich den Vater an die Höslein; ihm eilte es aber niemals mit Kleidungsstücken, darum verwies er mich zur Ruhe. Ich gelobte thätige Beihilfe, und das ward angenommen. Mit großer Lust ließ ich das Trennmesser zwischen den Nähten spazieren und zauste die Fadenbröslein aus. Aber immer weiter verschob der Vater die Wunderhosen, so daß ich zaghaften Gemütes zu verzweifeln begann und meinen Kummer in blanken Zähren ausweinte. Der Vater aber wollte kein Verständnis für meinen Schmerz haben und meinte: „Weil Du's mit Thränen erzwängen willst, sollst Du Deinen Willen jetzt gerade nicht haben; erst in sechs Wochen kommt's daran!“

Die Mutter redete dem Vater selten drein, wenngleich mein Herzleid sie rührte. Item es half, und die Geduld kam, damit endlich auch der Geburtstag der himmelblauen Unaussprechlichen. Ein sonnenheller Sonntag beäugelte zuerst das Wunder von Hosen, und wahrscheinlich hat ihn Freude und Verwunderung den ganzen Tag bei guter Laune erhalten, denn kein Wölklein trübte das Sonnenantlitz.

Lange vor der Kirche stelzte ich wie die ausgestopfte Würde in der Straße auf und ab und ließ mich beschauen.

In der Kirche streckte ich die Beine weit vor; heimwärts klopfte ich alle zwanzig Schritt mit der flachen Hand den Staub aus, und beim Essen ließ ich die höchste Vorsicht walten, um nichts zu verschütten.

Den Nachmittag schlug sich der reichste Bube aus dem Dorfe zu uns drei blauen Brüdern und wollte uns für einen lockenden Plan gewinnen. Es war die Zeit des Sprenkelstellens. Unser großer Garten hegte in seinem hohen Buschzaune allerlei Singvögel.

Was dem Jäger die Jagd, das ist dem Buben im Herbste der Vogelfang, leider ein grausames und verderbliches Vergnügen, dem Eltern und Lehrer mit aller Strenge steuern sollten. Hunderte von lieblichen und nützlichen Sängern werden hingeopfert, entweder eine Beute der Katzen oder der dumpfen Stubenluft oder der Sehnsucht nach Freiheit. Hunderten werden die Beinchen in den mörderischen Fallen zerschmettert, oder sie zerren in der Verzweiflung selbst die Gelenke aus. Wie ängstet sich das arme Tierchen, wenn es in den Sprenkel sank und nun auf und ab flattert, ohne die Fessel am Fuße lösen zu können! Wie angstvoll blickt das arme Ding auf die herbeischleichende Katze oder den daherschießenden Knaben! Wie pocht das Herzchen so sichtbarlich! Wie flattert der unschuldige Gefangene hin und her und strengt sich an, dem grausamen Geschick zu entgehen! Alles vergeblich! Manche Buben sind unersättlich in dem Vergnügen. Leider gehörte ich dazu. An einem glücklichen Jagdtage hatte ich in Gemeinschaft mit den Zwillingen vierundzwanzig gefiederte Gefangene eingebracht, so daß die Stube von ihnen wimmelte. Verständigerweise, aber zu meinem großen Leidwesen, ließ die Mutter einen nach dem andern entwischen. Eigentlich hatte uns der Vater nur den Fang einiger Rotkehlchen für uns und etliche gute Freunde gestattet, damit sie die Stube von Fliegen säuberten. War das geschehen, so bekamen sie zum Danke die Freiheit. Aber inbetreff des

Vogelfangs wurde er seiner sonstigen unerbittlichen Gewohnheit untreu. Die Begierde trieb uns stets zu Grenzüberschreitungen, — und er drückte in diesem Stücke ein Auge zu.

In manchen Jahren gingen die Vögel schwer in den Sprenkel, weil bei reichlichem Insektenfutter der Beerenstrauß am Sprenkel wenig lockte. Das war ein Jammer, der selbst die Nachtruhe beeinträchtigte. Allerlei wonnige Träume von flatternden Gefangenen äfften uns, und die Wirklichkeit war so bettelkarg!

Nun rühmte uns der reiche Nachbarsbube die Leimruten als ein unfehlbares Mittel beim Vogelfange. „Er verstünde aus Leinöl den Leim zu sieden, und die Sache könne nicht fehlen!" behauptete er, und wir glaubten ihm, weil er älter und in allen schlechten Streichen wohlerfahren war.

Uns gönnte er Teil an dem Glücke, weil des Vaters Obstdarre ein bequemes Plätzchen für die Leimsiederei war. Unsere Bedenken wegen Feuersgefahr und des Vaters Strenge schlug er siegreich nieder.

In einem buschigen Winkel des Gartens blitzte unter dem Schirmdache eines stolzen Birnbaumes das rote Ziegeldach der Obstdarre. Büsche ringsum, Winkel und Zaunlücken genug, kurz ein Plätzchen, wie es die heißeste Spielphantasie nicht schöner ersinnen mag.

Auf dem Aschenbehälter wurde ein Feuer angezündet, und auf dem Dreifuß brodelte bald das siedende Öl im Topfe. Wir hingen dabei allerhand Jagdgedanken nach und gedachten auch der blauen Höslein nicht gebührend.

Eine Stunde mochte das Öl gekocht haben, aber eine Verwandlung wollte sich nicht zeigen. Der Nachbarsbub störte oft mit einem Stäbchen hinein und ließ das Öl langsam abträufeln, wobei er beteuerte, es verdicke sich schon und zöge sich lang wie ein Faden.

Eben probierte er wieder und rühmte, wie es immer zugiger werde. Da öffnete sich unsere hintere Scheunenthür,

und der Vater kam eilig auf das „Welkhaus“ los. Ich bemerkte ihn durch eine Thürspalte, kletterte eilig in dem Schlote in die Höhe auf den sichern Boden, der nach allen Seiten Fluchtröhren bot, und rief den Brüdern zu: „Geschwind weg, der Vater kommt!“

Der Leimsieder wollte schnell das Öl in die Asche schütten, versah's aber in der Eile und goß es in die Flammen, die wütend aufloheten. Da knarrte die Thür, und breit stand der Vater in der Öffnung. Er sprang hinzu, dämpfte das Feuer mit Asche, wobei er sich die Hände übel zurichtete.

Der Hauptmissethäter wollte sich nebenaus schleichen, aber des Vaters starke Hand erhaschte ihn. „Ich will Euch mit Feuer stänkern lehren, wartet!“ donnerte er die Leichengesichter an. „Kahl wegbrennen konnte das Häuschen über Eure Possen. Aber wartet, ich will Euch das Feuerwerk bezahlen!“

Er griff nach einem Zaunstecken. Des Leimsieders Geschrei lief wie ein Feuerreiter vor der Züchtigung her, und der Zwillinge stürzende Thränengüsse wären ein gutes Löschmittel gewesen. Dem Nachbarsbuben wurden die Gebühren zuerst ausgezahlt, weil er Eile hatte, aber reichlich und vollwichtig. Mit wüstem Geheul brach er durch die Zäune, und der Vater scheuchte ihn durch nachgeschleuderte Drohungen wie einen Hirsch durch die Hecken. Nicht viel sanfter wurde den Brüdern der Lohn zugefertigt. Mich verrieten sie nicht, aber ich litt Todespein in meinem Versteck. Als alles vorüber war, kroch ich hervor wie ein übergebliebenes Täublein nach der Entfernung des Marders. O weh, meine Strafe kam erst, und zwar die härteste: Was straft härter als fortdauernde Angst? Bei der eiligen Flucht hatte ein tückischer Nagel die Blaue räuberisch angefallen und vor dem Knie eine Thürklappe aufgerissen.

„Was nun? Ach, unseliger Tag, wie höhnt dein Sonnenschein! Hätte ich dich nie gesehen, du heimtückische Blaue!

Das alte Höslein war doch trotz seiner fünf Flicken noch recht erträglich!"

Ich schlich trübselig in den Büschen umher wie das letzte Rotkehlchen im Herbste, das den Wegzug der Geschwister versäumt hat, und immer und immer wieder sanken die Blicke auf die offene Knieklappe.

Als am Spätnachmittag tiefe Ruhe ins Haus eingekehrt war, da wagte ich mich durch die Scheuer auf den Hof. Auf der Straße plauderten und lachten die Nachbarsfrauen, die traut mit der Mutter zusammen auf dem Bauholz und dem Haussteine saßen und strickten oder Gurken schälten. Weiter oben lärmten die Kinder und trieben dicke Staubsäulen in die Höhe, die Zwillinge schon wieder dabei. Ich schlich unter das Hoffenster, — alles still in der Stube! Ich schwang mich auf den Mauervorsprung, — drin alles leer wie in der Kirche! Ich schlüpfte hinein und tastete mit zitternden Händen nach Nadel und Zwirn, — wer weiß, wo es die Mutter verborgen hat! In unsäglicher Angst stöberte ich durch alle Kasten, — endlich gefunden! Nun nahm ich das Höslein in die Kur. Wir wurden schon frühzeitig angeleitet, kleine Schäden an unserer Kleidung selbst auszubessern, überhaupt uns in allen Verlegenheiten selbst zu helfen.

Angstvoll lauschte ich auf nahendes Geräusch, — es ging vorüber! Gespannt horchte ich, ob das sorglose Geschwätz der Frauen noch fortdauere, — soeben lachten sie hell auf! Mit zitternder Hast flog die Nadel, — hoch hob sich die Brust beim letzten Stiche!

Abends verzichtete ich auf das Essen, hängte das Höslein mit ungewohnter Sorgfalt in den Schrank und legte mich zeitig zu Bett. Den nächsten Sonntag lobte ich mein altes Höslein und zog es an, um die blaue Unglückshose „bis Kirmse zu schonen." Wochenlang habe ich die Entdeckung hinausgeschoben, mich aber beständig mit der Angst vor Entdeckung getragen.

Wie schwer gewinnt man den Mut zu einem offenen Bekenntnisse! Wie thöricht ist's von Erziehern, diesen Mut statt ihn zu stärken durch Härte zu zertreten und die Kinder planmäßig zu Lüge, Verstellung und allerhand Winkelzügen zu treiben! Ein offenes Bekenntnis ist harte innere Strafe, wozu dann noch mit äußerlicher Züchtigung drohen? „So wir uns selber richten, — und das geschieht beim Geständnis — so werden wir nicht gerichtet.“

Endlich entdeckte die Mutter den vernähten Knieriß. Meine Thränen stillten ihren aufwallenden Unwillen. Meinen Vater stellte die aufgewandte Kunst in der Ausbesserung des Schadens zufrieden. Er sah in mir ein keimendes Schneidertalent.

„Hättest Du's doch früher gesagt!“ dachte ich mit erleichtertem Herzen. „Wieviel Angst hättest Du dadurch erspart!“

Das ist ein Stücklein aus des Kindes kleiner Welt, und so oder so wiederholt sich's immer und allerorten. Das Kleine dünkt dem Kinde groß und schwer, weil es das Große nicht faßt. Alles hat seine Zeit, nirgends mehr als in der Entwicklungsgeschichte eines Menschen. Das Kind muß genommen werden, wie es ist, nicht wie es die Systembedürftigkeit und das gereifte Urteil der Erwachsenen sich denken. Es kommt die Zeit, wo uns ein Riß ins Beinkleid wenig kümmert und wo ganz andere Nägel in des Lebens Gewebe reißen. Des Kindes Glück und Leid soll mit kindlichem Maßstabe gemessen werden. Das ist der beste Erzieher, der mit Verständnis und Herzensteilnahme in diese kleine Welt niedersteigt, um mit der harmlosen Freude eines Kindes und der Weisheit eines gereiften Menschen seine kleinen Freuden zu teilen und zu veredeln und seine kleinen Leiden teilnehmend mit zu empfinden. Nur durch Niedersteigen in des Kindes Denken und Empfinden gewinnt er Einsicht und Kraft, das Kind

von Sprosse zu Sprosse auf der Erziehungsleiter emporsteigen zu lassen.

16. Ein teurer Acker.

In unserer Nachbarschaft trieb ein alter, lustiger Junggesell sein Hauswesen und steuerte damit auf das große Subtraktionsexempel los: Null von Null geht auf! Bald war er am Facit. „Mit 24 Jahren wird man im Gericht, mit 60 von der Arbeit mündig!“ sagte er häufig. Ich erinnere mich noch deutlich seiner Manchesterhosen, die er auch an Werktagen trug, der zierlichen Pantoffel, die auf den Straßen hin und her klapperten, des Lederkäppchens von 80- oder 100jährigem Alter und der „Beiderwands“-Jacke mit großen weißen Knöpfen.

Noch geschäftiger als die Pantoffel war die Zunge; sie hatte ihresgleichen nicht im Lande. Mit der Arbeit hatte der alte Stotzel einen ewigen Landfrieden geschlossen, so daß keins dem andern ins Revier kommen durfte bei Todesstrafe. Vom Großvater hatte er die Freundschaft auf den Vater übertragen. Sie bestand darin, daß sich mein Vater alle Lügen ruhig aufbinden ließ und sich nur darüber verwunderte.

Einst bot er dem Vater einen Acker Land feil, den letzten. Er malte den Kauf zum Mundwässern, so daß den Vater gelüstete. „Überleg's,“ — sagte er beim Weggehen, — „weil Du's bist! Einem andern hing ich den Apfel nicht so vor den Mund!“

Darauf rief der Vater die Mutter: „So und so stünd's, und was sie meine.“

„I, das Land gefällt mir wohl, aber schon wieder borgen! Schulden essen aus der Schüssel, legen sich mit ins Bett und stehen mit auf. Schuldenfrei dünkt mich's weit hübscher. Wenn Du was von den Schulden heruntergewürgt hast, mußt

Du gleich wieder kaufen, damit man immer den Strick am Beine fühlt. Geld auf Kapitalien thun und Zinsen ziehn wäre weit hübscher. Doch das ist Deine Sache, Du mußt es besser wissen!" sagte sie.

Der Vater rühmte das Land — „und bloß 55 Thaler! — vielleicht läßt er noch etwas nach! Zudem, das meiste haben wir schon vorrätig!"

Er zog den Schlüssel zum Tischkasten, und wiewohl er ganz genau wußte, daß 25 harte Thaler im großen Lederbeutel in der hintersten Ecke staken, so zählte er sie doch vor unsern Augen nochmals auf, und wir standen mauerfest um den Tisch, faßten die blinkenden harten Thaler in die Hand und ließen einen am andern klingen, — lauter Preußen! — den Ausländern, sonderlich den schmutzigen Papierstreifen, war der Vater gram, versagte ihnen die Herberge und jagte sie womöglich bis in die Nachbarstadt, wo die Kaufleute weniger Vaterlandsliebe hatten.

Nachdem der Schatz wieder eingespeichert war, sah der Vater steif vor sich nieder und machte sich nach seiner Angewohnheit beim Nachsinnen mit der Nase zu schaffen.

„Weißt," — sagte er zu unserer Mutter, — „dreißig Thaler gilt die rote Kuh unter Brüdern. Das Rind ist trächtig; für eine kleine Zeit behelfen wir uns schon mit einer Kuh und zwei Ziegen; — andere Leute essen ja jahrein, jahraus Salz und Brot; wir brauchten nichts zu borgen; unsere Kinder hätten einen Acker mehr zu teilen, — nun was denkst Du?"

Das hörte sie ungern. „Du kannst keine zwei oder drei Kühe im Stall leiden! Ich soll Zubrot schaffen, aber aus dem Ärmel schüttelt sich's nicht. Eine Kuh, wenn sie gar sechs Wochen trocken steht, bringt den Hausstand in Bettelei. Die Buttergroschen kommen Dir auch nicht ungelegen; doch mach's, wie Du willst!"

„Ich meine," sagte der Vater, „wir zwingen's! Ein

Vierteljahr ist kurz, und das Land haben wir für immer. Borgen —"

„Nein, nein, nicht borgen!" fiel die Mutter dazwischen. „Lieber schmorgen als borgen, das macht nur Sorgen. Schlag die Kuh los, ich bin's zufrieden!"

In immer größere Freudigkeit redeten sich die Eltern; immer herzlicher wurde geratschlagt und gehofft. Wir Kinder hörten zu und nahmen innig Anteil. Die Teilnahme und Liebe der Kinder am gesamten Hausstande ist eine Folge der elterlichen Offenheit und Einstimmigkeit und ein Bürge späterer Bravheit und wirtschaftlicher Tüchtigkeit. Wer die Mühe des Erwerbens nicht kennt, wird leichter sorglos verschwenden. Wer als Kind die mühseligen Staffeln des Erwerbs mit geklettert ist, der wird das Erworbene doppelt schätzen und es nicht nutzlos zum Fenster hinauswerfen. Daher finden sich selten Verschwender unter den „Männern der eigenen Arbeit," häufiger aber solche unter den Kindern der Fülle, die nur genießen, nicht erwerben gelernt haben. Die Kinder in der Jugend knapp halten und zu emsiger Thätigkeit anhalten, hat mehr als einen ökonomischen Grund. Die Gewöhnung zur Sparsamkeit und Thätigkeit ist ein Grundpfeiler der Erziehung und des Lebensglückes. Mein einfacher Vater hatte (vom Großvater) die sehr kurzen Erziehungsgrundsätze geerbt: „Meine Kinder müssen die Wahrheit sagen, — er selber war die unbeschränkte Offenheit! — aufs Wort gehorchen, — er selber wußte Ordre zu parieren! — und fleißig arbeiten lernen! — er selber war von früh bis spät das Muster der Arbeitsamkeit.

Andern Tages wurde der Handel richtig gemacht. Vierzehn Tage später hatte der alte Bursche sein Geld und der Vater eine sehr fehlerhafte Quittung, die er an Stelle des leeren Geldbeutels in die Tischkastenecke legte. Den Gerichtsgang zur Aufnahme des Kaufvertrags verschob der alte, bequeme Bursche von einem Tage zum andern, fast ein

Jahr. Endlich zwang ihn der Vater. Bauern sind untereinander nicht mißtrauisch, nicht selten sogar unbegreiflich sorglos, auch mein Vater! Nur gegen Vornehme mit Vorhemd und hochdeutscher Rede haben sie allerlei Vorurteile. Der Kauf war aufgenommen, aber es erfolgte keine Besitztitelberichtigung im Hypothekenbuche. Dem Vater war das kurios, aber er tröstete sich mit dem Schneckengange des Gerichts.

Plötzlich starb der alte Gesell, gerade da er das Facit seines Lebensexempels gefunden hatte. Der Rest bei seinem Subtraktionsexempel für die lachenden Erben bestand 1) in den Manchesterhosen, 2) in den Pantoffeln, 3) in der Lederkappe und 4) in dem einzigen Hemde mit etwas lebendem Inventar, von dem man ungern redet.

Jetzt drang der Vater auf den Hypothekenschein, bekam aber statt dessen ein langes Schreiben vom Gerichte, aus dem wir Jungen mühsam herausstudierten, daß der pp. Stotzel den fraglichen Acker gar nicht eigentümlich, sondern nur als lebenslänglicher Nutznießer besessen habe, daß bis jetzt der Acker auf einen Bruder des pp. Stotzel eingetragen sei, und daß der geschlossene Kontrakt nur dann Giltigkeit erlangen könne, wenn der pp. Stotzel das eigene Erwerbsdokument beischaffe.

Es half wenig in der Sache, daß der Vater laut genug sagte, was die Herren vom Gericht wären und was er mit ihnen machen wolle, wenn er sie hier in der Stube hätte.

Wir standen ihm redlich bei und berieten allerlei Angriffs- und Züchtigungspläne gegen die Herren Justizmüller. Die Mutter weinte, wie sie abermals ein Jahr sich den Bast von den Händen gemüht habe — für Tagediebe! Da heulten wir überlaut fünfstimmig und dachten, das ganze Hauswesen müsse in Splitter gehen.

Der Vater tröstete endlich sich und uns damit, daß es die Erben wohl nicht wüßten, und wenn, daß wir noch gesunde Arme und Beine zur Arbeit hätten, um so einen Schaden bald auszuwetzen.

Die Erben aber wußten, wie es stand, und ließen dem Vater sagen, er solle seine Hand von dem Acker lassen. Der Vater fuhr auf, zeigte den Kauf und die Quittung — und wozu Gerichte in der Welt seien, wenn das breite Siegel an der schwarzweißen Schnur nicht gelten solle? Die Erben aber bestanden auf ihrem Rechte und bestellten den Acker, ehe der Vater dazu kam. Der Vater wollte dagegen sein Besitzrecht behaupten und säete Gerste zwischen ihre Erbsen. Das ging denn nun bunt auf wie Läpplein an einem Bettlerkittel. Als die Erntezeit kam, heimste er ein, was auf dem Acker gewachsen war. Acht Tage später, als er vom Felde kam, hing eine Klage an seiner Thür. Das wirkt bei einem ehrenhaften Bauern wie ein Fembrief.

Schreck und Ärger zogen dem Vater ein Gallenfieber zu, und er mußte nieder, wie sich seine starke Natur auch dagegen stemmte. Die Mutter weinte und wir mit. Mit welcher Angst sahen wir den Vater hinter den Vorhängen des Alkovens, und wie freuten wir uns, wenn er einige Löffel Suppe nahm oder um etwas fragte!

Die Erben schickten den alten Schullehrer als Unterhändler, und dieser machte meinem Vater so bang und spiegelte ihm die Folgen seiner Fruchtwegnahme so furchtbar vor, daß wir in ein wütendes Schmerzgebrüll ausbrachen, weil wir den Vater mindestens geköpft sahen.

Des Vaters älteste Schwester, eine resolute und treffliche Frau, kam zum Besuch und nahm die Gerichte wie das habgierige Stotzelvolk gehörig unter den Hammer. Uns tröstete sie, wie bei jenen kein Segen in ihren Sachen sei, bei uns aber alles glücke. Wenn's bei jenen zum Dache 'nein regne, so müßten sie doch unten Durstssterben. Den Alten hätten die Läuse gefressen; die Probe von dem Vieh hätten die Erben behalten, und man wisse nicht, wie alles noch komme. „Seid keine Narren,“ — wandte sie sich zu uns, — „und heult um die paar

Thaler. Mein Kasper hat 100 in einem Sack verloren, und ich reiß' mir den Kopf auch nicht ab. Dadurch kriegt man nichts wieder. Besser machen! Erarbeiten! Das hilft! Betet nur, daß der liebe Gott Eurem Vater bald wieder auf die Beine hilft; das ist mehr als 55 Thaler und alle Eure Äcker wert!"

Sie brachte dem Vater eine kleine Labung und ließ ihm nicht eher Ruhe, bis er ein paar Löffel voll genommen hatte. Sie wünschte gute Besserung, und wegen Flachsraufen hätte sie wenig Zeit; ein andermal wollte sie länger bleiben. Die Mutter ging mit ihr hinaus, und sie redeten Heimliches zusammen.

Es kam noch mehr Besuch. Jeder brachte etwas, hatte zu fragen, sein Gutachten abzugeben und ähnliche Fälle des breitesten zu erzählen. Der Mutter sprachen viele Trost ein. Etlichen wollte des Vaters Wesen nicht gefallen. Einige sprachen kurzweg vom Sterben. Die Mutter weinte bei allem, strich des Vaters Haare aus der Stirn und sah ihm kummervoll in die Augen. Jeden Besuch geleitete sie vor die Thüre, hörte nochmals seine Ratschläge, dankte und hieß ihn wiederkommen: „Es sei doch ein Trost!"

Für mich war es sehr erleichternd, wenn die peinliche Stille, das kurze Atemholen des Kranken und das Schnurren der Fliegen in der verdunkelten Stube von Geplauder unterbrochen wurde. Alles schien mir ein Totenkleid anzuhaben und ängstete mich. Darum Licht, Luft, Besuch, Rede, Trost, Ratschläge, das half meiner Angst ein wenig ab.

Und diese Angst um den Vater war entsetzlich. Eines Tages leerten wir unsere Futterkörbe in der Scheuer auf einen Haufen aus, saßen dann betrübt nieder und ratschlagten und mutmaßten, wie es gehen könne, wenn der Vater stürbe. Schließlich brachen wir auf unserm Futterhaufen in ein jämmerliches Schluchzen aus und beredeten das Unglück weitläufig. Wir thaten übrigens so wacker unsere Schuldigkeit,

daß die Mutter wenig Arbeitslohn zu zahlen hatte. Ehe der lange Stock des Morgens durch das Wärmeloch fuhr und unten an meinem Bette rasselte, — der Trommelwirbel zum Aufstehen! — waren wir ungeheißen heraus und gingen schon morgens 3 Uhr der Arbeit nach. Alle Leute rühmten aber auch dem kranken Vater, wie es solche Jungen im ganzen Dorfe nicht mehr gäbe, so fleißig und verständig. Da läge der Mann auf dem Bette; die schwachen Kinder müßten vor der Sonne ins Feld. Wenn die Stotzels Erben ein Gewissen hätten, so müßte es wie mit einem Schmiedehammer drin arbeiten.

Die Base riet strenglich zu einem Arzte, und wie auch der Vater mit Hand und Mund abwehrte, — „das liefe gleich in die Thaler, und Rhabarber habe ihn noch immer kuriert!" — so holte doch der Vetter den Kreisphysikus herbei.

Dieser beschaute den Vater und schulterte sich: „Einige Tage früher wäre ihm die Krankheit eine Prise Schnupftabak gewesen!" meinte er. „Jetzt sitze die Galle schon tiefer im Blute, er hoffe ihr aber die Wege zu weisen!" Und er zwangs wirklich! Oder des Vaters kräftige Natur und der Segen dessen, der uns nicht Waisen werden lassen wollte!

Und doch schalt der Vater den Doktor einen Geldschneider. „Ein Glas wirke; beim zweiten stünde es wie der Karren im Sumpfe. Der Schelm schiebe es nur hinaus, um lange zu melken; er sei aber keine geduldige Kuh. Es gebe noch genug Doktoren in der Welt."

So mußte der Vetter zu einem andern hochgepriesenen Wunderdoktor gehen, der das Wasser beschaute. Der that klug und ließ durch halbe Worte merken, er wolle das Ding schon anders fassen und weniger den Geldbeutel. Aber auch hier schlich die Genesung schneckenlangsam, — und des Vaters Ungeduld beschleunigte sie wahrlich nicht. Er sollte die Medizin tropfenweise einnehmen, und that's drei Tage lang. Am vierten aber nahm er das Medizingläslein und leerte das artige Restlein auf

einen Zug. Seitdem besserte es sich rasch, und der Vater meinte: „Spitzbuben seien sie alle, aber ihm solle keiner wiederkommen!“

Den Acker hat er gegen eine erträgliche Abstandssumme auch behalten, und er meinte: „Noch sei er nicht zu teuer!“

Die innige Zusammengehörigkeit, die Anteilnahme aller an allem, die Offenheit und Wahrhaftigkeit, die angestrengte Thätigkeit und Treue in der Pflicht: Das war der Lebensodem meines Elternhauses. Das habe ich mit hinaus ins Leben genommen als bestes Erbteil.

17. Die Gewissenhaftigkeit eines Schulgehilfen.

Als künftiger Schulmonarch wurde ich zum Aufseher und Schulhelfer bestellt. Der alte Lehrer übertrug nicht ungern seine Pflichten jüngeren Schultern und gönnte sich drüben auf dem Sofa längere Erholungspausen.

Da ging's oft bunt über. Als das Getier aus der Arche Noäh wimmelte, kann's nicht krauser gewesen sein. Wurde es zu toll, so erschien der Lehrer wie der Erzengel Michael mit dem Racheschwerte in der Thür, — freilich in der Staubwolke nur undeutlich sichtbar, — und erfaßte mit scharfem, lodernden Blicke die Hauptmissethäter. „Wartet, Ihr Rangen!“ brüllte er, sprang mit wenigen Sätzen auf die Tische und Bänke mitten zwischen die Aufrührer und legte sie mit starken Schlägen nieder, so daß sie sich heulend unter die Tische duckten.

Ein Mäuslein konnte man atmen hören. Noch einige Schelt- und Drohworte donnerten abgerissen durch die Totenstille; musternd flog der Blick noch einmal über die Bänke — dann ging der Gewaltige langsam hinaus, und für einige Zeit hielt der Damm. Nicht selten schmeckten auch die bestellten, aber gewissenlosen Aufseher die Küsse des langen Stabes.

Meine neue Würde machte mich nicht wenig stolz. Lesen, Schreiben und Rechnen bei den Ungeschickteren waren mir gänzlich zugewiesen. Gar wichtig dünkte ich mich, wenn ich vor meiner „dummen Bank“ herumfechten, mit dem Stocke in der Faust sie bedrohen oder recht anbrüllen konnte. Wem ich etwas zugedacht hatte, der entlief selten seinem Schicksal. Wenn ich ihn als Faulenzer oder Spektakelmacher verklagte, so war der Stock reif.

Meine Pflegebefohlenen bewarben sich eifrig um meine Gunst, und ich verschenkte sie nicht gerade allzu gerecht. Zum Exempel! Des Sattlers Bub' hatte einen sonderlich harten, verschlossenen Kopf vor andern. Mit zehn Jahren brachte er „a“ und „m“ nicht zusammen. Ich knuffte ihn öfters derb und übergab ihn fast eben so oft den Händen des höheren Richters. All eins! Der harte Kopf war auf diese Weise nicht mürbe zu machen.

Die Püffe und Hiebe wurden aber dem Bürschlein überleid, und es sann auf Abhilfe. Heimlich bot er mir einen Dreier. Ich widerstand. Andern Tages aber bot ich eine Tasche voll glänzendbrauner Roßkastanien unter meinen Schülern feil. Das war eine gesuchte Ware, da es nur einen Baum im Dorfe gab. Er stand auf dem Anger, und wer früh zuerst kam, der war Eigentümer der abgefallenen schönen Kastanien. Im Frühaufstehen war ich aber den meisten über. Des Sattlers Junge erstand ein Dutzend Kastanien für einen Silbergroschen, und ich steckte stillen Gewissens das in „ehrlichem Handel“ erworbene Geld behaglich ein. Seitdem hatte der Bursch Frieden und kam mit Warnungen und Drohungen weg.

Aber Menschengunst ist Rauch, selbst die eines Schulgehilfen. Die Dummheit des Jungen war täglich da und ärgerte mich, der vorteilhafte Handel aber hatte mich nur einmal erfreut. Meine Worte wurden schärfer, setzten sich später in Püffe und noch später in Prügeltrachten um.

Da ging mich der Bursch eines Tages wieder um Kastanien an, und ich wußte wirklich einen neuen vorteilhaften Handel werkstellig zu machen.

Als der Lehrer kam, fragte er: „Hat's Richter (so hieß des Sattlers Junge) gekonnt?"

„Ja!" antwortete ich ein wenig gedrückt.

„Vor!" kommandierte der Lehrer. Richter konnte natürlich keine Silbe.

„Ich hau' Dich zu Mus", — donnerte der Alte den Buben an — „gestehst Du jetzt nicht gleich, wo Du das Geld hingethan, das Du Deinem Vater gemaust hast. So eben hat er mir's angezeigt!"

Der Missethäter stotterte und heulte.

„Nun wird's?" rief der Lehrer und faßte nach dem Stock. Da zeigte der Geängstete auf mich. Meine Blässe, meine schlotternden Kniee und mein Mund logen nicht, aber rechtfertigen wollte ich den „ehrlichen Handel". Die ganze Rechtfertigung wurde aber in einer Prügelsuppe und Schmähflut ersäuft.

Ärger als der Schmerz fraß die Scham. Mein Vater erfuhr den Streich und salbte die brennenden Striemen mit frischer Haselsalbe. Jede Schulstrafe hatte meist ein solch' häusliches Nachspiel. Wir selbst schwiegen darum daheim wie das Grab, wenn es in der Schule etwas gesetzt hatte.

Das Stücklein ist häßlich, aber lehrreich.

Eifrige und geschickte Gehilfen sind dem Lehrer einer volkreichen Schule unter Umständen ersprießlich. Aber er darf sie nur unter seinen Augen beschäftigen, muß ihnen ein bestimmtes, engbegrenztes Feld der Thätigkeit anweisen, darf ihnen gar keine Strafgewalt einräumen, Anklagen von ihnen nur sehr vorsichtig aufnehmen und muß ihre Thätigkeit im ganzen und einzelnen genau überwachen. — Für Bestechung, in welcher Form immer, war ich in Zukunft unzugänglich.

13. Auch einmal unschuldig.

Nur noch einmal bin ich mit des Lehrers Händen in Verwicklung geraten, auf diesmal aber unschuldig.

Mein Vater hatte zwar den größten Obstgarten, und das Obst mangelte Sommer und Winter nicht bei uns, aber doch verführte uns zuweilen die Kameradschaft zu Streifzügen unter verbotene Bäume. Selten! denn der Vater verstand in diesem Stücke keinen Spaß. Aber die Lust nach fremden Birnen, deren Art gerade nicht in unserm Garten war, nagte desto öfter in uns.

Dies Gelüst, Fremdes und Verbotenes zu kosten, ist die täglich neue Beleuchtung der Geschichte des Sündenfalles.

Obwohl wir nur äußerst selten und verstohlen durch fremde Zäune lugten oder schlüpften, wurde doch bei Vermutungen über die Unternehmer solcher Raubzüge auch manchmal unser Name genannt. Das kam daher, daß wir in einem Stücke schlimme Gesellen waren — aus Zwang! Wer einen von den „Polacks Jungen" antastete, den mochte es zum zweitenmal nicht wieder gelüsten: er wurde weidlich geprügelt und beschimpft! Wenn nicht, so bekamen wir beides reichlich selbst von unserm Vater. „Zusammenhalten, oder —!" war seine Weisung.

Ähnlich ging's unserm Hahn und dem Gansert. Ließen sich diese im Kampfe von andern überwältigen, so wurde ihnen alle Schande nachgesagt, und ihr Leben stand auf einer Nadelspitze. Einem Feigling von Hahn, der dreimal vor den Nachbarshähnen Reißaus genommen, wurde erbarmungslos der Kopf abgeschlagen.

Je nachdrücklicher wir eine uns angethane Schmach rächten, desto mehr lobte uns der Vater und gab weitere Winke, wie wir die Feinde zwingen sollten. Unnachsichtlich streng wurden wir aber bestraft, wenn wir fremdes Gut be-

schädigt, Wehrlose gekränkt, Ältere nicht gegrüßt oder gar geschimpft hatten.

Eines Nachmittags mußte ich das Haus und meinen jünsten Bruder hüten. Die Zwillinge waren mit Vater und Mutter beim Weizenschnitt. Ich schloß die Hausthür und flüchtete vor der Hitze unter den Schatten der Obstbäume.

Des Nachbars Honigbirnen waren zeitig und fielen häufig in den Weg, der längs des Gartens hinlief. Manche Vorübergehende hakten mit dem Rechen in die niederhängenden Äste.

Auch der Schmied des Dorfes ging vorüber, ein sonst wohlgeachteter und vom Herrn Schullehrer wohl gelittener Mann. Vor ihm waren zwei Jungen in dem dichten Buschzaune unter dem Baume umhergekrochen, waren aber entwichen, ehe ich sie erkannt hatte. Der Schmied schimpfte über Spitzbuben, die die Hälse nicht voll kriegen könnten, hob aber doch selbst einige der handrecht liegenden Birnen auf.

Am andern Tage schnaubte der Lehrer meine Brüder scharf an, was sie für Taugenichtse wären, die in fremden Gärten umherstrolchten und den Leuten das Obst mausten.

Sie leugneten mit entrüsteten und verwunderten Gesichtern.

Da donnerte sie der Lehrer an: „Lügen wollt Ihr Schlingel auch noch? Ein braver Mann hat Euch gesehen. Er hat zwar für Euch vorgebeten, beharrt Ihr aber bei Eurem Leugnen, so will ich Euch einen Denkzettel anhängen, dessen Schrift vierzehn Tage brennen soll! He, habt Ihr nicht gestern bei Eurem Nachbar Braun die Birnen aufgelesen? Untersteht Euch zu lügen!"

Die Brüder heulten überlaut, und dazwischen klangen unverständliche Worte.

Da sprang ich glühend vor Zorn auf und rief: „Das ist eine schändliche Lüge! Sie sind den ganzen Tag mit Vater im Felde gewesen, und ich bin bis in die sinkende Nacht mit meinem kleinsten Bruder allein daheim geblieben!"

und hinter diesen Worten schüttete ich eine breite und zornige Thränenflut aus.

Da schrie der Lehrer ganz wütend: „Junge, infamer, halt's Maul oder ich stopf's!"

Ich aber heulte und schrie: „'s ist doch nicht wahr, sie sind's nicht gewesen!" legte den Kopf auf die Hände und wetzte hin und her.

Da wurde der Lehrer wie rasend. In drei Sätzen war er über die Tische, faßte mich an beiden Ohren, hob mich in die Höhe und brüllte sinnlos: „Halt's Maul, Bube, verdammter, oder ich reiße Dir den Kopf ab!"

Und dennoch schrie ich mit letzter Kraft: „Sie sind's doch nicht gewesen!"

Da stauchte er mich nieder, daß mir die Rippen krachten und ihm der helle Schweiß ausbrach.

Mit verweinten Augen stürzten wir nach Hause und berichteten unter neuen Thränengüssen das erfahrene Unrecht. Und das ist der einzige Fall, daß der Vater über den Lehrer donnerte und wetterte, sonderlich aber über die Maulschwätzer und Zuträger. Ins Haus ist er dem Lehrer aber doch nicht gedrungen, wie's Sitte unverständiger Eltern ist; sein eigen Gefühl und der Mutter Wort verhinderten ihn daran. Ich wurde für meine Tapferkeit nicht wenig gelobt.

Mit einem Schnitte hatte der Lehrer die Fäden der Liebe und des Zutrauens zerschnitten. Er hatte sich zum Diener der Ungerechtigkeit gemacht! Hatte leichtfertig, auf ein seichtes Gerede hin und ohne die Angeklagten zu hören, parteilich gehandelt! Wehe, wenn der Lehrer durch Ungerechtigkeit und Parteilichkeit, ja den Schein davon, das Vertrauen in den Kindesherzen tötet! Unterrichten kann er dann wohl noch, aber nicht erziehen.

Wohl läßt sich mancherlei zur Entschuldigung des Lehrers anführen, wohl war mein Benehmen kein geziemendes, sondern den Lehrer reizendes, aber von der Erzieherweisheit muß man

mehr als von der Knabenthorheit erwarten. Auch das Kind hat seine Rechte, die der Erzieher nicht mit Füßen treten darf. So leicht ich sonst Böses vergebe und vergesse, dies widerfahrene Unrecht stieg durch lange Jahre hindurch jedesmal wie ein Gespenst aus der Erde, wenn ich den Lehrer begrüßte, und machte mich frostig und einsilbig. Obwohl er in Wahrheit gegen seine Schüler nicht ungerecht und parteiisch war, so haftete doch dieser Eindruck von jenem Ereignis in meiner Seele und saß wie ein häßlicher Fleck auf seinem Bilde.

19. Das unterbrochene Eierfest.

Nicht weit von meinem Vater wohnte ein lieber und wackerer Vetter. Mit allen Fremden, und waren's die verlumptesten Kerle, redete er hochdeutsch, und zwar so laut und vernehmlich, daß drei Straßen daran zu hören hatten. Das Restlein Hochdeutsch hatte er von der Zeit noch erübrigt, da er ein flotter und musterhafter preußischer Füsilier war und dem Herrn Hauptmann die Stiefel wichste. Gern erwähnte er im Gespräche seiner militärischen Thaten und wie seine guten Manieren daher stammten. Alles, was in dem blau-roten Tuche steckte, gehörte zu seiner Freundschaft und setzte sein Herz und seine Zunge in raschere Bewegung. Im Gespräche ließ er nicht ungern und nicht selten einfließen, daß auf seinem schönen Besitztum weder eine erste noch zweite Hypothek hafte. Das trug ihm den Namen „Vetter Hypothek" ein.

Er hatte eine Nebenscheuer mit flachem Strohdache, in welches das Wetter seine Rinnen gegraben hatte. Von der Gartenseite hatte sich ein Zwetschenbaum so nahe herangedrängt, daß er wie ein Wegweiser mit aufgerecktem Finger den Buben zu sagen schien: „Hier geht der Weg aufs Dach!"

Wir verstanden den Wink und gehorchten, dem Dache

weder zum Nutzen, noch dem Vetter zur Freude. An heißen Sommertagen krümelten und rieselten die Spitzen des alten Strohes unter den Händen und Füßen der kletternden Buben wie ein trockener Regen herab. Besonders an schönen Abenden und Sonntagsnachmittagen war das Scheunendach der Tummelplatz unserer Spiele.

Wie Marder liefen wir auf dem Firste, schurrten wie Schlitten in den Strohgeleisen nieder und bohrten wie Ratten uns Löcher durch das Dach in die strohgefüllte Scheuer.

Manchmal schrie der Vetter seine zornigen Donnerwetter in die lärmende Freude. Wehe dem Unglücklichen, der in seine eisernen Fänge fiel! Er dehnte ihm das Ohr nagelbreit aus den Fugen und wusch ihm den Rücken mit trockener Weißdornlauge. Glücklich, wer noch rechtzeitig wie eine Maus durch die Rutschlöchlein im Dache verschwinden und sich im Stroh vergraben konnte! Im Schlupfwinkel verharrten sie mit angehaltenem Atem und pochendem Herzen, bis sich draußen das Wetter abgetobt und zuletzt mit leisem Grollen in die Ferne verzogen hatte.

Dann ging's mit halber Vorsicht von neuem los. Doch nicht selten schwoll der Lärm zur alten Stärke an, schwerlich aber brach der Vetter zum zweitenmal von der Arbeit ab. Besonders sicher waren wir an den Sonntagsnachmittagen, da schlief er wie ein Murmeltier im Dezember, denn früh hatte er sich in der Kirche ganz müde gesungen. Keine größere Lust kannte er, als den Kantor niederzusingen, so daß dieser mit seiner Stimme hinter die Orgel flüchtete, und er allen voran mit der Allgewalt seiner Töne die heiligen Räume füllen konnte.

Die gutthätige Strohscheuer gehörte zu einem unbewohnten Hause, mit dem sie durch einen Stall verbunden war. Ich dehnte zuerst meine Entdeckungsreisen auch auf diese verschlossenen Erdteile aus, spazierte über die Firste und drang

durch eine selbstgebohrte Dachluke in die innern Räume des Hauses ein. Der oberste Boden war mit leeren Leinhülsen oder Knoten beschüttet. Ich wälzte mich darin, und die Knoten stachelten sich in die Kleider und Haare. Dieser possierliche Schmuck reizte die Spielgesellen zur Nachahmung. Da gewahrte ich unter einem Dachsparren einen weißen Schimmer, schlüpfte auf dem Boden wie eine Schlange hin und entdeckte etwa achtzehn Hühnereier, die eine eigensinnige Henne hierher ins Versteck getragen hatte.

Ich merkte die Ecke, beschüttete die Eier mit Knoten und trieb nun die Gesellen zum Abzuge.

Was nun mit den Eiern beginnen? Der Mutter durfte ich sie nicht bringen, denn von nichts zog sie die Hand rascher zurück als von einem fremden Ei. „Ein Ei macht ein groß Geschrei! Ein Ei zerbricht Freund- und Nachbarschaft!" pflegte sie zu sagen. Dem rechten Besitzer sie zustellen? Er hatte sich ja nicht gemeldet!

Endlich hatte ich einen Plan ausgeklügelt. Ich wollte den nächsten Sonntag einen Festtag stiften, der nicht im Kalender steht.

Eine Viertelstunde nordwärts vom Dorfe läuft ein Bach zwischen breiten Rasensäumen, beschattet von zahlreichen Weiden, durchs Feld. Hier fischte ich zuweilen statt zu grasen, wenn nämlich die Sonnenglut das Gras sengte, oder ich lagerte mich neben den Schweinehirten, der an einer überwölbten Quelle sich einen Sitz zurecht gemacht hatte, ein Feuer mit Weidenklötzchen unterhielt, Kartoffeln briet oder Kaffee kochte. Das Geschirr versteckte er allabendlich in einem hohlen Weidenbaume.

Nicht selten saß der Schweinehirt strickend neben dem qualmenden Feuer. Um ihn in ihren Schlammkutten streckten sich und grunzten die Säue mit halbgeschlossenen Augen in süßem Behagen, und die Ferkel quiekten, zankten sich und überkletterten die Alten. Ich legte mich neben den Hirten auf den Rasen, stützte den Kopf auf beide Fäuste und dachte:

„Wenn Du nur auch so ein Schweinehirt wärest und eine ganze Kirche voll Bücher hättest, da wolltest Du mal schön lesen!“

In dem Königreich des Säuhirten sollte mein „Eierfest“ gefeiert werden. Sechs Kameraden waren zur Teilnahme eingeladen. Nach beiden Kirchen stahlen wir uns mit allerlei Nötigkeiten, wie Topf, Streichhölzchen und Brot, aus dem Dorfe und trafen uns unter den Weiden. Wie Hamster schleppten wir Steine zu einem Herde und Holz zu einem Feuer zusammen. In das brodelnde Wasser des Topfes versenkte ich neun Eier. Da meine Mutter die Zeit des Eiersiedens nach Zählen bemaß, so zählte ich auch: Eins, zwei, drei u. s. w. Die zwölf Bubenaugen sahen lüstern in das kochende Wasser und auf die steigenden und sinkenden Eier. Bis achtundsiebzig war ich gekommen.

„Da soll Euch Spitzbuben doch gleich — ein Mäuschen beißen! Wartet!“ schrie eine gewaltige Stimme; eine hohe, schwarze Gestalt erhob sich über das Ährenfeld, und ein Blechschildlein glitzerte in der Sonne.

„Der Schütz, der Schütz!“ schrieen wir wild durcheinander und stoben, vom bösen Gewissen gejagt, wie Hasen in die Winde.

Der Schütz trat lachend an den brodelnden Eiertopf, schob ihn vom Feuer, hakte ein Ei heraus und probierte, ob's gar sei, — es mußte wohl! denn der Räuber schüttete das heiße Wasser ab und goß kaltes darauf, um die Schalen zum Ablösen geneigter zu machen, setzte sich dann nieder und schmauste so vergnüglich Brot und Eier, als habe nie ein Mensch mit größerem Rechte an einer gedeckten Tafel gesessen. Auch das Schlücklein Branntwein, ohne das er nie ausging, „weil's ihn zuweilen wie Ohnmacht überfiele,“ schien ihm nicht bitter einzugehen; denn bei jedem Zuge hob er die Augen andächtig gegen den Himmel, der in ruhiger Bläue

über uns schwamm und keinen Einspruch gegen die Frevelthat erhob.

Ich sah mit Ingrimm aus einem hohlen Weidenbaume, in den mich die Angst gezwängt hatte, die Vertilgungsschlacht gegen meine Eier und wünschte dem Schützen alles andere, nur nicht den guten Appetit, den er zeigte.

Doch tröstlich überkam mich der Gedanke: „Neun Eier hast Du doch noch!" Geschwind tasteten beide Hände nach den Taschen. O weh, beide Taschen und mein ganzer hinterer Mensch waren mit Eierschaum überschwemmt. Der Weg durch die enge Pforte hatte meinen Eiern das Herz gebrochen.

So bitter endete ein hoffnungsvoller Tag. Der Schütz aber ging heiter pfeifend nach beendetem Mahle mit den Überbleibseln und mit dem erbeuteten Topfe heimwärts. Ja, den Topf nahm er auch mit und hängte ihn an dem Stockgriffe über die Schulter!

So paßt ein Schelmenstreich auf den andern wie der Hammer auf den Nagel, und auch uns hatte das unrechte Gut nicht gedeihen wollen. Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn.

Lächeln muß ich noch heute über den Heldenmut des bösen Gewissens, der vor dem Rauschen des Ährenfeldes und der Stimme eines Flurschützen Reißaus nimmt.

20. Eine lustige Doppeljagd ohne Jagdschein und Gewehr.

Ehe die Separation die Fluren unter ihr erbarmungsloses Schermesser nahm, da trugen auch einförmige Feldmarken noch allerlei romantische Löckchen. Die knorrigen Feldbäume waren Warttürme der Raben und Falken, die Feldhecken und sumpfigen Röhrichte Wildparks, die gewundenen Bachläufe Hegestätten der Fische und Krebse, der Weiden- und Erlenbesatz daran Brutstätten von allerlei Vögeln, die Gemein-

weiden der Tummelplatz für die Rossejugend, für Rinder- und Schweineherden, die fetten Raine zwischen den Ackerfeldern grüne Festtafeln für einsame „Leitkühe," die von „Leitbuben" an Stricken dahin geführt wurden.

Nur die Hufenbesitzer hatten das Vorrecht, diese Rasenstreifen zwischen den Fruchtfeldern mit ihren Leitkühen abhüten zu lassen. Mein Vater gehörte dazu und ich darum unter die „Leitjungen."

Die beste „Leitweide" war das „Ziegenbein" an einem kühlen Erlenbache, in dem Fische ihr lustig Wesen trieben. Dahin leitete ich an einem Juli-Nachmittage meine beiden Schutzbefohlenen.

Die Kühe ließen sich das süße Gras schmecken und rückten in tiefer Andacht Schritt für Schritt vorwärts. So was macht Appetit, darum verspeiste ich sofort meine Vesperbemme, um den lästigen Mahner aus der Tasche los zu sein.

Nun sah ich zu, wie die Kühe mit ihren Fliegenwedeln nach dem Geschmeiß schlugen und mit den Schnauzen um sich fuhren. Ich hörte auf ihr vergnügliches Schnurpsen und zog ein Buch aus der Tasche, um mir durch Lesen die Zeit zu vertreiben. Zum drittenmal las ich den Peter Schlemihl. Fiel mir ein gutes Buch in die Hände, so wurde es gelesen, bis ich's fast auswendig konnte. Dies Lesen und Wiederlesen derselben Bücher ist mir besonders zuträglich gewesen. Geist und Form des Buches wurden so mein Eigentum. Die jetzt beliebten Eisenbahnfahrten durch allerlei Bücher sind ohne Segen. Bücherfressen frißt den Lesesegen mit, und Fresser bleiben meist mager.

Die Sonne machte mir das Lesen schwer, und ich schaute nach anderem Zeitvertreib aus. Hinter den dunkeln Erlenbüschen lockte die kühle Flut. Wer da baden und fischen könnte!

Der Kampf zwischen Pflicht und Vergnügen ist so alt wie die Menschheit. Ich strengte meinen Kopf nach Kräften

an, um „Kühe leiten“ und „Fische fangen“ zu vereinigen, und gewann in dem Preisdenken.

Eins, zwei! schlenkerte ich meine Stiefel heraus und band jeder Kuh einen als schwarzen Wächter an das Seil. Den sollten sie nun fürbaß ziehen in der Meinung, daß noch eine starke Hand hinter ihnen wäre. Ein altes Regierungskunststück, das aber der Bauernjunge aus sich selbst erfand, indem er auf die Dummheit der Kühe rechnete!

Und nun ins laue Wasser des Baches! Ei, wie sich die flüssige Decke innig anschmiegte! Auf dem klaren Kiesgrunde streckte ich mich lang aus und lag ein Weilchen still. Flink schlüpften die kleinen Fische unter meinen Körper in der Meinung, ich sei ein Weidenstumpf. Leise glitt meine Hand über ihr silberfarbiges Schuppenröcklein; sie hielten still, als ob eine sanfte Welle sie streichele, aber plötzlich faßte ich zu und schnürte den armen Wichten die Kehle zu. Die Gefangenen wurden in ein Küblein gesetzt, das ich mit einer Kiesmauer umbaut hatte, durch welche das frische Wasser ihnen zusickerte. Abends nahm ich die Beute in feuchtem Grase mit heim und ließ sie von der Mutter braten. Auch die Uferlöcher und Baumwurzeln wurden untersucht und mancher Schuppenrock gefänglich eingebracht. Zuweilen schrob unversehens ein tückischer Krebs seine Klammern um die Hand, oder ein ekler Frosch geriet zwischen die Finger und wurde mit Abscheu weit fortgeschleudert.

Plötzlich sehe ich über mir zwischen dem schwarzgrünen Laube einer Erle etwas Rötliches hin und her zucken.

Himmel, ein Eichhörnchen!

Sehen und haben wollen ist bei Kindern eins, leider!

Schnell schlüpfte ich in die Kleider und begann meine Jagd. Mit Steinwürfen scheuchte ich das Eichkätzlein von Baum zu Baum bachabwärts. Wie Bomben und Granaten zischten und plumpten die Steine und Erdschollen durch die Bäume in den Bach.

Weiter, weiter floh das geängstigte Tierlein.

Doch weh! jetzt endete der Erlenbesatz des Baches, und baumloser Rasen stieß an die Ufer; Flucht auf nackter Ebene aber war halber Tod für das Tierlein.

Aus dem letzten Baumwipfel schaute es angstvoll zurück, ob keine Umkehr möglich sei. Nein, das Fluchtthor war geschlossen durch zischende Handgranaten! Also nur Flucht im Blachfelde blieb übrig!

Jetzt traf ein Rasenstück den Flüchtling, und im Sprungflug schwebte es zur Erde. Mit erhobenem Schwanze fegte es über die Ebene, von der Angst gejagt, von dem langen Schweife behindert und von meinem Feldgeschrei gescheucht.

Wie ein Vogel schieße ich über den Boden; jetzt bin ich nah; jetzt trete ich fast aufs Tierlein, aber noch giebt's nicht verloren. Da reiße ich während des Laufes meinen blauen Kittel vom Leibe und werfe ihn als Netz über den Flüchtling. Gefangen, gefangen! Buchstäblich in Baumwolle gewickelt!

Und nun zurück zu den Kühen!

Doch welch' ein Schreck! Da grast nur noch die geduldige Alte und zerrt treulich ihren Wächter, den Stiefel, aber die Junge ist auf und davon. Wohin, wohin?

Wohl hatte ich auf der wilden Jagd seitwärts ein Poltern und Traben gehört und eine dicke Staubwolke wie eine entzündete Pulvermine sich durch das Kornfeld wälzen sehen, aber arges war mir dabei nicht in den Sinn gekommen.

Nun war das Unglück da und die Kuh fort in die weite Welt! Ich verging fast vor Angst und jagte der Spur des Flüchtlings barfuß, in Hemdärmeln, das Eichhörnchen im Arm, atemlos hastend nach.

Zuerst fand ich den Stiefel mit zerfetzter Strippe, legte ihn beiseit ins Korn und äscherte weiter.

Jetzt endete auch das Meer der wogenden Halme, und dort stand zitternd mein Kühlein auf einem Kreuzwege. Ein starker Bursche hielt sie am Seil. Sie stellte sich ungebärdig,

fuhr mit dem Kopfe bald gegen die Erde, bald gegen den Himmel und verdrehte die Augen, als ginge es ans Leben.

Der Bursche rief mir zu: „Da hast Du sie wieder! Ich kam Dir zu Glück, sonst wäre sie über die Grenze. Was für Teufelspossen treibst Du mit dem Vieh? Da kommt sie wie ein Dragonerpferd angedonnert und der Stiefel wie ein hetzender schwarzer Höllenhund in großen Sätzen hinterher. Das vergeß ich mein Tage nicht!"

Beschämt gab ich Bescheid über mein Regierungs-Kunststück.

„Aha!" lachte der Bursche, „so hängt's! Gewiß hat sie nach den Fliegen geschnickt, und das hat den Stiefel zu einem kleinen Hopser gezwungen. Sie erschrickt und springt seitwärts, der Stiefel macht einen noch größeren Satz, — denn Überbieten ist allwegs Mode, — und nun ist die Hetze losgegangen."

„Hab Dank!" sagte ich mit leichtem Herzen und führte meine zweite Jagdbeute nebst der ersten zurück zu der getreuen Alten, die, statt auf Abenteuer auszureisen, in der Zeit Magen und Euter gefüllt hatte.

Nun konnte ich mich erst des Eichhörnchens freuen. Daheim am Fensterbrett baute ich ihm ein Häuschen und legte es an eine blanke Kette. In kecken Sprüngen zog es dieselbe klirrend hin und her. Mit den Vorderpfoten putzte es sich sein zierlich Schnäuzlein und ließ die langen Barthaare hin und her zucken, spitzte die Ohren mit den langen Büscheln, stellte den zweizeiligen buschigen Schwanz wie einen Federbusch in die Höhe, hockte auf den Hinterbeinen und hielt in den Vorderpfoten eine Nuß, um mit den scharfen Nagezähnen ein Thürlein durch die harte Schale zu dem süßen Kern zu brechen. Manchmal saß es aber auch verdrossen in seinem Gefängnis und nagte eigensinnig am Holzwerk. Ich aber stand stundenlang bei dem angeketteten Kinde der Freiheit und des duftigen Waldfriedens und freute mich meiner Jagdbeute.

So sind oft unsere Freuden! sie wachsen auf fremdem Leide wie die Mistel auf kranken Obstbäumen.

21. Anno 1848 um einen Finger kürzer gemacht.

Der Park des Rittergutes mit seinen Teichen, Erlen und Büschen war von den Bauern zu gemeinen Gärten zerschnitten worden. Die Teiche zeugten Schilf und Frösche und gaben im Winter eine spiegelglatte Eisbahn zum Schurren und Schlittschuhlaufen. In die Wipfel der schwarzgrünen Erlen kletterte ich oft nach Raben- und Elsternestern oder ließ mich in den grausigsten Herbststürmen auf und nieder schwenken. Die dürren Äste brachen und flogen samt Blättern und Erlnüßchen weit umher, ich aber hing festangeklammert zwischen Himmel und Erde in meiner luftigen Wiege und freute mich über das tolle Schaukelspiel.

Mein Vater erwarb neben dem ererbten Garten käuflich noch einen zweiten, ganz verwilderten. Eine große Strecke war sumpfig, sank unter den Füßen ein, ließ rostrotes Wasser aufquellen und erzeugte außer Moos und Schachtelhalm höchstens noch Frösche und Kröten.

Der Zaun war fünf Fuß breit und entzog durch Wurzeln und Schatten dem Nachbarboden die Nahrung. Zwischen dem stockwerkhohen Gesträuch standen stämmige Eichen und Buchen.

Im Frühjahr wurde der Sumpfboden entwässert und der Zaun ausgerodet. Unter unserem Jubelgeschrei sanken die Bäumlein und wurden die entwurzelten Büsche beiseit geschleift. Weniger spaßhaft war das Wegfahren der überschüssigen Erde in die Sumpflöcher. Die Schubkarren hatten gute Zeit, wenn uns des Vaters Kommando nicht einspannte.

Nun geschah's, daß der Vater eilig in die Stube gerufen wurde, „weil der Gerichtsbote ein Ding gebracht habe, das

er unterschreiben müsse." Er befahl uns noch, Erde zu fahren und keine Dummheiten mit der Axt zu machen.

Kaum hatte er den Rücken gewandt, so erhielten die Schubkarren Ferien und die Axt Beschäftigung.

Eine beinstarke Eiche leistete den Axthieben auf die losgegrabenen Wurzeln hartnäckigen Widerstand. Da faßte ich den Stamm, bog ihn zur Seite, damit die Wurzeln mehr Spannung erhielten und von dem jüngsten Zwilling schärfer getroffen werden könnten.

Wie nun der Streich niedersaust, reißt mich des Baumes Schnellkraft, die ich nicht länger bewältigen kann, vorwärts in die Hieblinie. Ich lasse den Stamm fahren, — aber zu spät! Die zischende Axt trifft meine Hand, und ein kurzer Schmerz wie ein Dornstich durchzuckt mich.

„Es wird nichts sein!" denke ich und merke auch nichts.

„Blut, Blut!" schreit der älteste Zwilling. „Was hast Du gemacht?"

Und nun vermisse ich meinen linken Zeigefinger und sehe aus dem Stumpfe einen ellenlangen Blutstrahl schießen und das Gras rot färben.

„Mein Finger, mein Finger!" schreie ich und taste mit der rechten Hand im Grase umher nach dem abgeschlagenen Stücklein. Da erst merke ich, daß es unter dem Stumpfe noch an einem Häutchen baumelt, fasse es sorgsam in die rechte Hand und springe dem Hause zu, während die Zwillinge mit Jammergeschrei durch die Zäune flüchten.

Vor der Thür gebrauchte ich einen Schrei als Anklopfer, denn selbst zu öffnen wagte ich nicht, um das Fingerstückchen nicht zu verlieren.

Die Mutter sah die blutige Hand und schlug entsetzt ihre Hände zusammen. Der Vater sprang vom Tische auf und faßte die verletzte Hand: „Herr Gott, das Unglück! Ein Finger ab und zwei tief gespalten! So habt Ihr doch mit der Axt gealbert! Nicht den Rücken darf man wenden!"

Er hieß mich niedersitzen und bespülte die Wunden unablässig mit kaltem Wasser. Rasch füllte sich die Stube mit Neugierigen, die sich in Ratschlägen und Vermutungen überboten. Einer sprang nach dem meist trunkenen Feldscher im Nachbardorfe. Ein weiser Mann besprach das rinnende Blut mit Zauberformeln, und es stand wirklich, — als es ausgeblutet hatte.

Ich zuckte trotz des brennenden Schmerzes mit keiner Miene, weil mein Schuldgefühl die verdienten Schläge fürchtete.

Das abgespaltene Fingerstückchen ward inzwischen blau und tot, und mein Vater wollte es abschneiden. Der Feldscher nähte es als geschickter Schneider aber wieder an und heftete auch die Wunden an den andern Fingern zu. Als die Haut einmal ausriß und er kräftiger hineinstach, da stieß ich einen kräftigen Schmerzbrüll aus, — den einzigen während der ganzen Operation.

Mein Mut wurde nicht wenig gerühmt, obwohl nur die Furcht vor Strafe der Grund war.

Der Vater aber sagte schmerzerfüllt: „Den Garten wollte ich hergeben, wenn der Junge seinen Finger noch hätte; er bleibt ein Krüppel sein Lebtage."

Mir wurde für die Nacht ein Lager auf dem Kanapee zugerichtet. Die Hand lag auf der Decke, der Finger eingeklemmt zwischen Schienen. Die Mutter saß mit ihrem Nähzeug an meinem Bette. Der Vater hob öfters besorgt die Augen nach mir. Der jüngste Bruder schlich sich auf den Zehen näher und streichelte meine Hand. Die Zwillinge saßen sittsam in der Ofenecke, als hätten sie nie ein Wasser getrübt, lugten durch die Eckkachel des Ofens nach mir und sorgten nur, daß ich nicht schreien möge. Der geschickte Hauer war von einem Vetter am untern Ende des Dorfes aus einem Gebüsch gezogen worden, wo er jammernd seines Lebens Ende herbeigewünscht hatte. Der Vetter brachte ihn dem Vater und legte Fürbitte ein, die auch Erfolg hatte. Die

Straflosigkeit war aber ein so seltenes Gewächs, daß man ihr nicht recht traute.

Die Nacht war sehr unruhig. Wimmernd warf ich mich hin und her. Wenn ich die Augen aufschlug, so blickte ich in die wachen Augen der Mutter. Wollte ich die Hand heftig bewegen, so hinderte sie es sanft.

Nach Mitternacht waren ihr aber doch einmal die Augen zugefallen. Dem geschwollenen Finger ward's so eng in seiner Mausefalle, es summte und tobte darin, daß ich meinte, vor Schmerz rasend zu werden.

Geschwind wollte ich den Finger aus den entsetzlichen Klammern schälen, aber die Mutter ertappte mich dabei und wehrte mir.

Gegen Morgen hörte ich die schrillen Klänge der Totenglocke. „Wen läuten sie da hin?" fragte ich.

„Die Frau Kantor!" sagte die Mutter trübe.

Da drückte ich das Gesicht weinend in die Kissen. Das liebherzige Frauli hatte es immer gar gut mit mir gemeint, und nun sah ich sie nimmer, nimmer wieder. Ihr freundliches Gesicht und ihre guten Worte hatten mehr Macht über uns geübt als ihres Mannes Weißdorn-Gehilfen.

Ein neuer Schmerz fing an in mir zu wühlen. Da stand das neue Pianoforte, das der Vater auf mein Drängen gekauft hatte. Würde ich je wieder darauf spielen können?

Meine ersten Studien hatte ich auf einem Klimperkästlein aus dem vorigen Jahrhundert gemacht. Der Vater hatte es von einem Freunde für einen Gulden erworben.

Ich hörte zwar wenig von den Tönen, die unter dem Deckel blieben, aber es hatte sich doch geduldig hämmern und trommeln lassen. Seit ich jedoch Pachters neues Klavier gehört, sagte ich dem Guldenkästlein alle Schande nach und drängelte so lange, bis mein Vater endlich auf den Klavierhandel in die Kreisstadt fuhr.

Mit vollem Beutel aber ohne Instrument kam er wieder und erzählte, wie er von einem bekannten Lehrer zwei habe

proben lassen, wie eins auswendig schön funkle, das andere aber besser im Ton sei. Noch einen Thaler seien sie im Handel auseinander.

„Wenn nun einer kommt und giebt ihn!“ jammerte ich und verdachte dem Vater seinen Leichtsinn, solch' ein Ding, nach dem alle Welt lüstern sein müsse, so in die Schwebe zu stellen.

Der Vater aber meinte, was man erhandle, brauche man nicht zu verdienen. Fordern und bieten mache den Handel, und was einer fordere, kriege er sein Tage nicht. Der Instrumentenmacher werde schon ankommen und zuschlagen.

Er kam aber nicht. Da ließ ihm der Vater noch einen Thaler bieten. An demselben Tage kam aber auch der briefliche Zuschlag zu meines Vaters erstem Gebote.

Als der Vater das Pianoforte holte, wollte der Verkäufer den nachgebotenen Thaler nicht schwinden lassen. „Er könne es wirklich nicht; das Klavier ginge unter dem Preise weg ꝛc.“

Da kam er aber schön an. „Was geschrieben sei, sei geschrieben. Wenn er's nicht unter dem Thaler lassen könne, warum er den Brief geschrieben habe? Es mache ihm, dem Käufer, wenig aus, leer nach Hause zu fahren.“ So sagte der Vater und machte Anstalt dazu.

Da ergab sich der Verkäufer. Dem Vater aber war das Instrument nicht so lieb wie der Thaler, und vielmal hat er den Handel erzählt.

Ich lief dem Wagen entgegen wie Tobias Hündlein. Endlich rückte das Ding wohlverpackt heran. „Es riecht mal schön!“ rief ich der Mutter von fern zu.

Es wurde ausgepackt und in der kleinen Stube glücklich noch untergebracht.

Nun hatten die Tasten und Hämmer schlimme Zeit. Bei offenen Fenstern säete ich die Erzeugnisse meiner Kunstfertigkeit in die Ohren der Neugierigen und wurde nicht wenig als

ein Braver gerühmt. Ohne Fortezug that ich aber keinen Griff. Auch Orgel hatte ich schon in der Kirche gespielt und bei Kirchenmusiken die Geige gestrichen.

Das war nun alles, alles hin! Und wie ein zugeklappter Sarg meiner Freuden erschien das Pianoforte.

Der Pfarrer aber linderte meinen Kummer. Er erzählte, wie es Krüppel gäbe, die in den Füßen mehr Geschick als manche Menschen in den Händen hätten. Er habe ein Mägdlein ohne Hände gesehen, die mit den Füßen gestrickt, genäht und geschrieben habe. Ein ernster Wille und eine fleißige Gewöhnung thäten Wunder und könnten auch einen Finger überflüssig machen.

Später marschierte ich wöchentlich zweimal zu dem Wundarzt, um das Weggeld selbst zu verdienen. Den Arm in der Binde und den Stock in der Faust, marschierte ich an einem Bache unter den Obstbäumen hinauf, ruhte im Schatten, machte den Fischen mit dem Stocke angst, zerrührte den gelbweißen Schaumberg, den der Bach erzeugte, wenn er über eine Wurzel im Wege stolperte, scheuchte die Hasen, äffte den Raben nach u. a., alles Dinge, welche die linke Hand nicht übel nahm.

Es war im Frühjahr 1848. Der kriegerische, unruhige Geist hatte auch die Jungen angesteckt. Mit Armbrüsten, hölzernen Säbeln, Fäusten und Erdschollen bekriegten sich die Buben des Ober- und Unterdorfes und beschenkten sich mit Püffen und Beulen, ohne daß Eltern und Lehrer etwas dazu sagten.

Mein Finger machte mich invalid. Aber einen tapfern Soldaten hindert keine Wunde, nur der Tod am Kampfe. Wie Stecknadeln und Fischschwänze zwickte und zappelte die Kampflust in mir, wenn das Feldgeschrei der Buben erklang.

Der Eifer riß mich endlich unter die Kämpfer. Bolzen und Erdschollen flogen wie Maikäferschwärme um mich. Da plautschte plötzlich etwas auf die kranke Hand in der Binde.

„Es ist nichts, — weiter!" drängte die Kampfslust, und meine Bomben flogen.

Da rief ein Junge: „Fritz, hör auf, aus Deiner Binde tröpfelt das Blut!"

Geschwind rannte ich in unsere Scheuer, löste die blutgetränkten Binden und ließ mir von den Zwillingen einen andern Verband anlegen.

Seitdem wollte die Wunde nicht heilen. Der Feldscher schüttelte den Kopf und meinte: „Es war alles gut, und nun ist alles wie im Anfang; was hast Du nur gemacht?"

Ich murmelte etwas von „stoßen", schwieg aber von meinen Kriegsthaten.

Einmal faßte er mit einem Zänglein in die Wunde, tastete drin umher, faßte etwas, ein Ruck, ein kurzer Schmerz, und ein Gelenkknöchlein und dann noch eins und wieder eins kam zutage.

Drauf heilte die Wunde, aber die Spitze des Fingers rückte — gemäß dem Zeitgeiste von 1848 — immer mehr nach links wie ein Wegweiser, der in der Richtung irre geworden ist.

Mein Vater wollte zwar den linkischen Burschen nach rechts bekehren, aber er ist bis heute eigensinnig bei seiner krummen Richtung geblieben.

22. Das Ende vom Anfang.

Schon länger hatten die Wetter von Anno Achtundvierzig in der Ferne und in der Tiefe gegrollt. Endlich brachen sie aus. Unser Kantor geriet mitten in die Bewegung und ließ sich's viele Wege und Worte kosten, um auf den Versammlungen für Befreiung der Schule und der Lehrer von Druck und Bevormundung einzutreten. An der Einrichtung der Bürgerwehr nahm er den regsten Anteil und avancierte in einem Zuge bis zum Premierleutnant und stellvertretenden Hauptmanne.

Auch in der Schule zündete er das kriegerische Feuer an. Politik, Gesetzgebung und Welthändel füllten den größten Teil des Lektionsplanes aus. Wenn wir auch seine Vorträge nicht verstanden, so wehete uns doch seine Begeisterung wie „Völkerfrühling“ an. „Das ganze Volk in Waffen zum Schutze der gesetzlichen Ordnung und Freiheit und zur Abwehr fremder Feinde!“ war ein Lieblingsthema von ihm. Er malte uns sehr farbenfrisch die Angriffs- und Verteidigungsmöglichkeiten für unsere Gegend aus. Auch die Schuljugend machte er kriegerisch marschbereit und verwandte zu unserm Ergötzen manche Religions- und Rechenstunde zu Soldatenspielen. Ich brachte es bis zum Unteroffizier und stand in unsern Kriegsspielen, die von dem Gebiete des Scherzes nicht selten auf das des blutigen Ernstes hinübergriffen, tapfer meinen Mann. Das oft lächerliche „Ernstspielen“ der Bürgerwehr mit ihrer „Ämterverteilung“ nach dem Maße der Vermöglichkeit und Freigebigkeit des zu Wählenden, mit ihrer bunten Bewaffnung, ihren Trinkgelegenheiten und ihren Spektakelmanövern ahmten wir nach Kräften nach. Gesunder Menschenverstand und langjährige Gewohnheiten schienen nicht selten aus den Reifen gegangen.

Das zeigte sich am lustigsten bei den Jagden. Jagdfreiheit war eine der ersten Errungenschaften des großen Jahres. Wer ein altes Kuhbein mit Feuerschloß, einen verrosteten Karabiner oder ein ähnliches Mordgewehr auftreiben konnte, der schwor Hasen, Rehen und Hirschen den Tod und schlich „laut und wild“ mit gespanntem Feuerrohr durch Feld und Wald. Die Sache war aber für die Schützen meist gefährlicher als für das Wild. Die Schießprügel versagten im rechten Augenblick oder knallten einen furchtbaren Riß in die blaue Himmelsglocke oder zersprangen und säeten die Splitter dem Schützen um den Kopf. Man hat nicht erfahren, daß viele Tierleben gefährdet worden sind. Auf einer Treibjagd im Walde, zu der alle Schießprügel und Beine sich in Be-

wegung gesetzt hatten, wurde nur ein Rehbock erlegt, und zwar wurde derselbe von einem Treiber mit dem Knüttel erschlagen.

Der handfeste Bursche stand hinter einer dicken Eiche und hörte dem Knallen und Spektakeln im Walde zu. Da raste ein stattlicher Rehbock daher, den das Schreien und Knallen ganz blind und toll gemacht hatte. „Der Deuker!“ denkt der Bursche, „der kommt ja stracks auf mich los, als ob er mir einen Gruß aus der Schützenlinie bringen solle! Wart'! Begrüßen muß ich Dich doch auch!“

Er faßt seinen Knüttel mit beiden Händen, und als das rasende Tier an der Eiche vorbeisausen will, da schmettert ein so mörderischer Schlag zwischen sein Gehörn, daß es betäubt niederstürzt. Der Treiber aber reißt sein Brotmesser aus der Tasche, kniet sich auf den Bock und schneidet ihm die Gurgel durch.

Das Gaudium über diesen Jagderfolg kann man sich denken.

Nach dem hoffnungsreichen und wechselvollen 48 stieg nebelgrau und gewitterschwanger 49 heran. Es führte unsern Kantor auf die Anklagebank. Das Verfahren endigte übrigens mit seiner Freisprechung. Er war zwar ein weit vorgeschobener Freigeist und Demokrat, aber kein Aufrührer. So weit ich's heute beurteilen kann, hat er sich mit seinem Fortschrittsdrange im Rahmen der gesetzlichen Ordnung gehalten.

Das Jahr 1849 fand ihn indessen schon nicht mehr in der Schule. Obwohl er noch nicht das 60. Lebensjahr überschritten und eine sehr kräftige Natur hatte, erfolgte doch seine Pensionierung mit einem Ruhegehalte von nicht 200 Mark. Lange vor diesem Ereignis hatte er öfter wegen Krankheit die Schule ausgesetzt und sich vom Pfarrer und einem Schulamtskandidaten vertreten lassen. Eines Tages nahm er mit den Zeichen gänzlicher Erschöpfung und tiefer Wehmut Abschied von uns. Mit dem Daumen über die Schulter nach der Pfarre zeigend, sprach er: „Ihr wißt's alle, daß ich ein

Opfer unablässiger Verfolgung von drüben bin; Ihr wißt, wer die Schuld an meinem Tode tragen wird!"

Wir waren gerührt und weinten mit dem Lehrer um die Wette, fast erbittert auf den Pfarrer, der so unbarmherzig und mörderisch mit einem alten Manne umging. Weil der Lehrer uns bei dem Punkte der Ehre und des Gefühls zu fassen wußte und uns nicht wenig Freiheiten ließ, so waren wir ihm nicht gram. Daß wir wenig konnten, kümmerte uns nicht sehr.

Es muß übrigens zugestanden werden, daß unter den Schülern unseres alten Lehrers, besonders aus früheren Jahren, eine Anzahl tüchtiger Menschen waren. Mir selbst hat er einmal eine solche Liste „berühmter Schüler" vorgehalten, um sich in den frostigen Tagen seines Alters daran zu wärmen. Zu meiner Beschämung stand ich auch mit darauf. Nach seinem Abschiede verfiel er in ein langwieriges Gallenfieber, das ihm der Pfarrer nur halb oder gar nicht glaubte, und kam nie wieder in die Schule.

Später hat er als emeritierter Lehrer nochmals geheiratet, drei oder vier Kinder gezeugt und noch viele Jahre hindurch ein überaus dürftiges Leben geführt. Als Winkeladvokat steckte er seine Hände in reine und unreine Händel, um sich zum trocknen Brote etwas Zukost zu erwerben. Als ich schon acht Jahre im Amte war, wurde unter Geistlichen und Lehrern für ihn eine milde Beisteuer eingesammelt.

„Und nun kam ein neuer König auf in Ägypten!" Die Regierung schickte im Herbste 1848 einen jungen Mann als Lehrer ins Dorf, der bislang Hauslehrer in Mecklenburg gewesen war. Mit seiner Mutter zog er in das beschränkte, vernachlässigte Schulhaus ein. Die Mutter fand der Klagen kein Ende über die „Enge und Unordnung", der Sohn verlor kein Wort darüber. Das Gehältlein war durch Abgabe eines Gehaltsdrittels an den Emeritus so geschmälert, daß die Mutter nicht aus der Verzweiflung über die jämmerlichen

Gehaltsstücklein kam; der Sohn lachte fröhlich darüber hinaus und befahl seine Sache Gott und der Zukunft.

Bei der Probelektion in der Kirche verfuhr er sehr schonend mit uns, um unsere Blöße nicht öffentlich kund zu machen. Klaffende Risse und Spalten kamen aber doch genug zum Vorschein. Obwohl der junge Lehrer nichts Rechtes mit uns anzufangen wußte, gefiel er uns doch gleich sehr. Er war hoch und schlank mit etwas vorgeneigter Haltung, hatte dichtes, schwarzes Haar, schwarze Augen, ein weißes, längliches Gesicht, eine kühne Nase und lange, schmale Finger, die auf dem alten Flügel geschickt zu tanzen verstanden. Bei diesem vornehmen Zuschnitt, auch in der Kleidung, lag etwas Edles und Gutes in seinem Blick, Wort und Wesen, daß Eltern und Kinder gleich viel Vertrauen zu ihm faßten. Das Vertrauen hat sich bewährt. Noch heute trägt ihn die Gemeinde in der dankbarsten Erinnerung.

Er hatte kein starkes geselliges Bedürfnis und war eine innerliche, fast verschlossene Natur. In das Wirtshaus ging er nie, wenn ihn nicht das Gemeindeschreiberamt mal in den Strudel einer Gemeindeversammlung führte. Später gab er trotz seiner geringen Einkünfte dies Nebenamt als eine Brutstätte von Verwicklungen ab. Seiner Mutter half er die Langeweile der Winterabende mit einem unschuldigen 66 oder dergleichen etwas vertreiben. Auch dem liebenswürdigen Kollegen Hammer mußte er zuweilen gutmütig am Skattische stillhalten. Eine innere Beteiligung am Spiel war ihm nicht anzumerken. Recht herzlich, hell und fröhlich konnte er über die Witzchen des alten Junggesellen lachen, denn bei allem Ernste hatte doch auch der Schalk seine Drähte in ihm und zog nicht selten daran. Gewöhnlich blickte er ernst, sinnend, ja zuweilen gedankenverloren vor sich hin oder ins Leere.

Mit dem Pfarrer, der ihn hochschätzte, verkehrte er ziemlich viel. Obwohl dessen entschiedener Charakter einen bestimmenden Einfluß auf ihn ausübte, dem er sich willig überließ, so artete doch nie seine Bescheidenheit und Fügsam-

keit in Unterwürfigkeit und Willenlosigkeit aus. Ja, ab und zu konnte er ganz frisch und frei widersprechen und aufbegehren. In thatsächlichen Gegensatz trat er trotz Meinungsverschiedenheiten nie zum Pfarrer. Die mächtige Persönlichkeit desselben, mit viel Klugheit gepaart, hielt ihn immer in einer geistigen Abhängigkeit.

In dem Hause des Gutspächters verkehrte er auch zuweilen, und in dem Garten desselben kegelte er im Sommer mit einer kleinen Gesellschaft gern und fröhlich.

Die Bauern behandelte er höflich und freundlich, stieß niemand ab, zog aber auch niemand warm an. Immer blieb eine Respektsgrenze zwischen ihm und den Bauern. „Er macht sich nicht gemein mit den Leuten!“ war das Urteil über ihn. Das alles aber machte sich bei ihm ganz natürlich, ohne Absicht oder Berechnung. Als Städter hatte er kein rechtes Verständnis für die Weise des Bauernlebens und trat nur zögernd und schüchtern an die Leute heran. Verletzt hat er schwerlich jemanden. Seine Verlegenheit und Unentschlossenheit hatte fast etwas Rührendes, wenn er so an einem Grenzsteine bäuerlicher Sitte nicht recht wußte, wohin? Die Mütter heiratsfähiger Töchter behandelten ihn mit Auszeichnung. Er war dankbar und freundlich dafür, zu einer Annäherung an die Töchter aber nicht zu bringen. Dieser Mann und eine Bauerndirne, — unmögliches Bündnis!“

In häuslichen Angelegenheiten ließ er seiner Mutter ganz freie Hand, so daß sich das Urteil bildete: „Von Geld- und Wirtschaftssachen versteht er nichts!“ Trotz der jämmerlichen Stelle drängte er die Armen nicht zum Bezahlen, so daß man manchmal hörte: „Wenn der's selbst nicht zu nötig brauchte, er forderte keinem Menschen einen Heller ab!“

Mit den Kindern meinte er's gut und war vielleicht etwas zu nachsichtig, so daß sie zuweilen den Zaun der Zucht niedertraten. In den Zwischenstunden gab er sich mit den Knaben ab, ja im Winter ließ er sich in Schneeballgefechte

mit ihnen ein. Sobald freilich die Uhr zur Arbeit rief, war's mit dem Spiel zu Ende, und die Ordnung trat mit der Arbeit in ihr Recht.

In der Schule hob ein neues Leben an. Für den Anfang tastete er in uns nach einer Wissensgrundlage umher, stieß aber fast überall auf das bodenlose Nichts. Tiefer und tiefer sanken seine Ansprüche, und ich sehe noch sein Gesicht, wenn in stiller Verzweiflung sein Auge einen eigentümlichen Schmerz- und Verwunderungsschimmer annahm, wenn er seine Hand auf diesen oder jenen legte, sich zu ihm niederbückte und mit etwas Tonsteigerung ihn anrief: „Das weißt Du nicht?“ Wie kraftlos sanken ihm die Arme am Leibe herunter, und einige rasche Schritte hin und her verrieten seine Erregung. Aber obgleich er nicht mit seinem Vorgänger verkehrte, — zwischen diesen beiden Naturen gab's keine Brücke! — so sagte er doch niemals in der Schule etwas Nachteiliges über ihn, wie's nicht selten von Nachfolgern geschieht. Urteilslosen darf man die Autoritäten nicht zerstören. Nur das gereifte Urteil erträgt die Wahrheit ganz.

Wenn man ihn fragte: „Na, mit den Jungen sieht's wohl windig aus?“ meinte er: „Nun, 's ist der Anfang, und aller Anfang ist schwer. Wir müssen erst zusammen ziehen lernen!“ oder ähnliches.

Zuletzt blieb ihm nichts anderes übrig, als fast überall von vorn anzufangen.

In den religiösen Unterrichtsfächern überraschte ihn die reiche Stoffbekanntschaft bei einigen Schülern, dagegen brachten ihn der Unsinn beim Aufsagen und die kopflosen Antworten auf Inhalts- und Beziehungsfragen fast in Verzweiflung. Gedächtnisdinge waren seine Stärke nicht. Er konnte die religiösen Stoffe nicht sicher auswendig und verfolgte sie beim Hersagen meist im Buche. Das that unserer guten Meinung von ihm Abbruch. Dagegen hockten wir stets auf dürren Ästen, wenn er nach Wort- und Sachbedeutung, nach

Inhalt und Beziehung fragte. Weil er nicht prügelte, wenn einer die Merkstoffe nicht konnte, so verziehen wir ihm endlich, daß er im Katechismus und den Liedern selber oft irre wurde. Dieser Mangel war eine Folge seiner Erziehung. Er war zehn Jahre in der Fröbel-Langethal-Middendorfschen „echt deutschen" Erziehungsanstalt Keilhau bei Rudolstadt in Erziehung gewesen. Religiöser Gedächtnisstoff war dort als geistbeschwerender Ballast behandelt worden. Die formale Bildung hatte man auf Kosten der materialen bevorzugt. Mit breiter Leere in seinem religiösen Wissen und großer Unsicherheit, z. B. in der Orthographie, aber geistig frisch angeregt, hatte er dann Präparande und Seminar besucht, die alten Mängel und Lücken aber nur zum Teil ausfüllen können. Er dachte rasch, frisch und sicher, aber er verzwirnte sich leicht in Gedächtnis-, überhaupt mechanischen Dingen. Zeichnen, Klavierspielen und Singen verstand er meisterlich. Da wir fast nur auf dem memorialen Seile unsere Eichhornkünste geübt hatten, so war ein Lehrer, der geistigen Hauch in alles bringen wollte, eine wahre Wohlthat.

Im Deutschen ging es kläglich. Von Sprachlehre, Aufsätzen und Gedichten war keine Rede. Mit mechanischen Leseübungen, mit Abschreiben und leichten Diktaten mußte er viel Zeit hinbringen. Hier fördert ja die Arbeit unendlich langsam. Es ist nicht das Schlimmste, daß gewisse Dinge nicht gelernt sind; schlimmer ist, daß der Lernsinn verwahrlost und die Lernlust nicht geweckt ist.

Vortrefflich war der neue Lehrer im Rechnen. Er brauchte kein Buch und hatte den Gang im Kopfe, die Übungsbeispiele immer zur Hand. Alle und jeden spannte er an den Pflug, unsichtbar die Treiberpeitsche in der Hand, mannigfaltig in den Übungen, klar in der Erläuterung, unerbittlich in der Nötigung zum Denken und Sprechen. Aber wie stockend ging die eingerostete Rechenuhr! Wir konnten keine Zahl merken, keine Aufgabe auffassen, keine Lösung behalten, ja, kein Einmaleins in verständiger Weise!

Als Schreiblehrer gab er sich viel Mühe, die verkehrte Handhaltung und die verschnörkelte Schrift zu kurieren. Im Gesange brachte er das Schreien aus den Kehlen und das Volkslied wieder in die Schule. Die Realien ließ er vorläufig liegen, wo sie lagen, im Monde oder anderswo. Erst mußten die Fahrstraßen des Wissens gebahnt sein, ehe die geistigen Waren verladen und befördert werden konnten.

Mir wandte er als künftigem Lehrer besondere Sorgfalt zu. Mein Wesen mag ihm anfänglich wenig gefallen haben. Das ewige Schellengeläut des Lobes hatte mich mehr und mehr anspruchsvoll gemacht. Beim Spielen, bei der Arbeit, in der Schule mußte ich der erste sein, oder ich war ein unbehaglicher Gesell. Der Lehrer zeigte mir sein Wohlgefallen an meiner Frische, aber ein leises Mißfallen an meiner Rechthaberei und dem Pochen auf meine armseligen Wissenskünste.

Einmal, da er meine Antwort nicht gelten lassen wollte, ließ ich mich mit ihm in ein Wortgefecht ein, um durchzusetzen, daß ich recht habe. Noch dazu war's im Rechnen, dem leersten Fache meines Wissens. Meist begehrt ja die Unwissenheit da am großmäuligsten auf, wo am wenigsten dahintersteckt. Jeder leere Raum will gefüllt sein, ist's nicht mit Thaten und Wesenhaftem, dann mit Worten und Schein. Ohne zornig zu werden, lockte er mich durch Fragen immer höher auf die Klippen des Widerspruchs, bis ich nicht weiter konnte und mich gefangen gab. Sogar im Einmaleins hatte ich daneben geschossen und überhaupt eine so glänzende Unwissenheit und Urteilslosigkeit im Reich der Zahl gezeigt, auch ganz leichte Fragen nach Realstoffen, z. B.: Wie heißt die Hauptstadt Preußens, und wo liegt sie? Welcher Preußische König hat den Beinamen der Große? Wie unterscheiden sich Säugetiere und Vögel? unbeantwortet gelassen, daß er erschreckt die Hände zusammenschlug, den Kopf weit vorbeugte, mich eine Zeit lang mit Blicken voll Erstaunen, Enttäuschung,

ja Schmerz ansah und weiter nichts sagte als: „Das weißt Du nicht?“

Meine Mitschüler hatten dem Gericht kaum atmend zugehört und mit Genugthuung meinen Sturz vom Throne gesehen. Warum wollte ich mehr als sie können? Ich war auf's tiefste gedemütigt und weinte vor Scham und Wut. Dem Lehrer grollte ich einige Stunden. Dann aber dämmerte etwas wie Selbsterkenntnis auf, und mit Feuereifer arbeitete ich nun, um die Scharte auszuwetzen und in eine bessere Meinung bei ihm zu kommen.

Der wackere Mann erbot sich freiwillig, mir in Gemeinschaft mit des Pachters Sohne oder allein unentgeltlich Privatnachhilfe zu geben. Ich bin durch diese Stunden ihm viel schuldig geworden. Besonders wohlthuend war für mich die fast achtungsvolle Weise, mit der mich seine Mutter behandelte.

Von meiner Konfirmation weiß ich nur noch, daß der treffliche Vorbereitungsunterricht meinen Geist sehr beschäftigte, daß ich aber bei der Feier selbst nur ein Bangigkeitsgefühl hatte und besonders ängstlich auf Beobachtung der äußeren Formen bedacht war. Viel Not machte mir die neue Steghose und der ungewohnte Gang darin. Den knieend empfangenen Segen habe ich kaum mit dem äußeren Ohre gehört, so sehr war ich mit meinen Gedanken durch diese Lappalie beschäftigt. Auch beim ersten Abendmahlsgange nahm mich der äußere Brauch viel mehr in Anspruch als die Bedeutung der Handlung. Wie ich voran zu marschieren hatte, mit wem ich ging, wie ich zu knieen hatte, mit wem dieser und jener zusammen ein Paar bildete, ob viel oder wenig Wein gereicht, ob etwas verschüttet wurde, ob das seidene Vortuch von den zwei Chorknaben zu hoch oder zu tief gehalten wurde u. dgl. Kindereien gingen unablässig durch meine Gedanken.

So fest ich das religiöse Unterrichtsmaterial im Kopfe hatte, so flachgründig war die Welt meines religiösen Gefühls.

Über stoßweise Gefühlserschütterungen bin ich als Schulknabe nicht hinausgekommen. Ich gab mir zwar Mühe, Gott zu lieben, aber meine Gedanken wußten ihn nicht zu finden, nicht zu denken, sich nicht an ihn anzuklammern. Mein Gefühl tastete nach einem sinnlichen Anhalte und konnte sich einen Gottesdienst im Geiste und in der Wahrheit nicht denken. Die Pflichtenlehre war mir der faßbarste Teil des Religionsunterrichts; das klare Wort des göttlichen Gebots suchte ich nach Kräften zu erfüllen.

Nach meiner Konfirmation habe ich den Sommer über den Schul- und Privatunterricht weiter besucht, daneben aber auch fleißig Hilfe in Feld und Haus geleistet. Mein lieber Pfarrer vermittelte meine baldige Aufnahme in eine Präparandenanstalt, denn er fürchtete, daß ich bei längerem Daheimbleiben so in den Schraubengang der bäuerlichen Arbeit hineingeraten und meinem Vater so unentbehrlich werden würde, daß dann von auswärtigem Schulbesuch keine Rede mehr sein könnte.

Noch sehe ich den Pfarrer eines Abends hastig in unsern Garten kommen, wo wir Birnen schüttelten und auflasen. Er hielt uns einen offenen Brief entgegen. Es war die Zusicherung meiner Aufnahme in die Präparande zu E. Der Würfel war gefallen, meine Berufswahl entschieden.

Meine Dorfschulbildung war ein grob Gewebe ohne Plan und Gleichmäßigkeit. Ich hatte ein gutes Gedächtnis, das aber nur einseitig im Dienste der religiösen Lernstoffe geübt war. Mein Geist war elastisch und arbeitslustig, aber er war logisch wenig geschult. Ich gebot über ein Heer von biblischen Geschichten, Sprüchen, Liedern, Gebeten und Katechismusstücken, war aber häufig über Wort- und Sachsinn im unklaren. Doch hatte ich durch den Pfarrunterricht eine verhältnismäßig bedeutende Um- und Einsicht in den Geist der religösen Unterrichtsstoffe gewonnen. Ich las mechanisch sicher, hatte aber einen singenden Ton, nicht immer richtige

Betonung und Gliederung. Mündlich wußte ich mich in der Bibelsprache leidlich auszudrücken, schriftlich flossen die mageren Gedanken sehr dürftig aus der Feder. Die Handschrift war noch unsicher und kindlich, die Orthographie für einen Schüler der Dorfschule ziemlich sicher. In den Realien wußte ich gar nichts; im Rechnen war ich verwahrlost, in der Musik für meine mäßigen Anlagen leidlich geschult.

Ich trug eine Menge zerstreuter Bildungsmaterialien aus Unterricht und Lektüre in mir, aber es fehlte die richtige Anschauung und der Zusammenhang. Wie viel Namen ohne Klang, Worte ohne Anschauung, Schälle ohne Wiederhall, Brocken ohne Kitt! Alles bunt durcheinander wie ein Trümmerhaufen!

Aber ich war gesund, lernhungrig, voll ursprünglicher Kraft und Frische, schlicht und recht in Fleiß, Gehorsam und Gottesfurcht erzogen. Nun galt's, Ziele zu stecken, Wege zu zeigen und Muster zu geben, um das Vorhandene zu ordnen und das Versäumte nachzuholen. Mit dem Lernanfang in meiner Dorfschule war ich am Ende. Die Thür meiner Jugend voll Sonnenschein fiel hinter mir ins Schloß; eine neue Pforte öffnete sich. Wohin wird sie mich führen? —

Rechnung und Schreibung. Nebenbei suchte ich mich in der Sprache schriftlich auszudrücken, schriftlich flossen die mageren Gedanken sehr dürftig aus der Feder. Die Handschrift war noch unsicher und kindlich, die Orthographie für einen Schüler der Dorfschule ziemlich sicher. In den Realien wußte ich gar nichts; im Rechnen war ich unbeholfen, in der Musik für meine mäßigen Anlagen leidlich geschult.

Ich trug eine Menge zerstreuter Wissensmaterialien aus Unterricht und Lektüre in mir, aber es fehlte die richtige Anschauung und der Zusammenhang. Wie viel Räume ohne Klang, Worte ohne Anschauung, Schalle ohne Widerhall, Bauten ohne Kitt! Alles bunt durcheinander wie ein Trümmerhaufen!

Äußerlich war ich ungelenk, lernbegierig, voll ursprünglicher Kraft und Frische, schlicht und recht in Fleiß, Gehorsam und Gottesfurcht erzogen. Nun galt's, Zeit zu sparen, Flügel zu regen und Räder zu geben, um das Vorhandene zu ordnen und das Versäumte nachzuholen. Mit dem Lernbetrieb in meiner Dorfschule war ich am Ende. Die Thür meiner Jugend voll Sonnenschein fiel hinter mir ins Schloß; eine neue Pforte öffnete sich. Wohin wird sie mich führen? —

II.

Rückblicke in meine Bildungszeit.

1. Warum ich Schulmeister wurde.

Der Wagen, welcher mich in die zehn Stunden entfernte Bezirksstadt auf die Schule führen sollte, war mit allerlei Nötigkeiten gepackt und wartete im Hofthor. Nachts ein Uhr trommelte der Nachtwächter am Fenster; er kam zu spät zum Wecken. Die gute Mutter schaffte schon in Küche und Kammer. Plötzlich fühlte ich zwei heiße Tropfen auf meiner Stirn und fuhr aus dem Schlafe auf.

„Steh auf, mein Sohn, 's ist Zeit!" sagte ihre milde Stimme, und beim unsicheren Scheine eines Öllämpchens sah ich die Spuren vergossener Thränen in ihrem Gesichte. Fast fünfzehn Jahre lang hatte sie mich keinen ganzen Tag aus ihrer Obhut gelassen, und nun —!

„Der Junge hat besondere Gaben; 's wäre schade, wenn sie hinter dem Pfluge und Dreschflegel verkämen; er muß Lehrer werden!" so hatte der Ortspfarrer meinen Eltern gesagt. Für die hervorragende Begabung eines Bauernknaben ist die Lehrerlaufbahn die nächste und einfachste. Andere Fluglöcher auf das weite Feld geistiger Arbeit kennt der schlichte Bauer nicht oder weiß sie nicht zu öffnen oder traut ihnen nicht wegen der ungewissen und weiten Perspektive.

Die Lehrerstellung war damals — 1849 — für Bauernsöhne noch eine begehrenswerte. Meine Mutter war rasch dafür gewonnen worden; etwas schwerer hatte es bei meinem

Vater gehalten. Der hatte behauptet, Schulmeister wären meist bettelig Volk, die kaum von heut auf morgen zu leben hätten, reich an Büchern und Kindern, weiter nichts! Ob's so sehr kommod wäre, Schulmeister zu sein, glaube er nicht. Im Sommer spielten sie ja wohl die Herren, aber im Winter würde es ihnen nicht geschenkt, und er tausche noch lange nicht mit ihnen. Scheunenstaub auf seiner Tenne schlucken schmecke noch besser als täglicher Ärger, und lieber wolle er sich mit Pferden, Kühen und Schafen herumbalgen als mit anderer Leute Kindern. Wenn's noch ein Pfarr' wäre! Die hätten ein Herrenleben und jede Woche sechs Sonntage. Den aufschießenden Pfarrdünkel hatte aber der Pastor gleich im Hafen gekappt. „Das koste mehr als zweitausend Thaler und dauere zehn bis zwölf Jahre! Mit dem „allzu guthaben" sei es zudem nicht so weit her! Die Pfarrer würden auch nicht auf Sonnenstrahlen spazieren gefahren, und wateten auch nicht knietief durch Süßigkeiten in dem Lande, da Milch und Honig fließt." Hierauf hatte er die Geschütze spielen lassen, die bei meinem Vater Bresche schießen mußten.

„Für den Schulmeister ist das Haus gebaut. Ihr habt nicht nötig, Eurem Fritz eins zu kaufen oder zu bauen. Die andern Vier werden Euch noch genug Bausorgen machen. Statt drei Jahre braucht er bloß sechs Wochen Soldat zu sein. Ist er brav, so wird er ein geachteter Mann in der Gemeinde sein, den man mit abgezogener Mütze grüßt und „Herr!" nennt. Will er heiraten, so darf er bei den besten Mädchen anklopfen, und nicht vergeblich! Feld, Garten und Stall müssen ihm tributpflichtig sein. Überall fällt aus dem guten Willen für den Schulmeister etwas ab. Was die Arbeit in der Schule anlangt, so ist sie zwar nicht leicht. Wird sie aber mit rechter Lust und Treue gethan, so giebt's keine fruchtbarere und beglückendere. Und — mit zwanzig oder einundzwanzig Jahren ist er im Brote!" —

Zwanzig Jahre später wußten's auch die Bauern besser.

Sie suchten für ihre Söhne lohnendere und ehrendere Berufszweige. Ohne gewisse materielle Voraussetzungen ist auch keine glückliche geistige Existenz möglich. „Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles. Ach wir Armen!“ seufzten die Lehrer.

Die Ansprüche an die Leistungsfähigkeit einerseits und die materielle Vergütung ihrer Mühen anderseits setzten sich mehr und mehr in einen so schreienden Widerspruch, daß die Zahl der Schulamts-Bewerber immer kleiner, die Zahl der unbesetzten Schulstellen immer größer werden mußte.

Ist nun auch das letzte Jahrzehnt für Lehrerbildung, Lehrerbesoldung und Schularbeit eine denkwürdige Station im Aufwärtsgange, so ist doch die Lage der älteren Landlehrer immer noch eine so peinliche, daß Humanität, Gerechtigkeit und Schulinteresse gleichmäßig eine würdige Regelung heischen.

Wie viele sind voll froher Hoffnung ins Schulamt gegangen, um dann nach Jahren zu klagen: „Man hat mich mit trügerischen Hoffnungen ins Fangnetz gelockt! Hätte ich gewußt, welch' mühevollen, ehr- und lohnarmen Lebenspfad ich erkor, da ich auf Wunsch der Eltern oder aus Lehr- und Lerndrang dem Schulamt mich gelobte, ich hätte an der Wegscheide wohl anders gewählt!“

Es hat ein jeder Mensch Anspruch auf Erdenglück, auch der Lehrer. Eine gewisse Bildung bedingt mit Naturnotwendigkeit einen gewissen Kreis von Bedürfnissen. Das eine geben und das andere verweigern, heißt den Feuerbrand des Konfliktes in ein Leben werfen. Es war also immerhin einige Logik, wenn auch die Logik der Kurzsichtigkeit, in dem Bestreben, die Lehrerbildung herabzudrücken, um den Klagquell zu verstopfen. Hebung der Bildung und Hebung der ganzen Stellung sind Wechselbegriffe.

Es ist kindische Thorheit, in der Berufswahl des Lehrers eine Gutheißung aller Mißstände, gleichsam einen gewollten

Schöpfungsakt seines Geschickes zu sehen. „Warum sind Sie Lehrer geworden? Sie haben's ja nicht besser gewollt!" hörte ich einen Kreis-Schulinspektor zu einem klagenden Lehrer sagen. Welche Logik! Beim Beginn des Weges liegen Fortgang und Ende in Dunkel gehüllt. Die Erfahrung muß ihn stückweise erhellen.

An all dergleichen dachte ich nicht. Mit freudiger Blindheit steuerte ich auf den künftigen Regenten einer Dorfschule los. Mit Herz, Hand und Mund hatte ich dem Pfarrer meine Zustimmung zu seinen Zukunftsplänen erklärt. Nach Anleitung eines vorgelegten Frageformulars hatte ich mit dem Mute und der Wahrhaftigkeit der Unkenntnis „inneren Berufsdrang" als das treibende Motiv meiner Berufswahl bezeichnet. — Und nun wartete draußen der Wagen, der mich und meine Hoffnungen in die Seminar-Präparande führen sollte.

Zum letztenmal am Mutterherzen, am Muttermunde, — dann hinaus in die Nacht! Das Weh verdunkelte mir Herz und Auge. „Gott sei mit Dir! Bleib brav! Komm gesund wieder, und — sieh Dich nicht um, sonst kannst Du nicht wohnen; die Sehnsucht bricht Dir das Herz, und wir sehen Dich nicht wieder!" hauchte die Mutter. Ja, das sehnsüchtige Zurückblicken nach dem, was hinter uns liegt, kann wohl am Leben zehren. Der Gegenwart gehört unser Wille, unsere Kraft. Nutzen wir sie recht, dann wird sie später als Vergangenheit glückbringend in der Gegenwart leben und zum Glückskeim für die Zukunft werden.

Der halb neu-, halb wißbegierige Drang in die Ferne führte mich jetzt dem Ziele entgegen. Ich hatte bisher ein Leben voll Jugendlust und Freiheit geführt. Nun stand ich an der Grenzscheide; hinter mir lag die heitere Jugend, vor mir die ernste Vorbereitung auf den Lebensberuf. Wie mein Heimatsdorf in Nacht versank, so mein schönes, wenn auch

eng umfriedetes Jugendglück. Das Streben nach Erkenntnis schließt das Paradies der Kinder.

Die sechs folgenden Jahre haben mich zwar in die Welt des Gedankens geführt, aber mein Herz arm gelassen. Selten hat ein Glücksschimmer — die Ferien und die Freundlichkeit einzelner Lehrer! — das Nebelgrau einer freudlosen Haus- und Lebensordnung durchbrochen. Das Lernen, ein wenig Liebe von Lehrern und Mitschülern und meine Erinnerung haben mich vor dem Herzensbankerott geschützt. Meine rein und voll genossene Kindheit ist hauptsächlich das Brutei einer späteren glücklichen Lebensauffassung geworden.

Wie sich unsere Erkenntnis aus Vorstellungsmomenten, unser Fühlen aus Gefühlserregungen, unser Handeln aus Willensakten nach und nach bildet, so unsere Lebensanschauung aus der Summe unserer Erlebnisse und Schicksale. Wohl dem, der in seiner glücklichen Jugend einen Grundstein seines spätern Lebens hat!

Ein in der Jugend verkümmertes und verbittertes Gemüt ist zu blindem Glase geworden. Selbst der lichteste Strahl findet keinen Wiederschein.

Weil jede neue Entwicklung vorbereitet sein will, das Nachfolgende immer in dem Vorhergehenden seine Lebensbedingungen haben muß, und jede Berufsvorbereitung nicht bloß Geschick für die Berufsarbeit, sondern auch Widerstandsfähigkeit gegen feindliche Anstürme in der künftigen Lage gewähren soll, so haben nicht gerade Böswollende die möglichste Vereinfachung und Beschränkung in der Erziehung der künftigen Lehrer des Volkes gefordert, um die berufliche Vorbereitung der späteren Stellung möglichst gleichförmig zu gestalten. Durch die Gewöhnung an allerlei Entsagungen, durch Entfernung von dem voll und rasch flutenden Strome des Lebens und durch Beschränkung des geistigen Horizontes sollte die geeignete Brücke in das künftige Leben der Entsagung und Beschränkung geschlagen werden.

Welche Kurzsichtigkeit! Als ob heute noch eine Abschließung möglich sei! Als ob jetzt das Leben und Streben der Gesamtheit seinen Schaum und seine versprengten Sturzwellen nicht auch in den abgelegensten Winkel schleuderte! Als ob man Verwicklungen vorbeuge und sie lösen hülfe, wenn man sie möglichst lange verschweige und verstecke! Nein, heute giebt es nur noch einen Weg der Erziehung für einen konfliktreichen Beruf: Durch geistige und sittliche Tüchtigung, durch klare Erkenntnis und starken Willen muß dem Charakter des jungen Lehrers Widerstandsfähigkeit in den Gefahren seiner Stellung, Kraft und Geschick zur Beherrschung seiner Lage gegeben werden! Durch körperliche Kräftigung rüstet man sich zur Ertragung von Strapazen; die Verödung des Herzens, die Absperrung von anregendem Verkehr, die Beschränkung des geistigen und gesellschaftlichen Horizontes und die Einengung des geistigen Strebens kann nicht die rechte Spannkraft zur Ertragung eines langen, schweren Lebensschicksals geben! So erzieht man wohl zu mönchischer Entsagung, aber nicht zur Thatkraft. Gebt dem Geiste Flügel des Strebens, dem Willen freudigen Thatendrang und dem Herzen Freude an allem Schönen, das wird dem Geiste die rechte Spannkraft zum Thun und dem Herzen zum Tragen geben!

Die vielfach trüben Erfahrungen in meiner Bildungszeit sind übrigens nicht auf Rechnung meines vortrefflichen Pfarrers zu setzen, sondern ganz wo anders zu suchen. Er hat es wahrhaft gut gemeint, als er nach Maßgabe meiner Freude an geistiger Beschäftigung mich für die Schulstube bestimmte. Hat er mir damit auch nicht die Pforte zu den Schatzkammern äußeren Glückes geöffnet, so doch zu stillem Herzensgenügen an meiner Arbeit und später — durch eine freundliche Verschlingung der Geschickesfäden — zu einem Platze auf der Kommandobrücke des Berufsschiffleins. Er ist sechs Jahre hindurch der unermüdliche Berater meiner Jugend gewesen, hat mir unablässig inhaltsreiche Briefe geschrieben und an

jeder wichtigen Wegscheide mir hilfreich die Hand geboten. Heute noch segne ich sein Andenken.

Die Berufswahl ist von so einschneidender Bedeutung für Wohl und Wehe des Lebens, daß ein Erzieher schon dadurch zum Wohlthäter seines Zöglinges werden kann, daß er ihm nach Neigung und Befähigung das rechte Berufsgeleise zeigt.

Die Zufriedenheit mit unserem Geschick hat zwar ihren Grundquell im Herzen, sie kann aber in einer verkehrten Lebensstellung zum Versiegen gebracht werden. Nur wenn das Leben in uns in rechter Wechselwirkung mit dem Leben um uns steht, kann sich das Glück in höchster Stärke entfalten.

Seltener gelingt es, mit der Macht unserer Persönlichkeit und dem stillen Sonnenschein des Herzens widrige äußere Lebensumstände zu beherrschen und unserem Glücke dienstbar zu machen. Viel häufiger tritt in diesem geistigen Existenzkampfe mit allerlei Hindernissen eine Verstimmung des Gemütes oder ein thatenloses Gehenlassen ein.

Der Erzieher ist des Kindes Verstand. Er muß versuchen, seinen Zögling an den rechten Platz zu bringen, der seiner Eigenart entspricht. Wenigstens soll er sein Lebensschiff in kein Fahrwasser treiben lassen, wo das künftige Glück scheitern muß.

Wie wenige Lehrer dehnen ihre Sorgfalt bis zu dieser Entwicklungsstufe aus! Wie oft verengt sich über nahen Pflichten der Blick in die Ferne! Die nächste Sorge muß immer eine Art Vorsehung für künftige Pflichten einschließen. Kein Erziehungsakt darf außer der Entwicklungskette betrachtet und geübt werden. Das A der Erziehung steht in geheimer, gegenseitiger Verkettung mit dem Z. Wehe dem, der dies Alphabet zerrupft!

2. Wie wenig ich wußte, und wie viel ich nicht wußte.

Der Wagen rollte dahin. Der Vater hüllte sich schweigend und fröstelnd in seinen Mantel. Schweigende Weiler und Dörfer huschten an uns vorüber. Über die kahlen Herbstfluren tönte Horn und Stimme der Nachtwächter herüber. Abgerissenes Hundebellen, vereinzelte Morgengrüße der Hähne schlugen ans Ohr; das Heer der Sterne blinzte mit friedlicher Schelmerei hernieder in die Erdennacht.

Ich saß, in Decken gewickelt und in mich selber versunken, hinter meinem Vater. Zurück spannen die Gedanken ihre langen Fäden auf die schönen Tummelplätze meiner Jugendlust, zurück in die Liebe meiner einfachen, herrlichen Mutter, zurück in die Reihen der Jugendgespielen, — und hier machten sie plötzlich Kehrt.

In die Wehmut spielte die kindische Eitelkeit hinüber: „In einem Vierteljahre kehrst du heim, ein von allen Begrüßter, längst Vermißter, fleißig Begaffter, modisch Ausstaffierter und hochdeutsch Redender!“ Kurz, der kindische Hochmut entthronte die Wehmut und schwang nun lustig sein Zepter über ein ganzes Heer von Phantastereien.

So entflieht der Gedanke gern dem stillen Weben und Leben in der Werkstatt des Herzens, um sich in den Außenwerken umherzutreiben und Vergessenheit zu suchen. Manches Leben verrinnt in dem Bemühen, den Regungen des innern Menschen zu entfliehen und innere Prozesse rasch zu veräußerlichen. Und von dem Ufer der Trennung flüchtet man sich gern über die Brücke der Hoffnung nach dem Ufer des Wiedersehens. Unwillkürlich sucht der Mensch dem Schmerze zu entfliehen und sich in die Freude zu betten.

Als die Sonne im Osten ihre Lichtpfeile über den Himmel schoß, da waren wir schon stundenweit von der Heimat. Mit dem größten Interesse musterte ich das veränderte Gesicht

der Gegend. Bis zu meinem fünfzehnten Jahre war ich nicht über den einstündigen Umkreis meines Heimatdorfes hinausgekommen. Die Erscheinungswelt war für mich eine äußerst beschränkte geblieben. Eine Begründung und Wechselbeziehung der Erscheinungen, ein Hinübersteigen auf der Leiter des Bekannten in eine noch nicht gesehene Welt war weder meinem alten Lehrer noch mir in den Sinn gekommen. Wie es in der Heimat war, so sah es in der ganzen Welt aus! Das war unausgesprochener naturhistorischer und geographischer Glaubenssatz.

Zum erstenmal sah ich eine größere Stadt am Markttage. Das Treiben und Wogen erinnerte mich an das Gewimmel in den Ameisenstädten meines heimatlichen Waldes. Das Geräusch des erregten Stadtverkehrs drang auf mich ein wie das Rauschen und Klappern der Mühlräder. Ich kam mir wie in eine fremde Traumwelt getaucht vor. Eigentlich sah und hörte ich nichts klar. Meine ungeübte Auffassungskraft vermochte nicht, den Knäuel von Eindrücken zu entwirren.

Im weitern Verfolg der Reise nahm mich am meisten der veränderte Lauf der Gewässer wunder. Ich kannte bloß Bäche, die sich aus dem westlich gelegenen Waldesschoße losrangen und in Zickzackläufen zwischen Weideneinfassung nach Osten eilten. Hier kamen mir aber die Gewässer von Süden entgegen!

All meine Fragen nach diesem Niegesehenen erweckten in meinem Vater ein stummes Erstaunen. Es war ihm gar merkwürdig, daß ich mich um den veränderten Wasserlauf bekümmerte. Er wußte auch weiter nichts zu sagen, als daß die Gewässer aus den Wäldern kämen und nach dem tiefen Lande eilten; das Land hinge aber nicht überall nach derselben Seite.

Eine bunte Karte hatte ich in der Dorfschule zwar gesehen, in den langen Zwischenpausen auch die Namen herausbuchstabiert, aber nie erfahren, daß die Karte ein Abbild der

Erdoberfläche sei. Es war ein Bild und bedeutete — nichts, wie so vieles andere!

So war mein Wissensstandpunkt fast durchweg. Außer einer großen Bibelkenntnis — hatten wir doch die Bibel mehrmals von vorn nach hinten und von hinten nach vorn durchgelesen! — hatte ich wenig gelernt. Aber in dem freien Verkehr mit der Natur, in dem glücklichen Leben des Hauses und in der Rührigkeit bei Spiel und Arbeit hatte sich die ursprüngliche Kraft erhalten und die Aufnahmefähigkeit durch einen unbestimmten Wissensdrang erhöht.

Das war die einzige Mitgift aus meinem Dorfleben, die einzige Grundlage für einen weitern gewichtigen Bildungsbau; wird sie ihn tragen?

3. Welchen Eindruck die Seminarstadt auf mich machte.

Gegen Mittag hoben sich in der Ferne zwei burggekrönte Hügel aus der Ebene. Je näher wir kamen, desto mehr Türme stiegen auf, und endlich breitete sich vor unsern Augen ein weites Häusergewirr aus; Festungswälle und Gräben umgürteten es; wir waren zur Stelle.

Ueber eine Zugbrücke rasselte der Wagen. Zum erstenmal fesselte mich das Schauspiel aufgepflanzter Kanonen, aufgeschichteter Kugelberge und aufmarschierter Soldaten.

Nun donnerte der Wagen dumpf durch ein dunkles Thor und drüben in das Licht, in die Stadt.

Welches Bild für das Dorfkind! Dort lag der große, schöne Marktplatz. Auf zwei Seiten umrahmten ihn lange Zeilen hoher Häuser, auf der dritten ein sorglich gepflegtes Lustwäldchen, und auf der vierten erhob sich der Domberg, auf den siebzig breite, schöne Stufen führten und der mit dem herrlichen Dome und einer andern Kirche gekrönt war. Er wurde noch überragt von der benachbarten Citadelle. Auf

dem weiten Marktplatze welch' Leben und Regen; auf der einen Seite buntes Marktgewimmel, auf der andern militärische Übungen!

Das Feilschen der Handelnden, die scharfen Kommandorufe, das Rasseln der Wagen, das Donnern vorüberfahrender Kanonen, das Mittagsläuten der vielen Glocken, die Militärmusik der Wachtparade, das alles mengte sich zu einem wilden Tonknäuel, in dem ich mir wie betäubt, wie verloren in die Unendlichkeit vorkam.

Der Vater mußte wegen des Gedränges halten, und ich hatte Zeit, mit meinen Augen durch das Gewirr zu irren. Zuletzt starrte ich nur stumpf und taub in das Gewimmel, und der Blick heftete sich mechanisch auf eine Fontäne vor uns, die ihren dünnen Wasserstrahl in die Höhe warf.

Wir können mit unsern Augen nur eine gewisse Summe von Anschauungen durchfechten und mit unserem geistigen Magen nur eine bestimmte Menge von Vorstellungen aufnehmen. Ein Übermaß verwirrt den Blick und stört die geistige Verdauung. Eins ganz sehen, womöglich entstehen sehen, betrachten, drehen und wenden, verstehen und lieben, das bildet, nicht aber der Blick in das Chaos.

Die Neugierde weidet sich an chaotischen, die Wißbegierde erbaut sich an klaren einzelnen Eindrücken. Unsere Bildungselemente sind unsere Vorstellungen. Eine muß sich an die andere schließen, eine auf die Schulter der andern steigen. So wächst allmählich die Vorstellungsfähigkeit und der Bildungsgrad, damit auch die Kraft, Gesamteindrücke aufzunehmen, in die einzelnen Momente rasch zu zerlegen und sie so zu verarbeiten. Sobald sich bei dem Ungeübten eine Fülle von Eindrücken kreuzen, löscht einer den andern aus, und es kann sich kein rechtes Bild in der Seele gestalten. Unsere Bildung erfährt nur dann eine Bereicherung, wenn die Summe der Vorstellungen sich wirklich vermehrt, und wenn die Verwertung derselben — denkend, sprechend, schreibend, lebend —

eine immer freiere wird. Vorstellungsaphorismen und chaotische Massenbilder sind von geringem Belang für die Bildung. Nur in der Zerlegung des Gesamteindrucks in seine Elemente, in der endlichen Zusammensetzung des Gesamtbildes aus den Einzelbildern kommt Klarheit in die Seele, ist geistige Verdauung möglich.

Der plötzliche Übergang aus einer äußerst beschränkten Vorstellungswelt in eine Überfülle neuer Anschauungen war für mich ein so gewaltiger Sprung, daß ich mir — die Sinne verstauchte! Jedes gesunde Wachstum muß ein allmähliches sein. Die Natur geht nirgends in Sprüngen. Am wenigsten entwickelt sich das Meisterstück der Schöpfung, der Menschengeist, sprungweise.

Seminar und Präparande, wohin ich meinen Bildungsdrang trug, lagen in einer Stadt von 33000 Einwohnern, die heute 60000 hat. Es ist viel darüber gestritten worden, ob die große oder die kleine Stadt als Bildungsstätte der künftigen Volksschullehrer geeigneter sei.

Zweifellos bietet die größere Stadt mehr Gelegenheit zum Ausbau der Vorstellungswelt als die kleine. Sie hat mehr gebildete Menschen, mehr Werke der Kunst, mehr Anregung zu wissenschaftlichem Streben, mehr anregenden Verkehr in gebildeten Kreisen. In kleinen Städten verstäuben leicht die Sinne und verrosten manche Anlagen. Große Menschen und große Zwecke muß ein werdender Mensch vor sich haben, wenn er sich aus seiner Kleinheit und Beschränktheit erheben soll.

In kleinen Städten sind aber leider oft kleinliche Verhältnisse, kleinliche Menschen, kleinliche Maßstäbe, kleinliche Urteile, kleinliche Klatschereien; wo will da eine freie, große Lebensauffassung herkommen?

Allerdings, was hilft der bildende Einfluß einer großen Stadt den Seminaristen, wenn in ihrem Internate eine klösterliche Absperrung Hausordnung ist? Vor allen Dingen muß den künftigen Lehrern Gelegenheit und Anleitung zum rechten

Sehen, Hören, Verkehren und Üben gegeben werden. Unterbleibt dies bei dem Zwange eines mönchischen Systems oder aus Bequemlichkeit der Jugendführer, nun, so mag das Seminar auch auf dem Dorfe sein. Dann wird der junge Lehrer wenigstens keine Bitterkeit über versäumte Lerngelegenheiten und verlorene Lebensjahre mit in sein Amt nehmen.

Das System „Raumer-Stiehl" wollte auf das künftige Leben der Lehrer in engen und kleinen Verhältnissen durch Einengung und Einzwängung in enge, feste Bildungs- und Lebeschranken während der Bildungszeit vorbereiten. Die Bedürfnisse der Gebildeten, besonders die kostspieligen, sollten dem künftigen Volksschullehrer unbekannt bleiben. Die Zöglinge sollten in das Behagen der Enge und Kleinheit, in die Genügsamkeit einer fest umgrenzten Berufsbildung eingetaucht und eingeschlossen werden, um ihnen später mancherlei innere Konflikte zu ersparen. Besonders sollte die Erreichung dieses Zweckes auch durch die private Präparandenbildung bei Pfarrern und Lehrern auf dem Lande vorbereitet werden.

Gut gemeint vielleicht, aber falsch gerechnet! Das Streben, der innere Entwicklungsdrang, als einzig Menschenwürdiges, muß dabei im Keime verkümmern. Es muß schon gewagt werden, den Menschen zeitweise unglücklich werden zu lassen im Widerstreite zwischen Wollen und Können, Streben und Leben, Ideal und Wirklichkeit. Das Kinderglück ist kein wahres Glück, es ist nur Unwissenheit und Stille im abgelegenen Winkel. Wahres Glück kann nur aus dem Kampfe erblühen, aus der Versöhnung der Gegensätze des Lebens durch die Macht echter Geistes- und Herzensbildung.

Droht dem jungen Manne in der großen Stadt die Gefahr, sich im Strome vielteiliger Interessen zu verlieren, im Rausche der Vergnügen den Ernst der Lernpflicht zu vergessen und sich später eine Zeitlang in den kleinen Verhältnissen des Dorflebens unbehaglich zu fühlen, so verleitet ihn die kleine Stadt leicht, die Kraft in allerlei kleinlichen Schnickschnackereien

zu vergeuden, den Blick auf höhere Strebeziele zu verlernen, unter den Spießbürgern den Wichtigthuer zu spielen und aus Mangel an Maßstäben eine gewisse Anmaßung der Unwissenheit und Unverfrorenheit der Selbstüberschätzung zu lernen. Also Gefahren hier und dort!

Und wie nötig ist den Seminarlehrern die engste Fühlung mit dem Leben der Gebildeten, eine reiche und häufige Anregung des geistigen Strebens und der scharfe, klare Blick für alle Erscheinungen, Bedürfnisse und Gefahren des Lebens!

Der Lehrer kann nur dann recht für das Leben erziehen, wenn er durch das Leben erzogen ist, es in seinen Höhen und Tiefen, Gefahren und Kämpfen kennt und die rechten Waffen zu brauchen weiß. Wird nun ein Internat mit klösterlicher Ordensregel und ein Seminar in vereinsamten Flecken und Städtchen dies Erziehungsziel besser erreichen als eine Lehrerbildungsanstalt in einer großen Stadt? Ich zweifle daran!

4. Wie mir die künftige Wohnung gefiel.

Wohl eine Viertelstunde war unser Wagen eingekeilt. Endlich öffnete sich mit Hilfe der Polizeidiener in dem Wagen- und Menschengewirr eine lange, schmale Gasse. In wenigen Minuten hielten wir vor der Präparandenanstalt.

Das war das Haus, das mich für drei Jahre aufnehmen sollte. Meine Blicke stiegen ängstlich an dem dreistöckigen, schwarzgeräucherten Steinkoloß in die Höhe und glitten, wenig getröstet, wieder herab. Auch der steinerne Ochsenkopf über der Thür schien mir kein hoffnungsreiches Wahrzeichen.

Es war ein Eckhaus, an dem sich zwei schmale Straßen und ebenso die übelriechenden Abflüsse aus einer Bierbrauerei und einer Tabaksfabrik begegneten. Die Sonne gab sich vergeblich Mühe, über die benachbarten hohen Hausdächer in die Gassen zu blicken; tiefer als bis zu den Fenstern des zweiten Stockes vermochte sie nicht zu steigen.

Der Wagen drückte sich in einen Winkel ans Haus, um den Fußgängern das Vorüberschlüpfen zu ermöglichen.

In dem Hause ging es bunt zu. Es wurde gegeigt, Piano gespielt, gelacht, gesungen, mit Möbeln rumort. In vier Stuben sollten mehr als vierzig Zöglinge hausen.

Mein Vater hieß mich das Pferd halten und stieg hinein. Von dem Inspektor erfuhr er, in welcher Zelle ich künftig wohnen sollte. Meine geringen Sachen wurden nun mit Hilfe des Kastellans die dunkeln Treppen hinauf in die Stube gebracht und in einen freien Winkel gestellt.

Stube? Nein, das war der weite, viereckige Raum mit massiven Wänden, einer Thür, drei Fenstern, einem wackelbeinigen Tische, der von den neuen Bewohnern noch dazu den abziehenden teuer bezahlt werden mußte, ohne Ofen und ohne einen Hauch von Behagen, nicht. Eine Treppe höher lag, dem Himmel und dem Dache nah, zwar entfernt von den Gerüchen der Gassen, aber in nächster Nachbarschaft dicht bevölkerter Wanzenklüfte, eine Art Schlafboden. Bett stand an Bett, so daß nur ganz schmale Gänge frei blieben.

In der Mitte des Hauses lag ein langer, schmaler Schul-, Arbeits-, Musik- und Eßsaal, in dem sich immer Well' auf Welle drängte. Es war das einzige geheizte Zimmer für die Schülerschar. Ein Gang auf den Hof preßte mir die Brust vollends zusammen. Im hohen Mittage herrschte da unten fast Dämmerung. Ein schwacher Lichtschein wollte in dem viereckigen Steinsacke — so sah der enge Hof zwischen den himmelhohen Mauern aus, — herunter sinken, aber die grauschwarzen Wände fingen ihn auf und hielten ihn fest. Ein Pumpbrunnen belohnte die Mühe des Pumpenden mit einem Wasser, das sich mit dem Inhalte der freundnachbarlichen Aborte ein wenig gemischt hatte.

Nirgends Luft, Licht und Grün, diese schöpferische Dreieinigkeit in der Natur!

Eine solche Wohnung mußte schon einen dumpfen Druck

auf das Herz üben. In freundlicher Umgebung entfaltet auch der Geist leichter und freier seine Schwingen. Hinter Eisengittern und zwischen grauen Steinmassen halb begraben, ist's schwer, die ganze Lebens- und Wirkensfreudigkeit zu entfalten. Bei dem Einfluß des Äußern auf die Gestaltung des innern Lebens sollte man junge Leute nicht in solche offene Kerker einsperren. —

5. Die Organisation der Präparandenanstalt.

Die Präparandenanstalt war ein Privatunternehmen der beiden ersten Seminarlehrer und einem wirklichen Bedürfnisse entsprungen. Über die Aufnahme ins Seminar entschied eine Prüfung. Sie würfelte aus allerlei Schulen die verschiedenartigsten Elemente zusammen. Sollte die Seminararbeit eine gemeinsame, entsprechende Grundlage gewinnen und sich nicht monatelang in dem Bemühen aufreiben, die aus allerlei Volk und Schulen aufgenommenen Zöglinge erst mühsam etwas gleich zu schulen, so mußten die Seminarlehrer selbst in einer Vorschule den Baugrund ebnen und das Fundament legen. Der Staat dehnte seine Sorgfalt nicht bis dahin aus.

Das eben beschriebene Gebäude wurde mietweise übernommen und notdürftig für den Zweck hergerichtet. Die Zöglinge rekrutierten sich aus städtischen Elementar- und höheren Schulen wie besonders aus Landschulen. Doch hatten letztere fast immer durch Privatunterricht oder den Besuch einer städtischen Schule schon einen kleinen Bildungsaufsatz erworben. Ich war ein vollkommen Wilder.

Für die Fremden — fast ausnahmslos — war die Anstalt ein Internat. Doch war die Hausordnung nicht allzu hart. Ein Schuhmacher im Erdgeschoß besorgte gegen freie Wohnung die Kastellansgeschäfte. Seine Frau hatte das billige, aber oft auch recht klägliche Mittagsessen zu kochen. Früh hielt sie auch blauschimmrigen Kaffee — das Kännlein zu 6 Pfennigen — mit und ohne Brötchen feil, desgleichen

nachmittags. Die „lüsternen Gaumen", „kühnen Borger" und „vollen Börsen" ließen sich auch oft Abendbrot zurichten. Zu solchem Magenluxus habe ich mich nicht verstiegen. Wie das Roß aus seinem Haferkasten, so lebte ich aus meiner Kiste, die unter dem Namen „Schiff" alle vierzehn Tage aus dem Elternhause bei mir anlandete.

Für Wohnung, Heizung, Mittagsbrot und Unterricht mußten vierteljährlich zehn Thaler entrichtet werden. Doch fanden sich noch so viele Ausgaben, daß neben den „Schiffen aus der Heimat" unter sechzig bis achtzig Thalern jährlich auch der Sparsamste nicht auskommen konnte.

Die Aufsicht im Hause führte ein Inspektor. Ich habe in drei Jahren deren drei gehabt, einen Predigtamtskandidaten und zwei Elementarlehrer. Der gewinnreiche Posten trug außer freier Wohnung auch noch ein Gehalt von wohl 120 Thalern ein, wofür der glückliche Inhaber ständiger Wächter des Hauses sein mußte.

Den Unterricht erteilten drei Seminarlehrer, der Seminardirektor, der Inspektor und ein städtischer Lehrer.

Auf dem Lektionsplane standen Religion, deutsche Sprache, Rechnen, Geometrie, Geschichte, Geographie, Naturkunde, Musiklehre, Singen, Geigen, Schreiben und Zeichnen.

Ein Lehrplan bestand nicht. Die Einsicht oder Willkür jedes Einzelnen war der Lehrgang. Von aufsteigenden Jahreskursen, von einem Ineinandergreifen der Unterrichtsdisciplinen, von Stoffpensen, Jahreszielen ꝛc. war keine Rede. Bald ging's schußweise vorwärts, bald hockten wir wochenlang auf einem faulen Aste. Anschauungs-, überhaupt Lehrmittel hatte die Anstalt nicht. Der beste der Seminarlehrer brachte zuweilen dies und das mit, um der inneren Anschauung durch die äußere ein wenig zuhilfe zu kommen.

In der äußern Tages-, Schul- und Ferienordnung schloß sich die Präparande an das Seminar an. Obwohl beide Anstalten eigentlich nur durch eine Personalunion verbunden waren, so standen sie doch innerlich in enger Beziehung.

Trotzdem die Organisation unfertig, die Wohnung erdrückend und erstickend, der Lehrplan — die Planlosigkeit, der Mangel an guten Lehrmitteln hemmend, die Pünktlichkeit der Lehrer nicht durchweg rühmlich war, so leistete doch die Anstalt ziemlich Bedeutendes und förderte die Seminarbeit in ersprießlicher Weise.

Mein erstes Jahr als Präparand ist das reichste Lernjahr meines Lebens gewesen. Leider bewegte sich der Unterricht der folgenden Jahre in demselben Kreise. Bei dem Mangel eines drängenden Fortschrittes im Lehrplan und in der Lehrmethode erlahmte meine Lernlust etwas, und die Fortschritte verlangsamten sich.

6. Mit was für Mitschülern ich in die Rennbahn eintrat.

Ich war ein kümmerlich Büblein an Leibesumfang, sowohl nach Länge als nach Breite, fast bäurisch gekleidet und bäurisch-kindlich in meinen Manieren.

Als ich zum erstenmal in mein künftiges Gemach trat, bot sich mir ein wunderliches Bild. Auf einer Kommode saß ein großer Mensch im Schlafrocke, mit pockennarbigem Gesicht und einer fürchterlichen Baßstimme. Er schien die übrigen mit einer Münchhausiade zu unterhalten. Meinem Vater und mir warf er einen halb gönnerhaften, halb verächtlichen Blick zu und erzählte dann weiter von seinen Abenteuern als — Kürassier.

Am tollsten lachte darüber ein altes, schier verwittertes Menschengesicht, unter dessen Kinne zwei lange, seidene Halstuchzipfel flatterten. Der Träger dieses staubigen Gesichtes und der langen Zipfel schaltete dies und das ein aus seinem Wanderleben als — Webergeselle. Mein Vater und ich merkten zu unserem Erstaunen, daß diese bemoosten Häupter sich mit mir auf dieselbe Schulbank setzen wollten.

Daneben gab es in der Zelle Nr. 2 auch feine Gesellen,

z. B. einen Pfarrerssohn und zwei Lehrersöhne, einen abgegangenen Tertianer des Gymnasiums u. a. Diese zeigten in Kleidung, Sprache und Manieren schon die Hobelstriche der Bildung.

Aller Augen streiften mich und meinen Vater mit einem spöttischen Halberbarmen. Ich muß in der That eine ziemlich klägliche Schulmeisterknospe gewesen sein.

Jetzt trat der Inspektor ein. Es war ein junger Kandidat der Theologie mit gutmütigen Augen und einem dünnen, wie zerzausten Bartzaune ums Gesicht. Die Hände hatte er in den Seitentaschen seines Rockes und die Rockschöße von den Taschen aus vorn übereinander geschoben.

Er sprach mit einem Anfluge von Lächeln, das ebenso gut der Freundlichkeit wie dem Humor entsprungen sein konnte, mit meinem Vater. Dann wandte er sich an einen jungen Herrn mit wunderschönem Schlafrocke, gab ihm Geld und hielt ihm dabei eine halblaute Strafpredigt. „'s ist gewissermaßen weggeworfen!" sagte er ärgerlich. „Sie werden kein vernünftiger Wirtschafter, und wenn sich der preußische Finanzminister zu Ihrem Verwalter hergäbe. Ich werde Ihrem Vater schreiben, daß ich das gewissermaßen nutzlose und verdrießliche Amt, Sie zu bevormunden, aufgeben müsse."

Der schön Beschlafrockte bat in beweglichen Worten um Fortdauer der Vormundschaft, bekam aber nur ausweichende Antworten. Später erfuhr ich, daß der „schöne Schlafrock" schon die dritte „höhere" Schulanstalt besuchte. Nach einem halben Jahre hatte er auch hier ausstudiert. Der junge Inspektor flößte mir übrigens trotz seines öftern „gewissermaßen" und trotz des sarkastischen Zuckens in Mund- und Augenwinkeln ein rechtes Vertrauen ein. Es hat mich nicht betrogen.

Denkt man an die bunte Schüler-Zusammenwürfelung, welch' schwere Arbeit für die Schule, dies verschiedenartige

Arbeitsmaterial nach einem Plane und Maßstabe erfolgreich zu bearbeiten und in einen Bildungsbau einzufügen! Entweder mußte auf die ersten Anfänge zurückgegriffen werden, dann langweilten sich die Geförderten, oder die Arbeit setzte auf einer Mittelstation ein, dann blieben die Schwachen im Sumpfe stecken. Mit welchem Aufgebot von Kraft habe ich mich dem vorausmarschierten Heere nachgeschleppt!

Wie Gymnasien, Realschulen und andere höhere Bildungsanstalten hätten auch die Lehrerbildungsanstalten für jede, auch die unterste Stufe, ein geeichtes Bildungsmaß haben müssen, damit die beginnende Arbeit auf ein Fundament und nicht auf ein Chaos zu bauen gehabt hätte. Das war aber nicht der Fall, wenigstens haben wir nichts davon gemerkt.

Und welche Gefahr lag für die jungen, unerfahrenen Herzen in dem täglichen nahen Verkehr mit solch' gereiften, ja ausgelaugten Mitschülern! In geschlossenen, übervölkerten Anstalten wirkt das ansteckende Gift der Lüsternheit viel verderblicher als in dem frischen Hauche der Freiheit.

7. Eine Audienz und ein Abschied.

Gegen ein Uhr ging ich mit meinem Vater zu dem ersten Seminarlehrer, der die Geld- und andern äußerlichen Angelegenheiten der Anstalt besorgte. Er wohnte im Seminargebäude, einem dunkeln, feuchten Kloster.

Mit schüchternen Fußtritten und pochendem Herzen stieg ich treppauf. Immer kleiner wurden Mut und Freudigkeit. Wie gern wäre ich mit meinem Vater wieder heimgekehrt in die ruhmlose Stille meines Dorfes!

Es ist fast grausam, einen so armen, unerfahrenen Wicht gleich der Hochflut des Lebens auszusetzen. Alle neuen Zustände müssen vorbereitet, vermittelt werden, wenn sie gesund sein sollen. Nur in konzentrischen Kreisen kann sich der Horizont des Denkens und Lebens allmählich erweitern,

nicht in so grellen Übergängen. Der Sprung aus der Dorfstille in die Stadtfülle, ohne daß ich bis dahin über den einstündigen Umkreis meiner Heimat hinausgekommen war, wirkte geradezu betäubend.

Aus einem Saale rechts scholl Messer- und Löffelgeklapper und laute Tischunterhaltung. Einen Blick scheuer Ehrfurcht zwängte ich durch ein Thürspältlein auf die speisenden Herren Seminaristen, die mir als herabgestiegene Halbgötter erschienen. Plötzlich flog die eine Thürhälfte auf, mir fast vor den Kopf, und wie ein Cherub an der Paradiespforte stand ein baumlanger Mensch mit einer Brille auf der Nase vor mir. Zorn und Spott im Gesichte brüllte er mich an: „Was willst Du, Knirps?" Ich hatte soviel mit dem Niederwürgen meines Schrecks und meiner Thränen zu thun, daß ich gar nicht antworten konnte. Mein Vater fragte bescheiden nach dem Herrn Oberlehrer. „Dort wohnt mein Onkel!" sagte der Lange verächtlich — als Neffe des ersten Seminarlehrers mußte er ein Patent auf die Patzigkeit haben! — und zeigte mit dem Daumen über die Schulter nach einer verschlossenen Thür.

Mein Vater pochte und arbeitete dran herum, ohne öffnen zu können. Endlich faßte er den Klingelgriff. Schrill gellte eine Glocke durch das Innere, und die verschlossene Pforte öffnete sich wie von unsichtbarer Hand, worob ich mich des höchsten verwunderte.

Wir wurden von einem Dienstmädchen vor den Gewaltigen geführt. Es war eine hochgewachsene, schöne Persönlichkeit mit schlaffen Gesichtsmuskeln und starren, hinter mächtigen Brillengläsern versteckten Augen. Er war höchst sauber in seiner Kleidung und sehr steif in seiner Haltung. An den Stiefeln hatte er auffällig lange, breite Schnäbel; die linke Hand hielt eine große Dose, die unablässig hin und her rutschte und tanzte.

Er sah auf mich herab wie Elias vom Karmel auf den Hauptmann über Funfzig, den das Feuer fressen sollte.

Mein Vater reichte ihm die Hand und befahl mir ein gleiches. Dann sagte er, er wäre der und der und wollte sich nach seiner Schuldigkeit erkundigen. Nachdem er in blanken Zweithalerstücken dieser genug gethan, schüttete er in bäurisch-vertraulicher Weise sein Herz aus. Unter anderem erzählte er ihm eine Kleidungs-Verlegenheit. Ich hätte zwei Röcke, einen blauen von meiner Konfirmation her und einen Sommerrock mit schönen Seitentaschen, — in welch' wunderbarem Kleidungsstücke aus der Dorfwerkstatt ich mich eben vorstellte. — Er habe immer gehört, die Bürschlein auf den Schulen müßten Samtröcke mit Schnüren haben, aber in solchem Narrenrocke möge er mich nicht ersehen. Er habe aber noch zwölf Thaler in der Tasche, — der große Lederbeutel wurde zum Beweise dafür aus seinem Neste gezogen — wenn es der Herr B. für gut halte, so wolle er mir noch einen Stadtrock kaufen, — wenn es nötig wäre!

Während meines Vaters treuherzigem Vortrage riß der Schalk an allen Drähten in des Oberlehrers Gesichte. Drauf maß er mich nochmals schweigend von Kopf bis Fuß, drehte mich mit einem Ruck seines langen Armes um und schätzte mich auch von hinten wie der Fleischer ein Häuptlein Vieh. Dabei hob und senkte er sich auf seinen Stiefelschnäbeln, zog den Mund wiederholt in die Breite und nahm eine Prise über die andere.

Endlich that er seinen Mund auf und sprach: „Je nun, ich wüßte an dem Rocke nichts zu tadeln. Er sitzt glatt an, und der Schnitt kommt vielleicht bald in die Mode; sie wechselt ja alle Jahre. Hat er gar noch einen blauen Konfirmationsrock, so ist er ja ein reicher Mann, und das Geld können Sie sparen!"

Der Beutel glitt darauf wieder in sein Versteck, und mein Vater sagte dem guten Berater mit leichtem Herzen und freundlichem Gesichte Adieu. Derselbe hat hinfürder stets hoch in seiner Gunst gestanden.

Ich hatte aber bei aller Einfalt das dunkle Gefühl, daß sich der Gewaltige einen Scherz mit uns gemacht habe, und daß ich als ein Närrlein vor einem — Narren gestanden sei.

Nachdem mein Vater noch die erforderlichen Bücher und Schulgeräte gekauft, mir etwas Geld und viel gute Ermahnungen hinterlassen hatte, verabschiedete er sich von mir unter dem dunkeln Hofthor des Wirtshauses, wo er herbergte. Er wollte noch abends die Heimfahrt antreten und lieber in einem billigen Dorfwirtshaus nächtigen. Plötzlich umfaßte er mich, drückte mich weinend an sich — zum ersten mal, so lange ich denken konnte — und sagte mit erstickter Stimme: „Armes Kind! — unter so Großen! — Ich — ich möchte —" doch er besann sich. „Sei ordentlich und sparsam! Lern' Deine Sachen fleißig! Wir schicken Dir durch den Fuhrmann alle vierzehn Tage einen Kasten voll Lebensmittel und zehn Silbergroschen Taschengeld. — Und Weihnachten kommst Du heim!"

Er küßte mich, ließ mich los und ging rasch in den Pferdestall.

Ich aber taumelte hinaus wie ein Schwälblein, das aus seinem Neste gefallen ist und nun auf dem Erdboden umher flattert. Ich fand mit Mühe meine Wohnung wieder und vergrub mich ohne Abendbrot in meine Kissen, die ich mit heißen Thränen netzte. Das war mein erster Tag als Präparand.

8. Wie mir das Internat gefiel und bekam.

Der folgende Sonntag brachte mir neue schmerzliche Erfahrungen. Als das Geläut der vierzig bis funfzig Glocken über die Stadt flutete, da rüstete ich mich mit den andern zu einem Kirchgange. Um würdig neben den übrigen geputzten Menschen bestehen zu können, legte ich meinen blauen Konfirmationsrock an, dessen Schöße vorsorglich die Kniee umschwänzelten. Meine Mitschüler zollten dem kunstvollen Schnitte

des Blauen das gehörige Lob. Ich wollte mich einem abziehenden Trupp von „Stubenburschen" anschließen, aber handumkehr waren alle verschwunden. Als ich eilfertig ihnen nachrannte und um die Ecke bog, sah ich eben noch, wie sie eiligst davon äscherten.

Es geschah später noch etlichemal, daß ich mich an einem gemeinsamen Gange beteiligen wollte, aber jedesmal wurde ich durch irgend ein neues Kunststück ausgeschlossen. Da sagte mir der ehemalige Gymnasiast mit freundlichem Mitleide: „Laß es gut sein; sie wollen Dich nicht mit haben wegen Deiner Kleinheit und unmodischen Kleidung."

Ach, wie das schmerzte! Der Gymnasiast war übrigens der beste von allen. Er gab mir manchen guten Wink für mein Lernen und für mein Verhalten; manchmal ging er auch eine Strecke mit mir spazieren. Als man meine Unwissenheit in den Realien bespöttelte, sagt er ernst: „Laßt das nur gut sein; der übertrifft uns noch alle!" Wie mich dieser gute Glaube hob und mit Dankbarkeit erfüllte!

Als ich an jenem ersten Sonntage um meine Begleiter gekommen war, nahm ich den Weg neben der Kirche zum Thore hinaus. Ich spazierte auf den Wällen umher, steckte den Kopf durch die Schießscharte, maß die Grabentiefe mit den Augen, sah den zierlichen Bewegungen der Wasserhühnchen im Röhricht zu, probierte das Gewicht der Kugeln und langte mit dem Arme in die dunkle Tiefe des Kanonenrohres.

Da faßte mich eine derbe Hand am Kragen, und ein Haselstöckchen machte pfeifende Probetänze über meinem Rücken in der Luft. „Du Schelm, was hast Du hier zu thun?" schnaubte mich ein bärtiges Unteroffiziersgesicht an, und das Stöckchen kam dem blauen Rock immer näher.

Ich hatte keine andern Waffen als meine Thränen. „Ach, ich hab's ja nicht gewußt, daß es verboten ist; ich bin zum erstenmal hier!"

Mein bäurischer Rock und mein ganzes Persönchen als

verständliche Bittschrift entwaffneten den Zorn des Kriegsmannes. „Na, dann pack' Dich fort; komm aber nicht wieder!" knurrte er.

Durchschüttert bis in die unteren Enden des Blauen, trollte ich wieder stadtwärts. Mein kühnes Wagnis, einige unbekannte Gassen zu durchstreifen, wurde zur zweistündigen Irrfahrt, die mir zuletzt den Angstschweiß austrieb. Freundliche Menschen wiesen mich endlich nach meinem dunklen Quartiere.

Um 12 Uhr aßen alle gemeinsam in dem Eß-, Schul-, Arbeits- und Musikzimmer. Es ging dabei recht lebhaft, ja lustig zu, obwohl die Portionen knapp genug waren. Ich machte auch einige schüchterne Versuche, mich in das Geplauder zu mengen, wurde aber mit Schweigen oder kurz hingeworfenen Antwortbrocken abgefertigt. —

Nach Tische lobte ein Schalk meine helle Diskantstimme und meinte, er möge mich wohl mal singen hören. Andere äußerten ernsthaft dasselbe Verlangen. Ich wurde hinter's Klavier geschoben und mit Liedervorschlägen überhäuft. Ich that treuherzig nach dem Willen der Schalke und erkletterte mit meinem Stimmchen die höchsten Töne. Hinter meinem Rücken schnitten sie Fratzen und kicherten nach Herzenslust. Da sagte mir wieder mein freundlicher Berater: „Singe nicht; sie machen sich bloß lustig über Dich!"

Man redet häufig dem Zusammenleben junger Leute das Wort. Gegenseitige Ecken sollen abgeschliffen, Liebe und Vertrauen gefördert, gegenseitige Mithilfe geleistet, eine frische, freudige Lebensauffassung begründet werden.

Ich habe davon wenig gespürt. In jeder Familie hätte ich mich heimischer, unter den Augen älterer Leute wohler gefühlt. Dies studentische Kasernenleben bietet weder den Sinnen Schönes, noch dem Gemüte Gutes. Es hetzt die Gegensätze oft in feindlicher Weise aufeinander, verleitet zu liebloser Spottsucht und artet leicht in Rottenwesen aus. Seltener

findet sich ein bildendes Herablassen des Starken zu dem Schwachen, seltener ein herzliches Hineinziehen des Ungeschickten und Kleinen in bildenden Verkehr. Zuneigungen und Abneigungen treten in diesem Alter, ungemildert durch die Bildung, leicht schroff und verletzend auf.

Hätte ich in einer Familie gelebt, so wäre eine natürliche Brücke aus den bisherigen in neue Zustände geschlagen worden. Man würde mich freundlich beraten, meinem Vater in betreff meiner Kleidung bessere Ratschläge, mir selber Mut zur Bewegung und ein Vorbild für äußere Sittenbildung gegeben haben.

Von all dem keine Rede in meiner Schulkaserne! Statt des gewohnten warmen Hauches eines schönen Familienlebens tumultuarisches, den Studenten nachgeäfftes Burschentreiben; statt freundlicher Aufnahme und Beratung herzloser Spott oder hochmütiges Abwenden; statt freundlicher Einführung in bildende Menschenkreise unbarmherziger Ausschluß bis zur Vereinsamung; statt der Freude an einer schönen, lieben Lebensgewohnheit beständige Neigung, den strengen Gesetzen ein Schnippchen zu schlagen; statt der wachsenden Sicherheit im Umgange mit Gebildeten fortdauernde, ja gesteigerte Schüchternheit und Unsicherheit! Die gute Sitte lernt sich nur durch das Beispiel. Dazu kommt, daß gerade durch die enge Gemeinschaft das Gift der Lüsternheit leichter in die jungen Seelen geführt wird. Unreine Späße, Bilder und Lektüre verbreiten sich mit Leichtigkeit, und kein Inspektor, noch dazu ein so junger, kann als Schutzwache mit flammendem Schwerte den Eingang dieser unheimlichen Gäste in das Paradies der Unschuld verwehren.

Ein Mann muß gewagt werden! Für das Gängeln bis ins Mannesalter, das dem werdenden Menschen auf Tritt und Schritt die Marschroute für Denken, Sprechen und Thun vorschreiben will, rächt sich der Gegängelte durch geheime Ausschreitungen, durch selbständige Akte gegen Gesetz und Ordnung.

Wenn ein größeres Maß von Freiheit, natürlich immer im Rahmen des Gesetzes, auch manchem zum Fallstrick wird, der Zwang einer klösterlichen Eingeschränktheit, die Denken, Fühlen und Wollen in spanische Stiefeln schnüren möchte, richtet innerlich viel mehr zugrunde und hindert jedenfalls die Entfaltung eines eigenartigen Charakters. Die Schule hat Zuchtmittel genug, um den Werdetrieb vor Ausschreitungen zu wahren und auf das rechte Ziel hinzulenken. Wenn nur die Lehrer ihre Augen offen halten, nicht bequem und gleichgiltig die Schüler sich selbst überlassen! Die Entziehung der Freiheit wird niemals positiv sittlich bildend wirken. Ich will das Internat nicht verwerfen, besonders nicht in großen Städten. Es ist einerseits für die unbemittelten Schüler eine Existenzhilfe, und anderseits kann es einen weisen Erziehungseinfluß vervielfältigen.

Aber man kann ihm nur das Wort reden, wenn das gemeinsame Gebäude durch Einrichtung und Lage (Garten!) wahrhaft gesund und wohnlich, der Verkehr der Lehrer mit den Zöglingen familienhaft ist, wenn die Hausordnung Freiheit der Bewegung und eigenartige Entwicklung gestattet; dieselbe darf keine Bestimmung enthalten, welche die Wirkung klösterlicher Abgeschlossenheit in sich trägt und die Möglichkeit gesellschaftlicher Weiterbildung ausschließt. Den Zöglingen muß öfters Einblick und Eintritt in Familien- und Gesellschaftskreise gestattet, ja geboten sein. Nur auf dem Boden der deutschen Familie liegt die deutsche Zukunft.

In tiefer Verstimmung und Ängstlichkeit zog ich mich mehr und mehr in mich selber zurück. So durchwanderte ich einsam und freundlos Straßen und Plätze der Stadt. Endlich fand ich einen Leidensgefährten und Freund, — nicht in der Anstalt! er wohnte bei armen Verwandten in der Stadt und war dort ebenso dornig gebettet wie ich im Internate; nur waren seine Klagen wieder andrer Art.

Froh und frei wie in meiner ersten Jugend habe ich

während der sechs Schuljahre nur selten mein Herz der Freude öffnen können. Noch heute liegen jene Jahre wie ein grauer, erstickender Nebel hinter mir. Nur der schönen Jugenderinnerung und der spätern freundlichen Führung danke ich die Versöhnung des Gemütes.

9. Unsere Hausordnung.

Montag früh fünf Uhr weckte uns eine heisere Glocke und, wo diese dem Schlafe erfolglos den Krieg erklärte, die Stimme des „Tagewächters“. Jeder Mitschüler hatte unter diesem Titel — in alphabetischer Reihenfolge — allerlei kleine Dienste für die Gesamtheit zu verrichten. Durch Strafbefehle wurden nicht selten Strafwachen in die regelmäßige Folge eingeschoben.

Jede Zelle hatte einen Aufseher aus der Reihe der älteren Schüler. Dieser hatte die Pflicht, die Schläfer rechtzeitig aus den Federn zu jagen. Nicht selten kam er an sich selbst zuletzt.

Ich schlüpfte beim ersten Rufe des Tagewächters aus dem Bette und machte mich fix und fertig. Von 1/26 bis 1/27 Uhr war täglich eine Arbeitsstunde in dem gemeinsamen Zimmer — für alle und für alles! 3/46 Uhr äscherten die letzten Nachzügler herein, oft in was für einem Aufzuge! Kurz darauf lugte der Herr Inspektor aus seinen verschlafenen Augen — den Hals dick mit einem Shawl umgürtet, den Rock in bekannter Weise von den Taschen aus zusammengeklemmt — zur Thür herein. Überall wurde an den einzelnen Tischen unter Vorsitz der Aufseher etwas gethan; arbeiten konnte man das aber nicht wohl nennen.

Bei diesen kläglichen Talgstumpfen, diesem Tastengeklapper und Tongewimmer eines verbrauchten Pianos, diesem Summen einzelner und Necken anderer, nein, von Sammlung konnte da keine Rede sein!

Nur d i e Arbeit fördert, die alle Geisteskräfte in ge-

sammeltem Aufmarsch nach dem Ziele führt. Wenn das Auge von Qualm umnebelt, das Ohr von Mißklängen gepeinigt, die Nase von glimmenden Lichtschnuppen gekitzelt, die Aufmerksamkeit durch fremde Klänge und Stoffe abgelenkt wird, wie kann da das Arbeitsziel klar und scharf ins Auge gefaßt und die ganze Gedankenrüstung in Bewegung gesetzt werden! Ich habe Wochen gebraucht, ehe ich mich an ein solches Arbeiten mit Hindernissen gewöhnen konnte. Bei ernsteren Denkprozessen hielt ich mir beide Ohren zu. Dem Hange zum Mechanisieren der Arbeit wird durch solche Störkonzerte außerordentlich Vorschub geleistet. Eine Beschäftigung der äußern Sinne legt die innern lahm; die Beziehung beider ist zu innig.

Auch die Art der Arbeit unterlag der Aufsicht des Inspektors. Trotz seiner gelegentlichen Nachfrage und seiner direkten Beaugenscheinigung wurden weidlich Romane gelesen, Zerrbilder gezeichnet und Possen ausgeheckt.

Ich bekam von der ersten Arbeitsstunde den Eindruck, daß weitaus die Mehrzahl ungeheuer fleißig daran gearbeitet hatte, die Zeit totzuschlagen. Der Eindruck hat sich später nicht verbessert.

Von $^1/_2$7 bis 7 Uhr war Kaffeezeit. Viele wuschen und kämmten sich erst, besonders ältere Schüler, die sich mancherlei Vorrechte herausgenommen hatten.

So mußten die „Neuen" den Kaffee vom Kastellan und — in der Freizeit — andere Bedürfnisse aus der Stadt holen.

Der Stubenbursche mit dem schönen Schlafrocke und dem geringen wirtschaftlichen Talente rief mir zu: „Fuchs, holen Sie mir eine Portion Kaffee!" Ich sah ihn kurios an. „Bin ich denn ein Fuchs? Ich habe ja braune Haare!" sagte ich mit dem Ernste der Einfalt; „aber Sie haben wirklich rote Haare!"

Wehe, was hatte ich gesagt! „Verdammter Fuchs, —

Dummer Junge, Naseweis, — Bauerntölpel!" und andere Ehrentitel umschwirrten mich und jagten mich geschwind treppab. Als ich bei dem Zudrange der vielen Kaffeedurstigen etwas lange warten mußte, empfing mich bei meiner endlichen Rückkunft ein neuer Hagel studentischer Grob- und Witzspäne.

Sieben Uhr begann der Unterricht mit einer kurzen Andacht und währte bis zwölf Uhr. Fast jede Stunde brachte einen neuen Lehrer. Zwischen den einzelnen Stunden entstanden durch die Unpünktlichkeit einzelner Lehrer oft lange Zwischenpausen.

Um zwölf Uhr wurde gespeist und dann bis zwei Uhr meist ein kleiner „Lugaus" unternommen. Das Klaviergeklimper auf zwei Instrumenten war aber dauernd: alle Freistunden von früh $^1/_2$6 bis abends 10 Uhr waren als Klavierstunden verlost. Ihr pünktliche Benutzung wurde ebenfalls überwacht. Von 2—4 Uhr war wieder Unterricht oder Arbeitsstunde. Von 4—6, im Sommer bis 7 Uhr, war frei. Ebenso waren die Nachmittage vom Mittwoch und Sonnabend wie der ganze Sonntag der freien Benutzung anheim gegeben. Nur über den Kirchgang wurde ab und zu Rechenschaft gefordert. Jeden Abend von 7—10 Uhr war Arbeitsstunde, oder besser: Es wurde der bekannte Lärmknäuel auf- und abgewickelt. Sonnabend schloß eine längere Abendandacht die Wochenarbeit.

Strafen waren: Schriftliche Arbeiten, Tagewachen, Hausarrest, Verwarnungsprotokoll und Verweisung. Alle wichtigen Vorkommnisse wurden von den Aufsehern in das Meldebuch eingetragen und täglich dem Inspektor vorgelegt. Häßlich und lächerlich war ein gewisser Terrorismus, den die ältern Schüler über die jüngern übten.

Im ganzen war die Hausordnung verständig und zweckentsprechend, so weit es bei den angedeuteten Mißständen möglich war. Bei einer gewissen Nötigung zur Arbeit bot sie ein hinreichendes Maß von Freiheit der Bewegung. Die

Kontrolle war im allgemeinen human, besonders unter dem liebenswürdigen Predigtamtskandidaten, der Geist in der Anstalt frisch und froh, zuweilen etwas übermütig, Gang, Haltung und Sprache schlicht und natürlich.

10. Was an der Anstalt auszusetzen war.

Mancherlei Übelstände erschwerten die Arbeit und hielten den Fortschritt auf.

Obwohl die fünfzig Schüler der Anstalt äußerlich zwei Abteilungen bildeten, so war doch der Unterrichtskursus in Wirklichkeit nur einer, der sich alle Jahre für „Alte“ und „Neue“ wiederholte. Nur in der Aufsatz- und Violinstunde waren getrennte Kurse. Die Schülerzahl zeigte das merkwürdigste Gemisch von Altersstufen, Vergangenheiten und Bildungsgraden. Das war eine üble Basis für eine einheitliche Arbeit. Für viele mußte sie zu Streichen in die Luft werden. Das Interesse am Unterrichte ist das nächste Band zwischen Lehrern und Schülern und die beste Bürgschaft für den Erfolg. Es muß aus dem Verständnisse kommen. Bei dieser Schülerzusammensetzung, bei dieser Wiederholung desselben Stoffes mußte aber eine große Zahl Schüler ohne Verständnis und ohne Interesse bleiben.

Die Lehrer konnten der Präparande als einer Nebenanstalt nur Brocken an Zeit und Kraft bieten. Eine wirkliche Vorbereitung auf die Stunden war ein seltenes Gewächs. Bei der örtlichen Entfernung vom Seminare vermochten sie selten vor ein Viertel da zu sein; der eine Lehrer kam nicht vor halb oder drei Viertel. Treber sind ja ein gutes Futter für manche Tiere; die Treber von Zeit und Kraft der bereits voll beschäftigten Seminarlehrer waren aber kein reichliches Futter für fünfzig lernbegierige Jünglinge.

Obwohl eine Personalverbindung zwischen Präparande und

Seminar bestand, so griff doch die beiderseitige Arbeit nicht innig genug ineinander. Es fehlte der Zug des innern Fortschritts; die Arbeit war häufig ein Drehgang um das Ewiggestrige. Es fehlte eben ein bestimmter Lehrplan, der in fünf bis sechs sich erweiternden oder sachgemäß aufsteigenden Kursen endlich zu einem bestimmten höhern Ziele führte. Jeder Lehrer stopfte in sein Fach, was er für ersprießlich hielt, oder ließ es leer, wie es seiner Bequemlichkeit paßte. Auf diese Weise ist oft die Zeit nutzlos vergeudet worden. Keinem von uns ist etwas wie ein Lernziel oder ein Lehrgang klar geworden; bei den meisten war das Lernen ein blindes Vorwärtstappen. Ein krauses Hackmus waren der Unterricht und seine Ergebnisse.

An Lehrmitteln fehlte es fast ganz. So war z. B. der naturwissenschaftliche Unterricht die reine Zeitvergeudung, denn keiner hat das mindeste gelernt. Ohne Anschauungsmittel ist mancher Unterricht durchaus nicht anschaulich zu machen. Ohne Anschaulichkeit aber kann kein Verständnis, kein Interesse erzeugt werden. Selber das geschickte Lehrerwort wird hie und da ohnmächtig, wenn es Anschauungen geben will, wozu in der Seele auch keine entfernte Analogie ist; das ungeschickte führt mit der Annmaßung hoher Arbeitsbedeutung Schläge ins Wasser.

Zwei der Lehrer waren hochbegabte Männer und geschickte Methodiker, aber ihre Arbeit ermangelte der rechten Planmäßigkeit und oft der Vorbereitung. Ein anderer war gemessen, aber unpünktlich und pedantisch, von körperlichem Über- und geistigem Mittelmaß. Der vierte war brav, fleißig und pünktlich, aber ohne recht anregende, lebenerzeugende Methode. Der fünfte war wohlmeinend, pünktlich und fleißig, aber er konnte keine Disciplin halten. Der sechste war begabt, ziemlich fleißig und pünktlich, aber noch jung und unerfahren, so daß er manchmal neben das Ziel traf. Im ganzen meinten es aber die Männer alle gut und haben uns mit den

Abfällen ihrer Zeit, Kraft und Liebe nicht so ganz übel gespeist, besonders so arme hungrige Dorfteufel wie mich.

11. Der Seminardirektor und sein Unterricht.

Der Seminardirektor war ein Mann voll Geist, Witz und Eigenart, aber von schwerer Zunge. Sein Reden war stets von schweren Geburtswehen begleitet. Zuweilen schien aber der engende Damm gebrochen, und dann schoß es feuerströmig von seinen Lippen. Die Stimme klang herb-weinerlich, bei der Erregung zur Fistelhöhe aufkreischend, bei Rührungen mild hinschmelzend. Auf seiner hohen, weißen Stirn thronte Majestät, aus den Augen leuchtete ein wunderbares Gedankenspiel. Bald irrten die Augen selbstvergessen und verloren ins Blaue, bald bohrten sie wie Spieß und Nagel in einen armen Missethäter, der seinem Zuge und Fluge nicht folgen konnte. Den Jupiterkopf deckte schon der Schnee des Alters, während auf den Wangen noch der Lebensfrühling lachte. Die Nase war von kühnem Schwunge, das Kinn weich und schön, das Lippenpaar etwas zu fleischig. Seine Bewegungen waren unbeholfen; sein Gang hatte etwas schwerfällig Wiegendes und Walzendes.

Während des Unterrichtes legte er sich bequem im Katheder zurecht, abwechselnd Kniee und Ellbogen auf das Pult gestützt, oder er schwankte, die Hände in den hintern Rocktaschen, die Stuhlreihen entlang. Trotz mancher Ordnungslosigkeiten in seinen Manieren wußte er seine Autorität sehr gut zu wahren.

Leider schwächte er nicht selten in Laune und Wunderlichkeit, in galliger Kritisiersucht und planlosem Irrlichterieren durch alle Wissens- und Lebensgebiete die Wirkung seiner Lehrthätigkeit ab.

Er war für die Schule auch auf litterarischem Gebiete

thätig. Auf seine Stunden bereitete er sich wohl wenig vor, und auf Herstellung einer Lehr- und Erziehungseinheit durch Entwerfung eines organischen Lehrplanes und fleißige Beaufsichtigung verwandte er nicht genug Sorgfalt. In der Stunde versank er bisweilen in selbstvergessenes Träumen. Nicht selten setzte sich die Laune an die Stelle der Gerechtigkeit, besonders wenn — wie man sagte — der Schweif eines häuslichen Zwistes bis in die Schule reichte.

Die Festigkeit und unerschütterliche Ehrenhaftigkeit seines Charakters haben manche in Zweifel gezogen und behauptet, die jeweilige Meinung der Maßgebenden habe seine Stellungnahme, ja den Kurs seines Federkieles bestimmt. Ich habe darüber kein abschließendes Urteil. In den Stunden machte er seiner Herzensmeinung nicht selten in beißender Kritik Luft. An Stelle des seinem Herzen wohl versagten häuslichen Glückes hatte sich ein bedeutender Ehrgeiz eingenistet. Da dieser aber wenig Nahrung in öffentlicher Anerkennung und rascher Beförderung fand, so trat ein innerlicher Zwiespalt und ein sichtlicher Mißmut oft schneidend hervor. Bald leuchtete der Strahl des Schönen aus Wort und Miene, bald war alles in seinem Wesen Verzerrung und Verrenkung. Nie war er geistreicher, witziger, unwiderstehlicher, als wenn er einer vermeintlichen Größe zu Grabe läuten konnte.

Einmal kam er auf den Doktortitel: „Ja, die hochberühmten Herren Dr'., will sagen: Drecks! Das sind mir schöne Doktores für 80 Thaler! Ihren Doktor haben sie im Schränklein, den dummen Teufel aber im Kopfe. Da lobe ich mir so einen Doktor Luther. Das ist kein bloßer Dr., das ist ein Doktor, und das klingt, als ob mit allen Glocken ausgeläutet würde." —

Als sich der erste Seminarlehrer durch einen Seminaristen krank melden ließ, nahm er die Meldung mit den Worten entgegen: „So kommt's! Bei dem gehen die Jugendsünden auf!" —

Von einem bekannten, ihm verwandtschaftlich sehr nahestehenden Pädagogen urteilte er: „Der pflastert der Pädagogik die Wege in den Urbrei; wenn sie dann drin steckt, mag sie sich wie Münchhausen am eigenen Haarschopfe wieder herausziehen.“

Über die Freimaurer: „Da sitzen sie im Eulenwinkel und weben sich ein Tischtuch für ihr Vergnügen. Der dummen Menge machen sie aber weis, sie wirkten Strümpfe für die geistig Armen und büken Brot für die Hungrigen.“ —

Über Zerrenners Pädagogik: „’s ist eine Rezeptsammlung für pädagogische Quacksalber. In dem Buche hält die pädagogische Allwissenheit ihr Mittagsschläfchen.“ —

Bei jeder Gelegenheit verhöhnte er den Dinterschen „Schulmeisterzwirn“ und den „Aufklärungs-Spülicht“ in seiner Schulmeisterbibel.

Die „Helden von Achtundvierzig“, vor denen er Thor und Thür hatte verrammeln lassen, ließ er bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit Spießruten laufen, sogar zwischen seiner Feder. Sie wurden „des Herrgotts Nachfolger im Weltregimente“, „die Herrscher von eignen Gnaden“, „die Scherbenmacher der staatlichen Polterabende“, „die großmäuligen und langbeinigen Helden der Barrikaden“ ꝛc. betitelt.

Wehe dem, der im Unterrichte von der Schnur seiner Gedanken absprang oder träumend in das Nichts bohrte! Vernichtender Spott traf ihn. „Sie Topf voll überkochender Erbshülsen! — Sie kalbsbeiniger Ritter von Dummrian! — Reden Sie laut, Sie einsaitiges, schmachtlappiges Wimmerholz! — Wird Ihre heillose Feige (Nase) bald ausgeschnauft haben? — Hat Er sich denn mit des Teufels Essenkehrer einen chinesischen Nasenkuß gegeben?“ (NB. Zu einem mit schwarzer Nase!)

Sein R e l i g i o n s unterricht bestand in biblischer Geschichte und Spruchеrklärung. Erstere bot weniger Interesse. Nach der sehr ausführlichen biblischen Geschichte von Zahn wurden die Historien aufgegeben, möglichst sicher auswendig gelernt

und dann aufgesagt. Während der Erzählung wurden allerlei Erklärungen eingeschaltet und allerlei polemische Späne abgesplittert.

Die Spruchbehandlung war katechetisch, etwas schwerflüssig, aber denk- und sprachbildend. Die Auslegung ging zunächst immer von dem Wortlaute des Spruches aus. Die etymologische Bedeutung der einzelnen Ausdrücke erschloß er in ihrer ganzen Fülle. Wie aus einer vollen Ähre hüpften bei dem Schlage seines Wortes die goldenen Gedankenkörner heraus. Dann ließ er sie in der verschiedenartigsten Bedeutung aus Bibel und Leben vorführen, ließ besonders die Gegensätze erläuternd hervortreten, gruppierte den Inhalt und reihte schließlich die einzelnen Teile an den Faden der leitenden Idee.

Das Wort war ihm der Ausgangspunkt, die Disposition der Rahmen und der ganze einschlägige Gedankengehalt aus Bibel und Leben der Einschlag.

Den Ertrag seines Unterrichtes mußte eine Anzahl Schüler schriftlich zusammenfassen und ihm abliefern. Er nahm diese Arbeiten mit nach Hause, las sie flüchtig durch und schrieb zuweilen ein Urteil darunter. Trotz dieser leichten Behandlung wurden die Arbeiten mit Fleiß angefertigt, und sie waren in der That ein treffliches Bildungsmittel.

Mir ist es sonderbar mit diesem ungewöhnlichen Manne gegangen. Das erste Mal brachte er ein Büblein meiner Größe, aber mit modischerem Rockschnitt mit und wies es mit einer Handbewegung in meinen Winkel neben der Thür. Ich freute mich besonders über die Kleinheit des Kleinen und er sich über die meine. In kurzer Zeit waren wir getreue Nachbarn und versuchten gar nicht, das fremdstellende „Sie“ zwischen uns zu schieben. Der Blick des Direktors musterte die Schar. Jeder Neue bekam einen Augenschuß. Mich Ärmsten streifte ein halb mitleidiges Lächeln „Soll man den kleinen Kerl „Sie“ nennen!“ sagte er.

Sein Unterricht fesselte mich ungemein. All meine Gedanken wurden magisch an den Wagen dieses Denkers gespannt. So kam's, daß ich schon in den ersten Stunden seine Aufmerksamkeit erregte.

„Gottes Wesen ist nicht die donnernde und vernichtende Strafgewalt, sondern die Liebe. Beweis aus der biblischen Geschichte!" sagte er.

Stille umher. Mein Fingerlein stieg in die Höhe. Er sah sich nach andern Antwortgebern um. „Keiner da? — Na, der Kleine dort!" sagte er mit seitlicher Handbewegung.

„Der Herr war am Horeb nicht im Sturm, Feuer und Erdbeben, sondern im stillen, sanften Säuseln!" sagte ich.

Da rückte er sich aus seiner halblagernden Stellung etwas auf und sagte verwundert: „Sieh, der Kleine weiß ja was!"

Bei seinen Gedanken-Kreuz- und Querfahrten kam er auch auf den Propheten Jonas und sang ihm sein Lob. „Der ganze Kerl mit seinen Marotten und seinem Buche verdient nach der Meinung heuriger Schriftweisen, die aber mehr Naseweisheit als „die heimliche Weisheit" haben, keinen Platz in der Bibel. Darüber aber hat ein anderer Kritikus eine ewig giltige Rezension abgegeben. Weiß einer, was ich meine?"

Ich hatte nur eine dunkle Ahnung von der Bedeutung seiner Worte, aber auf gut Glück verkündete ich ein Gedankenschifflein in Sicht.

„Nu, wieder der Kleine allein?" sagte er zögernd.

„Jesus hat den Jonas im Bauche des Walfisches als ein Vorbild seines Begräbnisses und seiner Auferstehung bezeichnet!" sagte ich.

„Wahrhaftig, der Kleine hat wieder den Vogel abgeschossen!" sagte er überrascht. Später nannte er mich wohl mal bei guter Laune seinen Bibelhelden.

Der glückliche Doppelschuß hatte mich wenigstens in der Achtung meiner Mitschüler etwas gehoben.

Wer nun meint, daß ich in des Direktors Gunst sicher gebettet gewesen sei, der irrt. Ich habe mich niemals seiner Gunst zu erfreuen gehabt trotz meines hingebenden Fleißes und meiner Bibelkenntnis. Ich war klein, nicht schön von Gesicht und schlecht gekleidet. Schon diese äußere Mauer versperrte seinem Blicke den Weg in mein Herz und ließ in ihm kein rechtes Wohlgefallen an meinem Eifer aufkommen. Dazu kam, daß meine Landsleute ihn einmal beim Holzhandel unverschämt betrogen hatten. Bei schlechter Laune ließ er mich das entgelten: „Ja, Sie sind auch so ein Fladenheimer!" Mein Wesen war ihm nun einmal unsympathisch. Wenn ich auch später die besten Zensuren erhielt, so behandelte er mich doch zuweilen geradezu hart.

Meinen rotbäckigen Nachbar mit dem hübschen Rocke und dem schönen Haare streichelte, knipp und zupfte er im Vorübergehen mit wirklicher Lust. Vergebens geizte ich nach einem freundlichen Blicke, nach einem Drucke seiner Hand; nie bin ich dieser Gunst teilhaftig geworden. Schmerzlich empfand ich dies als eine Unbill. Wenn auch das Wachstum einer Seele durch Unfreundlichkeit, ja Ungerechtigkeit nicht gänzlich gehindert wird, — denn der Lebens- und Entwicklungsdrang ist meist stärker als pädagogische Maßnahmen, — so wird doch die Freudigkeit getrübt und der Gang verlangsamt. —

Wenn der Mann auch meinem Herzen nichts, so ist er doch meinem Geiste viel gewesen. Er öffnete die Quellen des Denkens, wies ihm gebieterisch das Bett der Logik an, fesselte durch Geist und Originalität, bildete das kritische Urteil und regte zu vernünftiger Thätigkeit an. Ich habe aber nicht die Überzeugung gewinnen können, daß er ein väterlich warmes Herz für seine Zöglinge hatte, wohl aber trat eine gewisse Eitelkeit auf ihre Leistungen häufig zutage. Seine galligen Kritiken e r zogen nicht, sondern v e r zogen. Wie kann das junge Leute sittlich heben, wenn sie auf alles klopfen sehen, und wenn

sie in die eigensüchtigen Händel der Alten verflochten werden! Sein Charakter war für werdende Lehrer kein solches Vorbild, das ohne Worte erhebt und erzieht. —

12. Der Oberlehrer und seine Bedeutung.

Beinahe nach jeder Stunde kam ein anderer Lehrer; — dazwischen meist eine viertelstündige Lärmpause! Der Oberlehrer kam fast nie vor halb! Ein Wachtposten meldete seine Ankunft. Still ward's, und der Staub tanzte seinen unhörbaren Reigen weiter.

Langsame, im Tempo und Gewicht fast berechnete Schritte kamen die Treppe herauf. Die Thür öffnete sich, und der hohe, gewaltige Taxator meines Röckleins schritt herein, wie — die gefrorne Schulmonarchenwürde.

Er ging zum Katheder, legte seine Dose ab, stellte den Krückstock sorglich in eine Ecke, hing den Hut an einen bedächtig ausgewählten Nagel, putzte langsam die großäugige Brille und wechselte dann das Kostüm. Seinen schönen, modigen Rock zog er aus und stieg mit den langen Armen gravitätisch in einen alten Frack, den ein Aufseher aus dem Schranke herbei geholt und ihm handrecht hingehalten hatte. Dann zog er das Taschentuch aus seinem Rocke und senkte es in die Fracktaschen, hob und senkte sich etlichemal auf seinen Schnabelstiefeln, wobei ein leises Pfeifen den Zähnen entglitt, gab mit einem geschickten Griffe den dünnen, grauen Haaren einen künstlich-wilden Schwung und stieg dann zu Throne, nachdem vorher Pult und Sitzbrett sorglich beschaut und abgestäubt worden waren.

Nun glitten seine grauen Augen langsam, musternd, bohrend, zählend über die lautlos harrende Schülermenge, wobei die Dose gleich einem Weberschifflein in seinen Händen hin und her glitt.

Endlich öffnete sich das Thor seines Mundes. „Wie sitzen Sie denn da? Ihre Stuhllehnen beschreiben ja eine Zickzacklinie!“

Es folgte ein langes Stuhlrücken, angestrengtes Visieren mit den Augen und dieser und jener Kommandoruf, mit dem Stuhl vor-, rück- und seitwärts zu steuern.

„Welches Ungeschick! Sie zwingen mich noch, um der Lappalie willen aufzustehen,“ sagte er mit mißbilligendem Kopfschütteln. Endlich war Ordnung nach seiner Schnur!

Plötzlich zeigte sein Finger wie ein Gewehrlauf auf einen Papierschnitzel. „Kommen Sie einmal her!“ sagte er zu einem Aufseher. „Was soll das? Dergleichen gehört sich nicht!“

Der Arme hob das unschuldige Schnitzelchen auf und trug es in einen Papierkorb.

Plötzlich langten die grauen Augen durch die Brillenfenster bis hinüber auf den Ofen; er erhob sich sogar, schritt würdevoll durch die Stube und strich schweigend mit dem Finger über den Ofenrand. Was sein Finger da gefunden, das hielt er stumm einem andern Aufseher vor. Über ein mißbilligendes Kopfschütteln kam er diesmal nicht.

Dann schlug er mit unbeschreiblicher Würde den rechten Ärmelaufschlag des Fracks zurück und ergriff ein Stückchen Kreide. Der daneben liegende Schwamm war nicht ganz in Ordnung und mußte zuvor besser gereinigt werden.

Ein Viertel vor voll konnte endlich der Unterricht beginnen. Seine Fächer waren Musiklehre, Gesang, Violinspiel und Rechnen. Jetzt also Musiklehre!

Hoch und steif stellte er sich vor die schwarze Wandtafel, immer schweigend, sinnend, beobachtend. In lautloser Erwartung saß die Schülerschar. Ab und zu furchten zwei Finger den dünnen Haarturm über der Stirn.

Endlich sprach er langsam und mit peinlicher Hervorhebung einzelner Laute, besonders des **h**:

„Sie haben für diese Stunde ein Notenbuch nötig.“

Dies Buch wurde nun sehr ausführlich nach all seinen notwendigen und zufälligen Eigenschaften beschrieben.

„Es giebt verschiedene Arten zu lesen und zu schreiben," fuhr er etwa fort, „eine davon ist das Notenlesen und Notenschreiben. — Die Musik ist auch eine Sprache und hat sich diese Darstellungsweise gewählt. — Gewöhnlich schreiben wir die Buchstaben in Wörtern auf eine Linie. Die musikalischen Buchstaben heißen Noten und werden auf fünf Linien geschrieben. Namen und Laute der Noten richten sich nach ihrer Stellung auf oder zwischen diesen fünf Linien. Darum muß man sie genau kennen lernen. Wie Sie sehen, sieht eine Linie akkurat so aus wie die andere. Wir müssen darum ein Merkzeichen haben, um sie zu unterscheiden, gleichsam einen Schlüssel, um die unverständliche Liniengruppe dem Verständnis zu öffnen."

In dieser Weise — mit allen möglichen Seiten-, Rück- und Umblicken — wurde die Harmonielehre eingeleitet. Er kam mit Zuhilfenahme der nächsten, eigentlich für Violinunterricht bestimmten Stunde bis zum Schreiben des Diskantschlüssels, der so langsam und zierlich unter seinen Händen aus der schwarzen Tafel aufstieg, daß es ein wahres Wunder vor meinen Augen war. Die Maßverhältnisse für jeden Zug dieses Zeichens waren mit einer Feinheit berechnet, daß man über die Fülle von Ästhetik in so unscheinbarem Zeichen erstaunt sein mußte. Das Ding sollte nun in unseren Büchern etliche Seiten hindurch geübt werden. Im Laufe eines ganzen Jahres sind wir nicht über die allerersten Anfänge der Harmonielehre hinausgekommen. Das langsame Abzirkeln aller musikalischen Zeichen ist aber meisterhaft erlernt worden. Auf die Durchsicht der Bücher und die Korrektur der Fehler wurden oft ganze Stunden verwandt.

Im Gesangunterricht kam er auch nicht weit über die Vorrede hinaus. Alle Möglichkeiten, alle falschen und richtigen Tonbildungen wurden besprochen und mit Anekdoten verbrämt, geübt aber wurde sehr wenig. Ehe einer singend von c nach

e aufstieg, wurden alle möglichen Leitern theoretisch probiert, alle möglichen Fehler beleuchtet. Die Theorie nahm der praktischen Übung alle Zeit und Nahrung weg.

Doch zeigte er einen guten Geschmack und große Sorgfalt für eine schöne Tonbildung. Wer praktisch schon geübt war oder neben dem Schulunterrichte viel Privatübungen hatte, der konnte schon aus diesen ästhetisch-musikalischen Besprechungen einen namhaften Vorteil ziehen.

Die Violinstunde fing er selten vor drei Viertel an. Das Aufschlagen der Ärmel, das Stimmen der Geigen, das Harzen des Bogens, die Aufstellung der Schüler und andere Äußerlichkeiten nahmen zu viel Zeit in Anspruch. An zwei bis drei Zeilen wurde oft wochenlang geübt.

Er selber spielte geschickt, sauber und geschmackvoll. Was er besprochen und eingeübt hatte, das ging dann freilich musterhaft. Wer aber mit Anfängen in der Geigekunst in die Anstalt eintrat, der ging nach fünf bis sechs Jahren oft nur mit geringem Zuwachs aus dem Seminare ab.

Doch das alles hätte noch sein mögen, wenn der Mann nur nicht auch den Rechenunterricht gehabt hätte.

Was in diesen Stunden getrieben wurde, konnte alles sein, aber Rechnen war es nicht. Ich habe in sechs Jahren mündlich nicht sechs Exempel gerechnet. Auch die schriftliche Übung war nicht viel wert, weil sie meist ein geistloses Schablonieren nach dürren Regeln war. Die richtigen und fehlerhaften Formen der Ziffern, die Namen der Rechnungsarten und ihrer Teile, die allgemeinen Eigenschaften der Zahlen, die richtige und falsche Stellung der einzelnen Exempelglieder, das Rechnen mit Ergänzungen u. dergl. wurde mit juristischer Schärfe erwogen, und alle möglichen Fälle wurden theoretisch beleuchtet. Ein präpariertes Beispiel war der Tanzplatz für drei bis sechs Rechenstunden. Wer die gefundenen Regeln wörtlich, ja bis aufs Pünktchen über dem i wiederholen konnte, war der beste Rechner. Ohne rechnen zu können,

habe ich auf allen Zensuren im Rechnen Nr. I. gehabt, weil ich alle Regeln genau in der Form konnte, wie der Lehrer sie sich selbst mühsam genug aus dem Ungerschen Rechenbuche eingeprägt hatte.

Nichts war in seinen Stunden verpönter als ein lernlustiges Vorwärtsdrängen, ein wißbegieriges Fragen oder gar ein frei-mutiges Abändern seines Normalbeispieles, weil ihn das verwirrte und in seinem geordneten Gange störte. Alles war feste, ja versteinerte, tote Ordnung!

Der mathematische Unterricht, dieser vorzügliche geistige Turnierplatz, war ein Feld voll Totengebeine, und kein Hauch des Geistes wollte belebend darüber fahren. Ich habe erst als Lehrer das Rechnen mit meinen Schülern lernen müssen.

Der Oberlehrer war die verkörperte äußere Ordnung bei innerer Armut. Trotz seiner pedantischen Manieren, trotz seines täglichen Ausschüttelns leerer Mehlsäcke, trotz seiner stereotypen, oft schlechten Witze, die durchaus mit einem homerischen Gelächter gekrönt werden mußten, wußte er in fast wunderbarer Weise Disziplin zu halten. Vor ihm nahmen sich alle Schüler am meisten in acht.

Seine stattliche Figur, seine steinerne Ruhe, seine pedantische Haltung, seine Wortkargheit, sein schweigendes Senken und Heben auf den Stiefelspitzen, sein starres Bohren mit den Augen und sein alles Kleine entdeckender Blick machten ihn fast furchtbar.

Als Ordnungswächter war er ein Schatz, als Rechenlehrer ein Unglück! —

13. Mein liebster Lehrer in der Präparande.

Von allen meinen Lehrern hat der zweite Seminarlehrer den meisten Einfluß auf mich ausgeübt; er hat mich zum Streben angeregt wie kein zweiter. Der Mensch wird nicht

glücklich durch das, was man ihm fertig giebt, sondern durch das, was er selbstthätig schafft. Unser höchstes Genießen ist unser Thun. Nicht das sind unsere wahren Wohlthäter, die uns in fertige Erbschaften einsetzen, sondern die, welche unsere Werdelust anregen und uns zu geistiger Erwerbsfähigkeit heranbilden. — Der Name dieses zweiten Seminarlehrers hat in der deutschen Lehrerwelt einen bekannten und guten Klang. Er war ein Mann von Mittelgröße und kräftigem Körper. Gang und Haltung verrieten gestählte Muskeln; er gab auch den Turnunterricht. Das Gesicht war von einer gesunden Blässe. Die schon etwas angegrauten dünnen Haare zottelten in langen Flocken um den Kopf. Die Augen blickten bald finster, bald herzensgut. Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit und Mannesmut war das leuchtende Dreigestirn in seinem Charakter. Mancherlei Unbequemlichkeiten, ja Zurücksetzungen sind ihm daraus erwachsen. Ein Mann von seinem Schrot und Korn paßte wenig in „wechselnde Systeme."

Als Lehrer war unser „ehrlicher Pommer" das grade Gegenteil von dem steifen Oberlehrer: frisch, fesselnd, anregend, gemütvoll, dabei zuweilen aufwallend, aber sich bald wieder begütigend, etwas rasch und formlos und manchmal planlos umherirrend, aber doch immer den Werdetrieb in seinen Schülern fördernd. Unaufmerksamkeit war bei ihm nicht gut möglich. Wen das Interesse an der Sache nicht packte, den spießten seine grauen Augen. Immer zuckte über den unaufmerksamen Köpfen der Blitz einer Frage. Wehe, wenn es einschlug! Strafarbeiten schossen wie die Pilze auf. An Strafpredigten, oft zu lang ausgedehnten, war kein Mangel. Ja, zuweilen hagelte es Grobheiten. Die Strafarbeiten überwachte er nicht regelmäßig, daher ließen sie manche Schüler ungethan. Fand er aber bei einer Kontrolle nichts vor, so brach ein Unwetter los, das sich oft grollend, donnernd, blitzend, einschlagend durch eine ganze Stunde zog.

Er war trotz einiger Härten und Ecken in seinem Charakter

ein edler Mensch mit einem vortrefflichen Herzen, mit einem klaren, nüchternen Verstande, einem feinen Sinne für das Schöne, einem liebevollen Familiensinne und einem hervorragenden Lehrgeschicke. Als Käferkenner war er in wissenschaftlichen Kreisen hochgeachtet.

Als er das erste Mal in unser Unterrichtszimmer kam, blickte er finster vor sich nieder. Nur etlichemal schoß er von unten einige Seitenblicke in die Menge. Zunächst ließ er eine schriftliche Arbeit anfertigen, um die Schüler nach ihrer Leistungsfähigkeit in zwei Abteilungen zu scheiden.

Wir hatten eine Beschreibung des großen Marktplatzes anzufertigen. Ich zerarbeitete mein armes Gehirn nach Gedanken und sprachlichen Formen, ohne ihm doch viel abzwängen zu können.

Als unsere Schreibthaten empfingen, was sie wert waren, fand ich mich in der vierten Gruppe unter dem Ausschuß. Der berühmte Examenheld der dörfischen Osterprüfungen sank wie ein entladener Luftballon zusammen.

„Der weiß weiter nichts wie Großheit, Ebenheit, Hübschheit und andere „heiten“; nur die Dummheit fehlt noch; die ist aber in jeder Zeile zu lesen!“ Das war mein Urteil.

Ohne daß ich's wußte und wollte, verdunkelten plötzlich Thränen meine Augen.

„Ich glaube, der kleine Narr heult?“ sagte der wackere Mann mit einem weicheren Hauche in der Stimme. „Er steht ja nicht am Ende, sondern am Anfange! Die Unwissenheit beschimpft so einen kleinen Kerl nicht, sondern das Beharren darin. Und nun, kleiner Peter, mal die Wassermühle still gestellt! Die Feigheit greint, aber der Mut arbeitet!“

Ich klemmte und drückte mit allem Willensaufwande die Thränenquellen zu und versuchte den derb-herzlichen Mahner anzulächeln.

Eingeordnet war ich nun, und so glücklich, daß dem Streben die ganze lange Skala offen lag. Nur der Weber und der

13*

Kürassier hatten noch einige Sprossen mehr zu steigen, denn sie hatten's noch schlechter als ich gemacht.

Für mich und meine ganze Lage schien dieser Lehrer ein genaues Verständnis und ein rechtes Erbarmen zu haben. Mit der Feile seines gutmütigen Spottes ging er zwar nicht selten meinen dörfischen Angewohnheiten zu Leibe, ja einigemal flogen mir auch etliche Splitter seiner Grobheit ins Gesicht, aber im ganzen war er immer herzensgut mit mir, obwohl ich in seinen Gegenständen am wenigsten konnte.

Einmal ließ er mich vor Weihnachten in seine Wohnung kommen. Seine Kinder zeigten mir ihre ganze Spielherrlichkeit. Beim Dunkelwerden ging er mit uns in die Weihnachtsausstellung. Meine Überraschung läßt sich nicht beschreiben. Durch Fragen weckte er unsere Aufmerksamkeit, und durch Belehrung befriedigte er die Wißbegierde.

„Haben Sie auch noch kleine Geschwister?“ fragte er zuletzt. „„Einen vierjährigen Bruder!““

„Kaufen Sie ihm doch etwas zur Christbescherung!“ mahnte er. Welche Verlegenheit für mich! Ich trug nur 18 Pfennige in der Tasche. Ich suchte nun überall die unscheinbarsten Dinge aus und forschte nach den Preisen. Aber immer sprangen dieselben über meine 18 Pfennige hinaus. Endlich, — gefunden! Ein bleiernes Vogelhäuschen mit einem bleiernen Insassen ward für 18 Pfennige feil gehalten. Gleich erlegte ich meine 18 und setzte mich in den Besitz des Bäuerleins.

„Närr'scher Kerl, was wollen Sie mit dem Dingelchen? Da hat ja ihr Bruder nichts zu thun als einmal hinzugucken, wie der arme Vogel stumm auf seinem Stäbchen hockt. Spielzeug muß den Kindern Gelegenheit zur Thätigkeit und zum Nachdenken geben, sonst ist das Geld weggeworfen. Das Spiel muß die Vorschule der ernsten Arbeit sein. — Da, hier ist etwas Besseres!“ Damit griff er nach einer Schachtel mit zwei Schwänen und einem Magnetstäbchen und reichte mir's.

Ich lief purpurn an. „Ach, Herr Str., ich — ich habe nur die 18 Pfennige!“ sagte ich in Scham und Todesangst.

„Kleiner Narr, wer will denn Ihr Geld dafür?“ sagte er lächelnd. „Nehmen Sie das Ding Ihrem Bruder mit von Ihrem alten Lehrer.“

Dergleichen kleine, menschlich-schöne Züge könnte ich viele erzählen. Sie würden alle beweisen, daß bei diesem Manne unter rauher Schale ein trefflicher Kern lag, daß er für die Bedürfnisse seiner Schüler gute Augen und für ihre kleinen und großen Nöte ein warmes Herz hatte. Und wenn auch manchmal die Wolke eines ungerechtfertigten Mißtrauens oder einer überwallenden Leidenschaftlichkeit darüber zog, nach kurzer Zeit brach die Sonne seiner natürlichen Gutherzigkeit und Gerechtigkeit siegreich wieder hindurch. —

14. Was seinen Unterricht anziehend und fruchtbar machte.

Herr Str. hatte in der Präparande Lesen mit deutscher Sprache, Geometrie und Geographie.

Der Leseunterricht war nicht etwa eine eilfertige Wanderung durch die Blätter des „Diesterwegschen Lesebuches“, wobei der Leser den stummen Zuhörer machen oder sich auch zu einem Schläfchen in die Kathederecke lehnen konnte, auch nicht ein eigensinniges Hocken auf einer Zeile, die zum Exerzierplatz aller möglichen Kunststücke gemacht wurde, sondern gleichzeitig eine tüchtige Übung der Lesefertigkeit, des Anschauungs- und Denkvermögens, eine glückliche Verbindung des eilenden und verweilenden Lesens.

Trotz eines wenig schmiegsamen Organes las Herr Str. selber vortrefflich. Der ganze Leseinhalt gewann dadurch Verständlichkeit, Leben. Sein Vorlesen war deshalb so instruktiv, weil man ihm gleichsam die Gründe der Betonung und damit den Sinn des Gelesenen abfühlte.

Besondere Sorgfalt wurde der Sacherklärung gewidmet. Nichts Unverstandenes wurde wie ein Stein im Wege übergehüpft; durch mustergiltige Fragen wurde dem Verständnis der Weg gebahnt. Jeder Schüler war gehalten, durch Fragen Aufklärung über sachliche und sprachliche Dunkelheiten zu fordern. Wer es unterließ, wurde unversehens beim Schopf genommen und tüchtig abgeschüttelt. Mit dem Lesen ging die mündliche Wiedergabe des Gelesenen Hand in Hand. Hierbei griff er nach meinem Bedünken zu oft jach abschneidend oder verbessernd ein und störte so den unbefangenen Fluß der Wiedergabe. Soll die Redefertigkeit der Schüler wahrhafte Förderung erfahren, so muß der Lehrer vor allen Dingen schweigen, auch mal über Schiefheiten, Flachheiten und Halbheiten hinweg hören und die Kritik bis ans Ende verschieben können. Ewiges Verbessern stimmt endlich den Mut auf Null herab und schließt den Mund.

Eine Anzahl Lesestücke wurde besonders in sprachlicher Hinsicht aufs Korn genommen. Im allgemeinen teilte er dabei den Otto-Kellnerschen Standpunkt, ohne doch sklavisch einem oder dem andern Vorbilde zu folgen; dazu hatte er viel zu viel Eigenes.

Der dürren grammatischen Methode, die sich mit Formen ohne Inhalt herum schlägt, hatte er den Krieg erklärt, und zwar so unversöhnlich, daß er mit dem Regelkrame auch die ganze grammatische Kunstsprache zum Fenster hinauswerfen wollte. Bezeichnungen wie Satz, Nebensatz, Subjekt und dergleichen konnten ihn böse machen. — Das war eine Wunderlichkeit, von der er sicherlich später zurückgekommen ist. —

Zuerst kam ihm der Inhalt und die rechte Erfassung desselben und dann erst das Sprachgewand. Wie dies zum Inhalte passen, wie es die Falten werfen, wie es gefärbt und genäht sein mußte, um mit dem Inhalte eine organische Einheit zu bilden, das verstand er in trefflicher Weise klar

zu machen. Das Sprachgefühl erfuhr bei seinem Unterrichte eine außerordentliche Förderung.

Sein Gang bei Behandlung eines Lesestückes war etwa folgender: Er las das Stück mustergiltig vor. Durch erläuternde Fragen und Winke wurden alle sachlichen Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt. Dann wurde das Lesen so lange geübt, bis das Stück fließend, mit sachgemäßer Betonung und gutem Geschmacke vorgetragen wurde. Hierauf folgte die freie Wiedergabe mit eingeschobenen Erläuterungsnoten. Alsdann wurde der leitende Gedankenfaden, die Idee, aufgesucht und aus dem Stücke bewiesen. Bei der sprachlichen Gliederung wurden die einzelnen Gedanken und die verschiedenen Redeteile auseinandergehalten, aber doch ihr innerer Zusammenhang und die Notwendigkeit dieser oder jener Stellung nachgewiesen. Das Wort wurde nach Art, Abstammung, Beugeform und Gebrauch eingehend behandelt. Immer wurde die Beziehung zwischen Inhalt und Form betont und die Erklärung eines Einzelnen aus dem Ganzen versucht.

Die sachlichen und sprachlichen Unterrichtsergebnisse wurden zu schriftlichen Übungen verwertet. Dabei war neben der Unregelmäßigkeit in der Kontrolle eine gewisse Maßlosigkeit zu tadeln. Sehr häufig übersah er nicht die ganze Tragweite einer Aufgabe, so daß manche Arbeiten eine ungebührliche Ausdehnung erhielten, oder der Unterricht hatte die Aufgabe nur halb oder gar nicht vorbereitet, so daß den gewissenhaften Schülern die bitterste Qual dadurch erwuchs.

Jede Aufgabe muß, wenn sie bildend wirken soll, die glückliche Mitte zwischen Wiedergabe, Verbindung und schüchterner Neuschöpfung halten. Zu allem muß aber der Unterricht zuvor eine sichere Basis gegeben haben. Aufgaben, die etwas nicht Behandeltes fordern, oder etwas, wozu der Unterricht nicht alle Vorbedingungen gegeben hat, sind schädlich, denn sie verleiden den Schülern die Arbeitslust.

Die ganze Weise des Sprachunterrichtes war so interessant,

daß ich als Schüler daran keinen Makel gefunden habe. Heute weiß ich, daß eine gewisse Planlosigkeit doch den Erfolg beeinträchtigte. Das Sprachgefühl wurde zwar vorzüglich gefördert und die Spracheinsicht angestrebt, aber eine geordnete Spracheinsicht, einen Blick über das Ganze hat keiner davon getragen. Die planlose, sprungweise Behandlung ließ vieles aus und brachte es nicht zu einer Erhebung und Überschau über das ganze Gebiet; und das ist doch für künftige Lehrer unerläßlich notwendig. Ich habe eigentlich die deutsche Grammatik erst später bei dem Studium fremder Sprachen gelernt.

In dem geometrischen Unterrichte folgte Herr Str. der Stubbaschen Methode. Mit Umgehung aller gelehrten Hilfsmittel und aller mathematischen Formeln, einzig aufgrund der Anschauung, wurden die praktisch verwertbaren Sätze entwickelt und durch viele Übungsbeispiele eingeübt.

Mathematik war nicht seine starke Seite. Anschaulich, klar, praktisch war sie, wie alles, was er als Lehrer that, aber sein eigenes Wissen war hier etwas lückenhaft und die Vorbereitung wohl nicht immer gründlich genug.

Vortrefflich war sein geographischer Unterricht. Die Basis des ganzen Unterrichts war die Anschauung, das Mittelglied zwischen geographischer Wirklichkeit und geographischer Vorstellung die Karte. Sie war Abschrift einer geographischen Wesenheit. Das Verhältnis der Karte zur Wirklichkeit machte er durch allerlei Hilfsmittel klar. Auf Ausflügen zeigte er die Bodenformation der Erdoberfläche in Wirklichkeit, und dann, wie sie auf einer Reliefkarte und in planer Darstellung aussehen muß. Durch ein Fernrohr ließ er uns den Mond betrachten; es war gleichsam für das Auge ein photographischer Abdruck einer Reliefkarte. Im Unterrichte ließ er das Kartenbild vor unsern Augen entstehen, indem er durch Handrisse gleichsam verkleinerte, rohe Abschriften von Terrainverhältnissen gab. Das Kartenzeichnen wurde unablässig geübt. Bei ihm mußte in der That die Karte — wir hatten den trefflichen

Sydowschen Atlas — gelesen werden, nicht allein Berge und Thäler, Flüsse und Seen, Städte und Straßen, sondern auch die geographische Wechselbeziehung von Land und Leuten, Natur und Kultur. Den schwerfälligen Gedächtnisballast vieler geographischer Namen schied er wohl nicht sorgsam genug aus. Wir lernten ganze Heere schwerer Namen und fanden ein Vergnügen an dem gegenseitigen Abfragen recht dunkler, unbekannter und schwerer, wie z. B. Kap Sjeverovostotschnoi in Sibirien. Wissenswürdiges befestigte er durch Mitteilung lebensvoller Züge oder durch Vorlesung mustergiltiger geographischer Abhandlungen. So gewann der tote Stoff unter seiner Behandlung frisches Leben.

Mir fielen die geographischen Anfänge, die als bekannt vorausgesetzt wurden, entsetzlich schwer, so z. B. das Gradnetz und einige Vorbegriffe aus der mathematischen Geographie. Dem ehemaligen Gymnasiasten verdanke ich das endliche Erschließen dieser Geheimnisse. Bald wurde nun die Geographie eines meiner Lieblingsfächer, und die Arbeiten für diese Stunden machte ich mit besonderer Liebe und Sorgfalt.

Die alte Regel: „Der Unterricht sei interessant!“ schließt eigentlich die ganze methodische Weisheit ein. Durch Anschaulichkeit, durch naturgemäßes Fortschreiten vom Nahen zum Fernen, vom Leichten zum Schweren, durch zweckmäßige Verbindung sachlich verwandter Gegenstände spannte Herr Str. das Interesse und belebte den Thätigkeitstrieb. Und wer innern Bildungsdrang entfesselt, ihm das rechte Strebeziel zeigt und ihn auf graden Wegen dahin in Bewegung setzt, der hat das Höchste als Lehrer erreicht.

15. Die übrigen Lehrgegenstände.

Der Inspektor hatte den Geschichtsunterricht. Er erzählte recht ansprechend, wenn auch mit unzähligen „Gewisser-

maßen" durchzwickt. Ich konnte anfänglich nicht begreifen, was diese närrischen Götter- und Heldensagen bedeuten sollten. Die Sache selbst wie die oft humoristisch angehauchte Vortragsform gefiel mir aber, und so arbeitete ich alles fleißig in einem Hefte aus. Im ganzen war der Unterricht nicht unfruchtbar, weil er die Aufmerksamkeit fesselte und die mündliche Darstellungsfähigkeit übte. Die tieferen Beziehungen zwischen den Thatsachen fanden aber kaum Erwähnung. Die Geschichte soll Ideen-Entwickelung, nicht bloß ein Gemengsel geschichtlicher Anekdoten sein. „Das Beste an der Geschichte ist die Begeisterung, die sie wirkt." Begeisterung wirkt aber nur der Geist der Geschichte, nicht das dürre Faktum.

Außerdem hatte der Inspektor die Aufsätze der zweiten Abteilung. Hier mußte fleißig gearbeitet werden, und er selber war frisch auf dem Plane. Die Wahl der Aufgaben war meist gut, nur fehlte die der schriftlichen Bearbeitung voran zu schickende Besprechung fast ganz. Zum rechten Gliedern, Stoffsammeln und Stoffordnen hatten wir viel zu wenig Anleitung. Die Aufgabe wurde hingeworfen und von jedem Einzelnen wie ein Knochen nach Kraft seiner Zähne benagt. Wie kläglich bettelten die Armen an Geist bei Mitschülern und in Büchern umher, um so ein Bettelmannssüpplein zu kochen und in ihrem Aufsatzbuche anzuschüsseln! Die Vorbereitung einer schriftlichen Arbeit muß den Schwachen eine feste Stoffordnung, gewisse Fingerzeige für die Bearbeitung und eine gewisse Stoffmenge geben. Den Tüchtigern ist damit die Arbeitsfreiheit natürlich nicht beschränkt.

Die Verbesserungen hatte der Inspektor sorgfältig vorgenommen, und bei Rückgabe der Hefte wurden sie recht fruchtbar besprochen, so daß das logische Bewußtsein entschieden gestärkt wurde. Eine besonders gute und geschickte Übung war die Behandlung der sinnverwandten Wörter. —

Der Aufsatzlehrer der ersten Abteilung war sehr pünktlich, fleißig und genau, aber er konnte den Mut-

willen der Schüler nicht bändigen. Keine Stunde verging ohne kindische, störende Streiche, welche auszuhecken ja die Phantasie einer Schüler-Kompagnie so erfindungsreich ist.

Derselbe Lehrer hatte auch deutsche Grammatik nach altem Stil. Mit heißem Bemühen und vielem Ärger traktierte er den Jakob Raimund Wurst. Von all dem, was so zum grammatischen Einmaleins gehört, habe ich nur die Präpositionen auswendig gelernt und behalten. Der Vorstellungskreis wurde durch diesen Unterricht gar nicht erweitert. Er stand sogar im Widerspruch mit den Str.'schen Ideen.

Recht kahl lief der naturwissenschaftliche Unterricht aus. Der Lehrer verdiente durch humane Gesinnung, Pünktlichkeit, knappe Haltung, Scharfblick, Thätigkeit und eigenes Wissen alle Anerkennung, aber — Gott weiß, wie es zuging, — die Resultate waren bei den meisten Schülern kläglich. Sie verschwanden aus Fingern und Köpfen, wir wußten selbst nicht wie. Zu Vorstellungen konnten allerdings die wenigsten Dinge in uns werden, da es gänzlich an Anschauungsmitteln fehlte.

Leider ist's mit den Resultaten des naturwissenschaftlichen Unterrichts an vielen Orten noch nicht besser worden „in dieser neuen Zeit."

Der reiche Stoff muß weise beschränkt werden, denn das Zuviel ist der Tod des Einzelnen, des rechten Erfolgs.

Die Aneignung muß in bestimmter Ordnung erfolgen, denn was nicht in gewisser Ordnung in unsere Vorstellungswelt eintritt, kann auch nicht ordentlich erhalten und verwertet werden; an der Ordnungslosigkeit scheitert meist der Unterrichtserfolg.

Ohne Anschauung ist der naturwissenschaftliche Unterricht ein Streich in die Luft, denn was nicht eine Vorstellung, ein klares Bild in der Seele weckt, ist für die Bildung verloren. Die methodische Dreieinigkeit heißt: Anschauung (Erscheinung, Experiment, Objekt), Einsicht (Ursache und Gesetzmäßigkeit des Geschauten, besonders durch Vergleichungen) und Einübung (durch Wiederholung, Wechselbeziehung, mündlichen Vortrag

und schriftliche Bearbeitung). Die praktische Bedeutung der einzelnen Objekte muß in dieser Disziplin beständig betont werden, weil dadurch der Mensch zu einer weisen Beherrschung der Natur befähigt werden soll.

Zuletzt muß die ästhetische Seite der Naturbetrachtung hervorgehoben werden, weil die Natur die allen zugängliche reiche Kunsthalle ist, wo sich Freude und Verständnis für alles Schöne und damit sittliche Veredlung lernt.

Die Physik wurde nach Thiemes „Warum und Weil" behandelt. Ohne je das kleinste Experiment zu machen, sagten wir bestenfalls Fragen und Antworten wie den Katechismus her. Ein Einblick in die den Erscheinungen zugrunde liegenden Gesetze und ein selbständiges Eindringen in die Werkstätten der Natur waren vergeblich gesuchte Unterrichtsfrüchte.

Die Botanik war, obgleich der Lehrer selbst sehr pflanzenkundig war, ein zweckloses Zusammenschleppen von allerhand Pflanzen, die im bunten Gemisch wie ein Haufen Ziegenfutter aufgeschichtet und nun bunt durcheinander benannt und mit einigen Beschreibungsflicken beklebt wurden. Von Ordnung, Beobachtung, Vergleichung, zusammenfassender Beschreibung nur schwache Spuren!

Soll dieser Unterricht für die Gesamtbildung fruchtbar werden, so muß zunächst eine Auswahl von Vertretern der einzelnen Familien für den ganzen Kursus getroffen werden, höchstens zwei, besser eine Pflanze für jede Stunde. Die zu behandelnde Pflanze hat der Lehrer in mehreren Exemplaren mitzubringen, oder er hat durch Vorzeigen und Angabe äußerer Kennzeichen tags vorher den Schülern das Mitbringen zu ermöglichen. In bestimmter Ordnung muß nun die Pflanze von den Schülern nach Anleitung des Lehrers angeschaut und beschrieben werden nach Namen, Art, Standort, Blütezeit, Wurzel, Stengel, Verästelung, Blättern, Blüten, Früchten, nach Nutzen und Schaden, Bedeutung im Haushalte der Natur und der Menschen, Eigentümlichkeiten, ästhetischer Rücksicht u. s. w.

Ein höherer Kursus baut aus dem gewonnenen Einzelmaterial nach eingehender Vergleichung das System auf. Nicht genug kann die Vergleichung betont werden, denn durch sie erstarkt das Urteil am meisten; nichts erklärt besser als der Gegensatz, nichts festigt das Einzelne mehr als die Unterschiedlichkeit von anderen Objekten.

Auch in der Tierkunde fehlte die Anschauung, die Ordnung, das Interesse. Ohne Anschauungstafeln, ausgestopfte oder in Papiermasse nachgeahmte oder lebendige Tiere ist auch dieser Unterricht Zeitvergeudung. Der erste Unterricht in diesem Fache muß ebenfalls mit der Beschreibung von Vertretern anfangen. Sehr förderlich ist eine Gliederung des Stoffes nach einer feststehenden Disposition, z. B. 1. Name und Art, 2. Körperbeschreibung: a. Größe, b. Bedeckung, c. Kopf, d. Rumpf, e. Gliedmaßen, 3. Nahrung und deren Erwerb, 4. Wohnung und deren Bau, 5. Nutzen oder Schaden im Haushalte der Natur und der Menschen, 6. besondere Eigentümlichkeiten in Charakter und Lebensweise.

Die systematische Behandlung kann nur aufgrund der Vergleichung zwischen bereits behandelten Einzelwesen fürbaß schreiten.

Der Schreibunterricht war recht gut und gab der Handschrift einen bestimmten Typus. Es wurde von Vorschriften abgeschrieben; das Taktschreiben war noch nicht eingeführt.

Der Zeichenunterricht war meist ein geistloses Nachmalen, eine magere und vielfach nutzlose Zeitverschwendung. Einzelne tüchtige Zeichner haben allerdings in der Anstalt den Grund zu späteren bedeutenden Leistungen gelegt.

16. Die häuslichen Lesestoffe.

Eine Bibliothek gab es nicht für die Anstalt. Winke zu einer fruchtbaren Lektüre wurden selten gegeben. Es war

eine Wunderlichkeit der Lehrer, sogar die Anschaffung gewisser Leitfäden zu verbieten und uns die Titel der von ihnen benutzten Lehrbücher zu verheimlichen. Es war jedesmal ein Hexenfest, wenn der Titel eines solchen Buches durch einen glücklichen Zufall entdeckt wurde. Nicht selten, wenn der Lehrer merkte, daß die Mehrzahl der Schüler sich in den Besitz des fraglichen Buches gesetzt hatte, wurde es gegen ein anderes vertauscht; und die Spürjagd ging von vorn los.

In diesem Alter ist das Lesebedürfnis entschieden da, aber die Nahrung wurde ihm verweigert. Das Lesen zuhause ist sogar als Sekundant des Unterrichtes ganz unentbehrlich. Wird das Gute nicht geboten, so setzt sich das Schlechte an die Stelle und ist dann wenigstens zu entschuldigen.

Manche gereiftere Burschen holten sich Romane aus Leihbibliotheken, besonders solche mit haarsträubenden Titeln, erhitzten und vergifteten ihre Phantasie. Wurde ein solches Buch entdeckt, so gab's jedesmal ein Wetter; nachgehends wurde der Schleichhandel aber doch weiter getrieben. Ich fahndete im dritten Schuljahre auch auf alles mögliche Lesbare und verschlang Gutes und Schlechtes ohne Wahl.

Jede Schule muß eine gute Bibliothek haben. Zu ersprießlichem Gebrauche derselben müssen die Schüler angehalten und angeleitet werden. Das ist lästig, schwierig, aber unendlich fruchtbar. Ein einziger Wink kann das Samenkorn einer reichen Ernte sein.

So bemerkte Herr Str. einmal, daß Hebel das unübertroffene Muster eines Volksschriftstellers sei; da lerne man deutschen Stil. Ihm wäre Jeremias Gotthelf an die Seite zu setzen; an Gedankengehalt überträfe letzterer den erstern, aber an Einfachheit in der Darstellung und an fesselndem Fortschritt der Handlung stände er ihm nach.

Von nun an trachtete ich nach den Büchern dieser beiden Helden und erwischte endlich glücklich Hebels sämtliche Werke und „Uli der Knecht."

Wie haben mich diese Bände beglückt! Ich habe die Histörlein schier auswendig gelernt und bin mit unerschöpflicher Lust immer wieder zu ihnen zurückgekehrt wie zu Brot und Wasser, Vater und Mutter, Wald und Wiese.

Meist war ein Band der Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes mein Ferienbegleiter. Die Ferien mit ihrem tiefen Trunke aus Elternliebe, Freiheit und gesunder Natur und Hebel! Die Pole meines Schülerglückes sind damit bezeichnet.

„Uli der Knecht“ von Jer. Gotthelf hat mir's weniger angethan. In diesem Alter muß sich die Betrachtung bescheiden an die Seite stellen, sonst springt der jugendliche Leser über sie hinweg. Auf Staffeln der Thaten will er auch beim Lesen steigen, nicht aber auf der feinen Leiter des Gedankens mühsam aufwärts klettern. Dem Schüler ist Jeremias Gotthelf wenig, dem Lehrer aber sehr viel gewesen. Es hat eben alles seine Zeit. Und immer die rechte Zeit und das rechte Mittel für das jeweilige Bildungsbedürfnis zu treffen, das ist pädagogische Weisheit.

17. Wie ich einen Freund gewann, aber wieder verlor, und wie ein Vater sich die Last leicht machte.

Eines Tages brachte der Direktor einen neuen Schüler mit. Derselbe mochte 18 Jahre alt sein, war modisch gekleidet, hatte ein breites, rotes Gesicht und hochgezogene breite Schultern. Er trottete hinter dem Direktor mit niedergeschlagenen Augen her. Alle Blicke hefteten sich auf ihn; die älteren Schüler machten lange Hälse und guckten sich dann mit stillem Einverständnis an. Der Direktor wies den Neuling mit einer Handbewegung auf einen Eckplatz. Dorthin ging er, saß nieder und wagte seine Augen nicht aufzuschlagen, noch seine Stimme zu erheben.

In der Zwischenstunde machte sich niemand mit ihm zu schaffen, obwohl aller Augen immer wieder auf ihn fielen. Was hatte das zu bedeuten? Später erfuhr ich's! Der Ankömmling war ein Landsmann von mir, der Sohn eines Lehrers in einem benachbarten Dorfe. Er hatte schon früher die Präparande ein Jahr besucht, mußte sie aber plötzlich verlassen, da er Spuren von Geistesstörung zeigte. Er zerschnitt heimlich Röcke und Bücher, durchlöcherte Stühle und Tische und dergl. Sein Vater that ihn zu einem Gärtner in die Lehre, damit er in frischer Luft und bei körperlicher Arbeit geistig gesunde.

Innerhalb eines Jahres trat kein Rückfall ein. Graben und Hacken wurde er müde, und immer lebhafter lockten ihn die Bücher nach der Schule zurück. Mit einiger Mühe bewirkte sein Vater die Wiederaufnahme.

Zu seinen Mitschülern konnte er kein rechtes Verhältnis finden. Sie hielten sich scheu von ihm fern, als habe ihn Gott gezeichnet. Er hielt sich zaghaft zurück, um nicht aufdringlich und überlästig zu erscheinen. Bald war er lustig und übermütig, bald brütete er trübsinnig vor sich hin oder fuhr plötzlich erschreckt in die Höhe.

Alleinsein ist Gift, liebevolle Menschengemeinschaft aber Balsam für Gemütskranke. Doch niemand wollte ihm diesen Balsam bereiten. Die Lehrer behandelten den Armen mit Mißtrauen. Seine Mitschüler scheuten die Mühe, sich sein Vertrauen zu gewinnen. Die Jugend ist nun einmal maßlos in Haß und Liebe, Zuneigung und Abneigung. Was fragt sie nach Rücksichten und sittlichen Verpflichtungen? Der innere Zug und Trieb oder Äußerlichkeiten entscheiden über ihren Umgang. Was soll sie sich Gewalt anthun und unliebsamen Genossen sich an den Hals werfen? Kains Wort: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ liegt jedem ungesprochen auf der Lippe. Die Verkehrsformen scheinen der

Jugend eine unleidliche Zwangsjacke der Freiheit, die Rücksichten auf andere ein Schnürleib der Manneswürde.

„Sollen wir dem Verrückten nachlaufen und um seine Freundschaft betteln?“ fragte man. „Wir sind doch keine Krankenwärter! Wer Freunde haben will, der suche sie sich! Liegt ihm was an uns, so komme er heran, dann werden wir ja sehen!“

Er kam aber nicht heran, denn Scheu und Scham hielten ihn zurück; das Unglück macht auch mutlos. Das hätte sein Vater bedenken sollen, ehe er ihn wieder auf die Schule brachte. Angestrengte geistige Arbeit und dabei gesellschaftliche Vereinsamung sind die schlechtesten Mittel, um einem gestörten Geiste wieder zum Gleichgewichte zu verhelfen.

Ich teilte in andrer Art das Los meines armen Landsmannes. Ihm fehlte die Ordnung im Kopfe und Gemüte, mir die modische Kleidung. Das hatte uns beide in eine Art genossenschaftlichen Bann gebracht. Wie sich die Aussätzigen in Israel vor den Thoren der Städte in Höhlen und Hütten zusammenthaten, so fanden auch wir uns zusammen.

„Wir sind ja Landsleute!“ sagte ich eines Tages zu ihm. „Wollen wir nicht zusammenhalten?“

„Warum nicht!“ antwortete er, und seitdem waren wir treue Genossen. Ich übersah seinen Sparren und er meinen bäurischen Rock. Wir gingen zusammen spazieren, und er gab mir als erfahrener Mensch manch guten Wink.

Einmal hat er mich aber beinahe in ein nasses Grab gebracht. An einem heißen Sommertage sagte er plötzlich: „Alle Welt läuft ins Bad; wollen wir nicht auch hin?“ Ich war es wohlzufrieden, nur that mir der Badegroschen, der in der Anstalt erlegt werden mußte, leid.

„I,“ sagte mein Freund, „wer wird denn in den großen Kübel patschen, wo sich Krethi und Plethi abspült! Ich weiß

unter dem Wehre eine herrliche Badestelle im Flusse. Da sind wir ganz allein und zahlen — nichts!"

Ich folgte meinem kundigen Führer aus dem Thore. Wir gingen durch das schattige Festungsglacis und folgten dem Laufe des Flusses. Ein schmaler Fußpfad schlängelte sich durch dichtes, hohes Weidengebüsch, in dem allerlei Vögel umherschlüpften, sangen oder nisteten. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Nur auf einer Feldschanze ging der Wachtsoldat mit blitzendem Helm und Gewehr auf und ab, neben uns aber rauschte der Fluß das ewige Lied. An einer einsamen Stelle machten wir Halt und stiegen ins Wasser, mein Freund mutig voran, ich ihm zaghaft nach. Bis jetzt hatte ich nur die zahmen Bäche meiner Heimat durchwatet und keinen Begriff von der Kraft des Wogenschusses in einem Flusse, der sich ein paar hundert Schritte aufwärts schäumend über ein hohes Wehr stürzt.

Plötzlich glitten meine Füße auf dem glattgewaschenen und rinnenartig ausgehöhlten Thonbette aus, und eine heftige Untergrundsströmung riß mir die Beine unter dem Leibe weg. Nur einen Schrei stieß ich aus, dann schloß mir das Wasser den Mund und wirbelte mich wie einen abgerissenen Zweig stromabwärts, wobei Arme und Beine wie Windmühlenflügel sich drehten.

Mein Freund hatte den Schrei gehört, plätscherte zum Glück unter mir im Flusse, packte mich, da ich angewirbelt kam, beim Haar und zog mich mit Anstrengung ans Land.

„Was für Streiche machst Du, Fritze!" lachte er. „Im Wasser spielt man nicht Windmühle! Na, ruhe ein bißchen aus, dann geht der Spaß von frischem los, — aber ohne Windmühle!" Ich aber hatte genug am ersten Pröblein, und keine Gewalt brachte mich wieder ins Wasser.

Mein armer Freund war nicht viel über ein halb Jahr in der Anstalt, als sich eine abermalige Geistesstörung zeigte. Es wurde entdeckt, daß er seinem Vordermanne in

der Schule mit dem Federmesser die Rockflügel zerschnitten, einem andern aber mit Schwefelsäure ein kreisförmiges Loch auf dem Rücken herausgebeizt hatte. Seine unnatürliche Lustigkeit hatte mich schon längst mit Bangen erfüllt. Er wurde von der Schule entlassen und von zwei älteren Mitschülern zu seinem Vater gebracht.

Der schlug die Hände zusammen und rief: „Du mißratener Bube bringst mich noch ins Grab!" Wenig hatte gefehlt, daß er ihn mit dem Gehstocke willkommen geheißen hätte. Er sah in dem Sohne weniger den Unglücklichen als den Mißratenen. Er fühlte weniger des Sohnes Mißgeschick als das Zerrinnen seiner eigenen Hoffnungen und die Steigerung seiner Pflichten. Die Menschen werden hart und gleichgiltig, wenn ihre Hoffnungen schwinden und ihnen Unbequemlichkeiten zugemutet werden.

Wie viele weinen mit den Weinenden, weil sie selbst etwas entbehren müssen! Wie viele beklagen fremdes Mißgeschick, weil sie selbst darunter leiden! Wie viele scheinen mit andern zu trauern und trauern doch nur um den eigenen Verlust!

Die rechte Teilnahme vergißt den eigenen Anteil an Unglück, Schmerz und Unbequemlichkeit und versenkt sich einzig in das fremde Leid, um es zu verstehen und zu lindern. Solche Teilnahme tröstet und hilft, aber mein Freund fand davon nur wenig bei seinem ängstlichen, engherzigen Vater, etwas mehr bei seiner thatkräftigen Schwester. Eine Mutter hatte er nicht mehr. Er wurde als schwere Last, ja als Zuchtrute angesehen. Er sollte sich zusammennehmen und seine Wahngebilde verbannen! Daß er's nicht konnte, das war ja eben seine Krankheit.

In den Ernteferien wurde ich eines Sonntags beim Morgengrauen an den Haaren im Bette in die Höhe gezogen. Ich fuhr auf und starrte in das lachende Gesicht meines armen Freundes. „Langschläfer, willst Du heraus!" rief er.

„Draußen regnet es Brei, und Du hast keinen Löffel! Sieh mich an, wie tapfer ich durchgeknetet bin!"

Ich starrte ihn an. Er war im leichten Turnanzuge, ging in dünnen Hausschuhen und bloßem Kopfe. Unten war er besudelt und oben naß geregnet. In der Hand hielt er einen aufgespannten Regenschirm, von dem das Wasser auf das Bett triefte.

„Geh doch weg!" rief ich, „Du ersäufst mich ja im Bette!"

„I was!" lachte er. „Du ertrinkst nicht, ich halte Dich ja an den Haaren, wie Du weißt! Und Mairegen im Juli hilft zum Wachsen. Das kannst Du Knirps ja brauchen!"

Und so ging das wirr durcheinander weiter.

Ich sprang aus dem Bette, fuhr in die Kleider und stieg mit dem fremden Gaste treppab. Die Uhr schlug gerade fünf. Mutter faltete die Hände und sah den Unglücklichen traurig an; dem Vater schoß das Wasser in die Augen. Er aber lachte wie ein Kobold und trieb allerhand Neckereien mit mir und den Eltern. Den Kaffee ließ er sich gut schmecken.

„Wissen Sie, warum ich so früh gekommen bin?" fragte er meinen Vater. „Ich träumte, Fritz wollte ertrinken, und da hab' ich ihn an den Haaren aus dem Bette gezerrt. Wasser und Federn sind gleich gefährlich. Um sein Wachstum zu befördern, hab' ich den kleinen Kerl mit Mairegen eingeweicht. Sie sollen sehen, nun geht er in die Höhe wie reife Gerste!"

So schwatzte er weiter und lachte vor Vergnügen; Vater und Mutter aber warfen sich kummervolle Blicke zu. Die nassen Kleider, schmutzigen Schuhe und triefenden Haare irrten den sonst so ordentlichen Menschen nicht im mindesten.

Als die Glocken um acht Uhr zum erstenmal zur Kirche lauteten, da stand er hastig auf und sprach: „Ich habe meinen Maisegen weg. Der Pfarrer kann seinen behalten. Er thut

zwar, als ob ihm der liebe Gott den Schlüssel zu seiner Schatzkammer gegeben habe, aber es glaubt's niemand! Meinem Vater aber muß ich beim Orgelspiele helfen, — es hapert manchmal bei ihm. In die Kirche brauche ich deshalb nicht zu gehen. Was ich zuhause auf dem Tisch mit meinen Fingern tappele, das klingt laut in der Kirche. Ja, ja, können muß man's!"

Damit zog er im Regen ab und guckte sich unter dem Schirme noch mehrmals lachend nach uns um. Unser Herz aber war voll Jammer um den armen Menschen.

Nur noch einmal habe ich ihn gesehen. Eines Abends trat er plötzlich aus dem Dunkel der Straße in den hellen Hausflur der Anstalt auf mich zu. „Gut, daß ich Dich treffe!" sagte er. „Ich wollte Dir für immer Lebewohl sagen. Mein armer Vater — er betonte das „armer" spöttisch und bitter — würde betteln gehen müssen, wenn er mich in eine Heilanstalt brächte. So bringt er mich lieber in eine große Besserungsanstalt, d. h. nach Amerika. Ich bin auf dem Wege dahin."

Damit fiel er mir um den Hals und weinte heiße Thränen. „Ich bin dort wie hier ein armer, verlorener Mensch!" schluchzte er. „Was soll ich draußen anfangen? Hinter dem Zaune werde ich sterben!" Noch einmal umfaßte er mich, preßte mich heftig an sich, schluchzte laut auf und war verschwunden. Ich habe nie wieder etwas von ihm gehört oder gesehen.

So schafft man sich eine unbequeme Last vom Halse! Um den Anblick des Unglücks los zu werden und einer lästigen Aufseherpflicht überhoben zu sein, wendet man ein Stück Geld an. Nur fort aus den Augen und aus dem Sinn, damit das eigene Behagen nicht gestört, die Sorge nicht stätig werde! Mögen andere sehen, wie sie mit dem ungefügen Bauholz zurecht kommen!

So schaffen Eltern ihre ungeratenen oder unglücklichen Kinder fort; so verweisen die Schulen unbegabte und unbe-

queme Schüler; so schicken Herrschaften das unerzogene und ungeübte Gesinde weg. Haben sie wirklich die Erzieherpflicht nach allen Seiten geübt und gründlich erschöpft, oder ist nur ihre kurzatmige Geduld ausgegangen?

Geld und Gut giebt der mitleidige Mensch wohl noch für Unglückliche her. Wenn er unter der Herrschaft eines augenblicklichen Antriebes steht, so ist ein Griff in den vollen Beutel nicht allzuschwer. Aber seine Bequemlichkeit, seine Lebensgewohnheit, sein Behagen will er nicht opfern, lieber giebt er die Unglücklichen auf.

Wie viele Menschen sind nur gut und freundlich, wenn's ihnen gut geht, halten andere wert, so lange sie Nutzen, Ehre und Freude von ihnen haben, ziehen sich aber geschwind zurück, wenn die Güte mit Unbequemlichkeiten, die Freundlichkeit mit Opfern verbunden ist!

Nur der hat die Feuerprobe der Nächstenliebe bestanden, der seine Hilfbereitschaft mit dem Unglück steigert, seine Anstrengungen mit dem wachsenden Elende verdoppelt, der nicht nach Laune, verdrießlicher oder fröhlicher Stimmung, sondern nach dem Maße des fremden Unglücks sein hilfreiches Thun abmißt, der nicht nach Würdigkeit des Unglücklichen, nach Dank und Lohn fragt, sondern einzig dem Gebote Gottes und seines Herzens folgt.

Was ist Liebe ohne Opfer? Eine künstlich nachgeahmte Blume ohne Saft und Duft! Es giebt keine Liebe ohne Opfer, wie es kein wahrhaft Gutes ohne Dauer und Stätigkeit giebt.

18. Was für Umstände ein neuer Rock machte.

Mein altes Leid, das alle Morgen mit mir aufwachte, war meine bäurische Kleidung.

Ich bat den Vater um einen städtischen Rock, weinte ihm sogar die Bitte vor, ja suchte aufzubegehren, und die

Mutter unterstützte mich mit ihren Bitten: lauter Schüsse in die blaue Luft!

„Der Herr B. habe den Rock gelobt, und der müsse es wissen. Sei der Rock nicht der schönste, so schade das nicht; einer müsse doch am schlechtesten gekleidet sein, und warum ich Hochmutspinsel das nicht sein wolle?“ meinte der Vater.

Zwei Jahre trug ich mein Elend auf dem Leibe und im Herzen. Der Rock kam nicht in die Mode, wie der Herr B. verheißen hatte, wohl aber wuchsen meine Arme immer stakiger aus den Ärmeln.

Da reifte ein großer Plan in mir: „Ich will mir selbst einen Rock verdienen!“

Mein Vater bezahlte das volle Tischgeld, ich aber nahm „blinde Freitische“, d. h. gab vor, in der Stadt zu essen; in Wahrheit aber trug ich meinen Hunger im Luisenwäldchen spazieren und stillte ihn billig mit gesunder Luft und Vogelgesang. Dadurch sparte ich wöchentlich drei Groschen. Wenn auf diesem Strauche die Baumwolle zu einem Rocke auch langsam wuchs, so fing sie doch an zu wachsen.

Mein ganzes Sinnen stand nun auf Privatstundenerteilung. Aber niemand verlangte nach meiner Weisheit. Und doch! Unverhofft kommt oft! Jeden Sonnabend zogen wir aus der Präparande ins Seminar zum Unterricht bei dem Direktor. Wir kreuzten dabei den großen Marktplatz, auf dem Soldaten exerzierten, Bauern ihre Früchte und Krämer in Buden ihre Waren feil boten, Menschen sich drängten und Töpferfrauen bei ihren Scherbenbergen saßen.

Eines Tages im Herbst marschierte ich vorsichtig in den schmalen Steigen, welche durch die aufgeschichteten Töpfe, Schüsseln, Teller ꝛc. liefen. Eine dicke Töpferfrau saß auf einem Stuhle und wärmte sich an einem Kohlenfeuer, das in einem Topfe glühte. Das Bild sah komisch aus, darum blieb ich ein wenig stehen, guckte die Dicke an und schaute in den Wärmetopf.

Das vierschrötige Weib sah mich mit ihren kleinen Augen, die wie Mandeln in den Backenwülsten staken, an und sagte: „Na, Sie junges Herrche, wolle Sie was kaufe?“ Ich schüttelte mit dem Kopfe. Sie aber fuhr fort: „Sie seien wohl ein Semerist?“

„Noch nicht ganz, aber bald!“ sagte ich.

„Da könne Sie wohl au scho Stunde gebe?“ forschte die Dicke weiter. Ich spitzte beide Ohren: „Ja wohl kann ich das!“ war meine Antwort. Dabei machte ich eine Miene, als ob Privatstunden mein tägliches Geschäft wären.

„Na, das ist ja scheene!“ fuhr die Dicke fort: „Ich hab' Sie da so ei' Junge von zehn Jahre, der geht wohl alle Tage in die Schule, aber was anders als ei' Buckel voll Prügel bringt er nich heeme. Er hat ja freilich ei' harte Kopf, aber der wird doch nich weicher, wenn sie ihm in der Schule das dicke Fell bleue, bis es platzt! Wolle Sie nicht dem Junge alle Tag ei' Stunde gebe? Ich bezahle Sie's aber!“

Auf meinem Röckchen mochte die Dicke einen Preissatz gelesen haben, der mit ihren Absichten in Einklang stand. Ich sagte zu und ließ mir den Weg zu ihrer Wohnung beschreiben. Pauken und Trompeten erklangen in mir zu einem wundervollen Konzerte, und Luftschlösser wuchsen auf allen Anhöhen.

Schon am nächsten Tag suchte ich den Acker auf, in den ich künftig meine Weisheit säen wollte. Er lag im „schwarzen Viertel“, dem engsten, schmutzigsten und ärmsten Stadtteile. Nach mühseligem Suchen fand ich das kleine Haus der dicken Witib. Die ganze Familie, Mutter und vier Kinder, saß am Kaffeetische, — wie lauter dicke Kröten mit roten Gesichtern und dummen Augen! Der mit den dicksten Backen, dem größten Stück Pflaumenkuchen und der dümmsten Miene war zweifellos mein Schüler.

Alle glotzten mich an, schmatzten dann aber ruhig weiter an ihrem saftigen Pflaumenkuchen.

Die Alte begrüßte mich freundlich und zeigte mir meinen neuen, ersten Schüler, den ich an seinem breiten Buckel, seinem dicken Kopfe und seinen dummen Augen bereits erkannt hatte. Er sah mich von der Seite an und biß dann um so tiefer in sein breites Kuchenstück.

Die Alte wischte auf einer Tischecke mit ihrer breiten Hand Milch, Kaffee und Kuchen weg, knuffte ein paar Kinder auf die Seite und gab mir auch eine Tasse Kaffee und ein großes Stück Kuchen. Der üble Geruch in der niedrigen Stube, die Unsauberkeit und die Krötengesichter verdarben mir aber den Appetit. Ich biß so vorsichtig in den Kuchen, als fürchte ich mit den Zähnen auf eine Kröte zu treffen. Als Knabe hatte ich einmal mit dem Brotmesser in der Erde vor unserem Hause gewühlt und gebohrt und plötzlich eine fette Kröte angespießt. Das Gefühl, das mich damals überrieselte, kam mir jetzt wieder.

Nach dem Kaffee ging's an den Unterricht. Den dicken, faulen Bengel schob die Alte an den Tisch; da saß er nun, sperrte den Mund auf, gab aber keine Antwort und rührte keinen Finger. Er konnte weder lesen noch schreiben, am allerwenigsten aber aufmerken.

Alle meine Lehrangriffe schlug er mit völligster Gleichgiltigkeit ab. Ich verschwendete Bitten, Drohungen, Knüffe und Püffe; ich donnerte ihn an und strich ihm auch einige über. Es war aber, als ob Hagelkörner auf einen Felsblock prasseln; er blieb Steinblock ohne Spalt und Riß. Nichts, gar nichts interessierte den Bengel — außer Essen und Trinken!

Die wichtigste Aufgabe für den Lehrer besteht in der Weckung des Interesses. Hat man einen Punkt gefunden, wo das Interesse keimt, dann darf auf Lernfrüchte gehofft werden.

Ich hatte endlich bei meinem klugen Scholaren bemerkt, daß seine Gleichgiltigkeit ein wenig schwand, wenn von Eßdingen

gehandelt wurde. Der Fleischklumpen hatte für Geist keinen Raum, da alles mit Fleisch ausgestopft war. Mit dem Grobsinnlichen mußte also auch der Unterricht beginnen. Buchstaben und Zahlen wurden für ihn zu Würsten, Eiern, Äpfeln, Brezeln und Kuchen umgeschaffen, und alle Geschichten suchten ihm den Mund nach etwas Eßbarem wässerig zu machen. Der ganze Unterricht wurde eine Art Phantasie-Schmauserei, das Alphabet eine Speisekarte, jedes Rechenexempel ein „Tischchen deck dich!"

Wenn die Fortschritte meines Schülers auch sehr bescheiden waren, so merkte doch meine dicke Töpfersfrau, daß es etwas vorwärts ging. Sie rühmte mich mit vollen Backen und zahlte mir am Ende des Monats — einen harten Thaler! Wieviel da bei wöchentlich sechs Stunden auf eine Stunde kommt, von dem viertelstündigen Wege gar nicht zu reden, wolle der rechenkundige Leser selbst ausrechnen. Den blauen Kaffee, den ich täglich mit Ekel hinunterwürgte, möchte ich nicht als Nebenvergütung angesehen wissen.

Neben dem Thaler trieb mein erfolgreicher Unterricht noch ein lebendiges Reis. Weil mich meine fette Patronin als einen grausam Geschickten rühmte, so versuchte ein benachbarter Kommissionär aus meinem Talente Vorteil zu ziehen. Ich sollte einem seiner Pensionäre Klavierunterricht geben. Eines Tages ließ mich der kurze, dicke Mann, der sein Gesicht von Fuchs und Geier entlehnt, seinen Leib aber in einen langen, schönen Schlafrock gewickelt hatte, zu sich kommen und verhandelte mit mir über den Preis. Ich war so kühn, 2 ggr. für die Stunde zu fordern. Der „Fuchsgeier" feilschte und drängelte aber so lange, bis er mich auf 2 gr. 3 Pfg. herabgezwängt hatte.

Und auch dies geringe Geldlein warf er weg! Mein kleiner Schüler lernte gar nichts. Ich war ungeschickt und er faul, was soll's da geben? Ich donnerte ihn täglich wütend an, und er weinte täglich die Tasten naß, — dabei blieb's!

Endlich, endlich hatte ich fünf Thaler zusammengespart. Und nun gings auf den Rockhandel in ein Kleidermagazin! Einen hellgrünen Sommerrock traf endlich das Glück, meinen Leib für vier und einen halben Thaler schmücken zu dürfen. Leider verschoß er bald ins Orangefarbene und wurde später unter den losen Gefährten mein Kenn- und Wahrzeichen.

Für einen halben Thaler erwarb ich mir noch eine kecke Mütze, die meinen modischen Aufputz vollendete. Ein neuer Mensch strahlte mir aus dem thürhohen Spiegel entgegen, und glückselig zog ich meiner Bude zu. Nie hat mich früher oder später ein stolzeres Gefühl beglückt. Dies „Orangeröckchen" aus meinem sauren Schweiße scheint mir die größte That meines Lebens. Dem Könige Alexander ist die Eroberung des Perserreiches gewiß nicht so schwer gefallen, und mir hat es geringere Mühe und Opfer gekostet, vier Examina zu bestehen.

Zweierlei ist dabei lehrreich.

Erstlich: Daß mein schlichter, guter Vater mich knapp hielt, danke ich ihm lebenslang. Je weniger Bedürfnisse wir uns angewöhnen, desto leichter werden wir glücklich. Daß er mich scharf überwachte, sogar auf die zwei einzigen Zweien meiner Zensur vorwurfsvoll mit dem Daumen und der Frage zeigte: „Warum ist das nicht auch Nr. I?" das hat nichts geschadet. Besser die Ziele zu hoch als zu niedrig stecken! Besser die Kontrolle zu peinlich als zu schlaff üben!

Daß er mir in meinem siebzehnten Jahre die letzte, aber nicht die schlechteste Ohrfeige verabreichte, als ich mich durch einen fahrenden Sänger bis Mitternacht im Dorfwirtshause halten ließ, das sei ihm von Herzen gut geschrieben. Daß er mich aber jahrelang durch bäurische Kleidung zu einer Art Sträfling und Witzscheibe unter meinen Genossen machte, das war gefehlt, war schlimm, ja gefährlich! Ihn trifft deshalb kein Vorwurf. Er war nie in die Welt gekommen und handelte in gutem Glauben. Aber der Oberlehrer, den er befragte, mußte es besser wissen! Er hätte meinen Vater

sachgemäß beraten müssen! Aber nein! Um sich einen Spaß zu machen, überlieferte dieser Oberpädagoge einen armen Jungen der peinlichsten Lage.

Ein anderer meiner Lehrer bot mir einmal aus Mitleid mit meinem Rock-Elend einen seiner abgelegten Röcke an; er hielt mich natürlich für einen ganz bettelarmen Teufel. Das Blut schoß mir ins Gesicht, und die Scham erstickte mich fast. Ich dankte gedrückt, holte aber das Geschenk niemals ab. Die Jugend ist nun einmal nicht ohne Eitelkeit. Der glänzende Schein ist in dieser Zeit alles, das Wesen nichts. Geringe Kleidung bedeutet eine Art Ächtung. Man darf aber jungen Leuten solche Ächtungsmarken nicht anhängen! Ich hatte immer das Gefühl, ein Gezeichneter zu sein; das machte mich scheu und unsicher. Zuletzt wagte ich mich nur noch an einzelne gutherzige Mitschüler heran, ging aber in der Regel einsam und verbittert umher. Wie der bunte Rock Josephs einerseits Überhebung und anderseits Neid weckte und zu einem Fähnlein des Verderbens wurde, so rief meine bäurische Kleidung in mir eine gedrückte Stimmung, in meinen Gefährten den Spott hervor und hätte leicht zu Fall und Verderben führen können. Wachsende und werdende Charaktere ertragen schwer Ausnahmestellungen!

Zum andern: Was thut doch ein klares Ziel! Alle Kräfte sammeln, spannen und verstärken sich im Hinblick darauf. Die erwachte Kraft und eine stätige Arbeitsgewöhnung sind der beste Gewinn der Lernarbeit. Was Mühe und Ausdauer den Hindernissen abringen, das hat den schönsten Wert. Das Gelingen ist die schönste Frucht auf dem Baume der Mühe, und jedes Gelingen ist die Bürgschaft neuer Erfolge. Dabei wachsen Kraft, Mut und Freudigkeit.

Wer früh Ziele stecken, Wege suchen und Kräfte selbständig brauchen lernt, der hat das Geheimnis zu Glück und Erfolg entdeckt. Wer aber kein Auge für Ziele hat, wem die Mühe des Suchens erspart bleibt, wer die Kräfte

behaglich in die Breite zerfließen läßt, der wird schwerlich ein rechter Mann werden, der rechtes Manneswerk zu vollbringen vermag. Wenn mein Herz in dieser nebelgrauen Entwicklungsperiode auch nicht glücklich war, so blieb mir doch das gütige Geschick den Ausgleich nicht schuldig. Was das Herz entbehrte, das gewann der Geist!

19. Schülerstreiche.

Wie die flimmernden Sterne den blauen Himmel und die bunten Blumen den grünen Rasen schmücken, so schießen die Sternschnuppen der Thorheit durch das graue Einerlei des Schülerlebens, und so erblühen die Klatschrosen des Mutwillens zwischen den ernsten Halmen der Arbeit.

Je mehr junges Volk zusammen kommt, desto lustiger blüht der Unsinn und desto tollere Streiche werden ausgeheckt. Die Wärme der Gemeinschaft brütet nicht bloß die gesunden Keime des Guten, sondern noch rascher die Schalkseier der Thorheit aus. Der junge Mensch muß sich nun einmal dehnen und recken, und wenn gleich alle Nähte platzen und alle Spiegel und Fenster klirrend zerspringen! Er muß wie ein Füllen auf der Weide über die Steine des Ernstes mit fröhlichem Sprunge setzen, wenn er sich dabei auch mal die Füße verstaucht und die Nase zerschlägt! Er muß mal lachen, und wenn ihm Galgen und Rad drohen! Er muß im Scherz die Findigkeit des Geistes bei Angriff und Abwehr üben, um es dann im Ernst zu verstehen! Er muß den Überschwang von Kraft in mutwillige Streiche umsetzen, wenn derselbe nicht den Damm an einer gefährlicheren Stelle zerreißen soll!

Dem gesetzten Alter und der gereiften Würde ist das alles häufig lästig und widerwärtig, ja erscheint staats- und sittengefährlich. Bei Licht besehen, ist es meist harmlos. Viel bedenklicher ist eine Unterdrückung des jugendlichen Kraft-

strebens, die zu einem heimlichen Duckmäusertum, ja zu Unsittlichkeiten führt.

Hebel, der Volkskenner und Volksfreund, will den Humor nicht auf allzu schmale Atzung gesetzt wissen. Lachen und Weinen sind die Pole des Lebens, und dazwischen liegt der Ernst und die gehaltene Heiterkeit als Erziehungsziel, nach dem wir streben.

Der Humor ist eine Anlage, also gottgegeben; er ist eine Kunst, denn er hat seine lustigen Spiele zu Werken der Kunst krystallisiert; er ist auch ein Erziehungsmittel, denn oft wirkt die satirische Geißel und die Schellenkappe des Narren rascher und gründlicher als ernste Mahnungen. In seinem Zerrbilde erkennt sich der Mensch leichter als in seinem Idealbilde. Wenn der Humor unsere üblen Angewohnheiten nachäfft und sie zu Zerrbildern entstellt, so schämen wir uns dieser Verwandtschaft und nehmen uns zusammen.

Der absichtliche Humor erscheint schon äußerlich berechtigt durch den unwillkürlichen, der sich in der drolligen Verkettung der Umstände und in dem eigentümlichen Gehaben der Menschen zeigt. Wer Augen und Ohren für den kleinen Wellenschlag des Alltagslebens hat, der wird genug zum Lachen entdecken und dabei doch die Menschen herzlich lieb behalten. Er wird in dem einen Augenblicke mitleidig über das Unglück weinen und im andern sich lachend über allerlei Thorheit die Thränen von den Wangen wischen. Denn aus Unglück und Thorheit der Menschen webt sich der Humor seine bunten Fähnlein.

Ich selbst mit meinen dörfischen Kleidern und Manieren schien anfangs dem Mutwillen keine ungeeignete Tenne, um da seinen Windhafer auszudreschen. Aber mein Gesicht war bei den Späßen, die sie mit mir machten, nicht dumm genug, um den Mutwillen zu steigern. Der Witzamboß muß mit dem Witzhammer zusammenstimmen durch ein verblüfftes, dummes Gesicht, durch Wehren und Sträuben, durch närrisches

Hin- und Hertanzen ꝛc. Der Witzamboß muß zittern, Funken sprühen, Wiederhall zeigen, wenn's den Hammer und alle, die drum stehen, freuen soll.

Als ich bei den humoristischen Klopfversuchen erst verwundert und ohne Verständnis drein schaute, dann aber mich ruhig abwandte und weiter arbeitete, da verloren die Schalke die Lust, mit einem so verständnis- und schellenarmen Narren weiter zu arbeiten.

Ja später habe ich sogar manchmal selbst Hammer spielen und mein geliebtes Vorbild „Hebel" auch in lustigen Schalksstreichen nachahmen wollen. So lese ich in einer Zensur aus dem Jahre 1852: „Durch sein Gesamtverhalten hat er sich zwar die Liebe und Zufriedenheit seiner Lehrer zu erhalten gewußt, doch muß er sich hüten, seine geistige Überlegenheit dazu zu mißbrauchen, auf schwächere aber brave Mitschüler seine Witzpfeile abzuschießen."

So sind die Menschen! Kaum aus der Enge und dem Gedränge entronnen, suchen sie andere schon wieder hineinzuklemmen. Hammer oder Amboß! scheint die Losung.

Das willigste Lasttier für den Schülerübermut war unser sanfter Hannes, ein Jüngling aus wohlhabender Bauernfamilie, herzensgut, fleißig, treu, aber wenig begabt, leichtgläubig und mit einem Gesicht wie geschaffen als Lockspeise für die Spottvögel. Sein Körperbau war ziemlich kräftig und das Gesicht im allgemeinen wohlgebildet, aber der etwas gekrümmte Rücken, die etwas eingeknickten Kniee, der etwas weit geöffnete Mund und die matten, wasserblauen Augen verkündeten, daß hier ein Witz-Echo schliefe, wer es nur zu wecken wüßte.

Ich war der Freund und Vertraute unseres guten Hannes und stand ihm meistens treulich gegen seine Widersacher bei. Meine Worte waren für ihn Eide. Von seinen reichen „Schiffsladungen" fiel trotz seiner Sparsamkeit zuweilen etwas für mich ab. Bei Gelegenheit machte er sich dann wieder an meinen „Schiffen" bezahlt. Bei festlichen Gelegenheiten

borgte er mir wohl seine besten Stiefel und seinen guten Rock, während er in der zweiten Ausstattung lustwandelte.

Obwohl alle den Hannes gern hatten, drehten sie ihm doch bei passender Gelegenheit Eselsohren an. Wenn sie gar zu ungeschickt zutappten, so bekam's ihnen zuweilen schlecht. Mit seinen kräftigen Tatzen griff Hannes zu und tättowierte die Spaßmacher tüchtig mit seinen Nägeln. Wenn sich aber die Späße unter der Firma „Wohlwollen“ an ihn heranschlichen, da war der gute Hannes widerstandslos.

Am schlimmsten trieb es mit ihm ein geriebener Rotkopf, den wir nach biblischer Analogie „Edom, den Roten“ nannten, obwohl er bei seiner Schlauheit eher den Namen Jakob, das heißt Fersenhalter, verdiente. Mit Lust schnitt er alle Schwären und Knoten auf, durchwühlte und verband die Wunden von Freund und Feind. Er hat der Pädagogik später Valet gesagt und ist jetzt ein geachteter Mediziner in einer Universitätsstadt.

Unser „Edom“ hatte in dem Laden eines Optikus einen Spiegel entdeckt, der das Gesicht in gräßlicher Verzerrung zeigte. „Das giebt einen Spaß mit Hannes!“ sagt er eines Tages zu seinem Busenfreunde, dem durchtriebenen Spottvogel „Schneekauz“. „So und so!“

Schneekauz ist es wohlzufrieden, und der Witz geht in Scene.

„Hannes, komm mit spazieren! Draußen ist's herrlich, und hier erstickt man fast in der dicken Luft. Du alter Büffel mußt mal in frischer Luft gewaschen werden, sonst wächst Dir noch auswendig ein Weisheitsfell wie den Büffeln der Winterpelz!“ Dabei knuffte der Rote den guten Hannes derb in die Seite. Hannes knurrte über seinen Büchern, rutschte ein wenig hin und her, ließ sich dann aufzerren und folgte den beiden Spaßvögeln ins Freie.

„Hannes!“ sagt plötzlich der Rotkopf. „Fehlt Dir denn was? Du siehst ja schrecklich aus!“

„Nein, nein!“ schüttelt Hannes und läßt die Unterlippe etwas tiefer als gewöhnlich hängen.

„Na, da weiß ich nicht!“ sagt der rote Doktor und geht fürbaß.

Plötzlich steht er wieder still. „Hannes, Du bist ein Held! Innerlich zerreißen Dich Krämpfe, und Du klagst mit keinem Laute! Aber Dein Gesicht verrät Dich! Hannes, Hannes, Du bist schwer krank!“

Hannes schüttelt kräftiger den Kopf und wehrt mit der Hand ab: „Nein, nein! ich fühle nichts!“

„Na, dann bist Du schon betäubt!“ antwortet der Doktor. „Dein verzerrtes Gesicht spricht wahrer als Dein Mund! Übrigens komm doch dorthin zu Blasius und besieh Dich im Spiegel, da wirst Du endlich *sehen*, wenn Du nicht *fühlen* willst!“

Der zweite Spazierfreund bekräftigt natürlich die Worte des Roten.

Sie kommen an den Laden des Optikus, und Hannes schaut sein verzerrtes Gesicht. Ein Todesschreck durchfährt ihn. „Haltet mich!“ sagt er mit erlöschender Stimme, faßt nach den Armen der Schalke und läßt sich als Schwerkranker von den beiden nach Hause geleiten. Hier legt er sich ins Bett, und einer setzt sich als Wächter daneben, während der Rote angeblich zum Doktor läuft.

Er kommt aber nur bis in das Klassenzimmer, schreibt da ein tolles Rezept, das kein Mensch lesen kann, und braut aus allerlei unsaubern Dingen einen Teufelstrank zusammen, den er atemlos äschernd dem armen Hannes bringt. Der nimmt mit geduldigem Sinne, erloschenen Blicken und weit geöffnetem Munde gewissenhaft Löffel um Löffel.

Endlich sind die innern Krämpfe, die sogar jedes Schmerzgefühl betäubt hatten, so weit bezwungen, daß Hannes sich erheben und wieder matt umherschleichen kann.

Das Rühmen des Roten, der dem Hannes das Leben gerettet haben wollte und es ihm bei jeder Gelegenheit vorwarf, hätte nun einer hören sollen! Damit verband der Rote

jedesmal eine Mahnung an die Bezahlung des Rezeptes, die er ausgelegt haben wollte.

Ich aber raunte dem Hannes zu: „Warte doch erst die Rechnung aus der Apotheke ab, oder laß ihn eine ordentliche Quittung beibringen! Wer kann dem roten Windmacher trauen!"

Ein andermal zog sich Hannes besser aus dem Handel und ließ den Roten in der Grube sitzen.

Sein Schiff, d. h. der Kasten mit Eßwaren, der alle vierzehn Tage aus dem Elternhause anlangte, blieb über die bestimmte Zeit aus, so daß Schmalhans Küchenmeister bei unserem Hannes war. Er bettelte sich bei guten Freunden wohl ein paar Tage durch, merkte aber bald aus den sauern Mienen, daß seine Almosengänge ihnen zu lange dauerten. An Überfluß litt keiner.

Sehnsüchtig schaute Hannes nach dem Frachtwagen aus, der ihm den schuldigen Tribut aus dem Vaterhause brachte, ja er wandelte ihm auf der Chaussee entgegen.

Aber kein Wagen ließ sich sehen, und heute mußte er doch kommen! Der Wirt im „Schlehdorn", wo der Fuhrmann ausspannte, hatte es gesagt. Zu ihm wanderte Hannes und bat den Hausknecht, noch heute das „Schiff" in seinen Hafen zu lotsen, sobald es sich auf der Reede sehen lasse.

Die Nacht fällt schon daher und treibt unsern Hannes in die Anstalt und an den Arbeitstisch. Aber er findet keine Arbeitsstimmung, horcht und guckt. Da schellt unten die Thür, und schwere Tritte kommen die Treppe herauf. Hannes schießt hinaus und guckt über das Geländer. Richtig, da kommt ein Auflader, wenn auch nicht der bekannte, mit einem Sack auf der Schulter treppauf gestapft.

Oben wirft er den Sack ab und spricht: „Sie sind wohl der Herr Hannes? Da ist was! War das eine Last! Unter zwei Groschen dürfen Sie mir diesmal nicht geben!"

Willig zieht Hannes hervor zween Groschen und reicht

sie dem Manne mit der Lederschürze, der sie beschaut und dann unter der Schürze verschwinden läßt. Nun öffnet Hannes den Sack. Oben auf liegt der Brief. Sonst liest er ihn zuletzt und bringt erst die Eßwaren in Sicherheit. Heute will er gern die Ursache der Säumnis erfahren und liest den Brief zuerst. Er lautet etwa so: „Lieber Sohn! Ich schicke Dir erstlich ein großes Brot. Du bist zwar ein Kamel, aber Kamele wollen auch leben. Die vierbeinigen begnügen sich mit Gerstenbrot, die zweibeinigen wie Du kriegen Roggenbrot.

Zum andern nimm als Zukost die beiliegenden fünf glatten Steine. Sie sind größer als die, welche David in seine Hirtentasche steckte, da er dem Riesen Goliath entgegen ging. Goliath aß sich schon an einem satt, um so mehr wirst Du mit fünfen den gewappneten Mann in Deinem Magen, den Hunger, erlegen können.

Zum dritten erhältst Du einen Stiefelknecht. Dieweil Du einen Latschgang wie eine Kuh hast, so sind jedenfalls gespaltene Hufe an Deinen krummen Beinen angewachsen. Die lassen sich etwas schwer ausziehen. Der beifolgende Patentstiefelknecht wird Dir das Geschäft erleichtern und Dich so zum Menschen bilden helfen.

Zum vierten sende ich Dir ein Bündel dickes Packpapier, damit Du Deine Aufsätze darauf verewigst. Sie sind so schön, daß es schade wäre, wenn sie auf gewöhnlichem Papier zu rasch der Welt verloren gingen. Besonders vergiß die schöne Stelle nicht: „Da begegnete ihm ein Mann im Walde, der großen Hunger hatte, d e n n er trug einen blauen Rock."

Zum fünften gebrauche die beiliegenden Möhren gesund zur Stärkung Deines Gedächtnisses.

Zum sechsten schicke ich Dir eine Tüte Guano zur Düngung Deiner geistigen Fähigkeiten.

Und nun wäre glücklich für Deine leiblichen und geistigen Bedürfnisse gesorgt. Gebrauche alles gesund. Neues ist bei uns nicht passiert, außer daß unser größter Hammel, der

Spiegel, Dir immer ähnlicher wird, so daß manche meinen, Ihr müßtet Zwillinge sein."

Natürlich hatte „Edom" den Brief geschrieben und die ganze Schelmerei eingefädelt. Nur eine Dummheit hatte der schlaue Fuchs dabei gemacht.

Von seinen eigenen stattlichen Broten hatte er eins in den alten Sack gesteckt, um Hannes dadurch auf die Leimrute zu locken.

Als mein lieber Hannes den losen Brief las, da verschob sich sein Gesicht wirklich zu einer verdächtigen Ähnlichkeit mit dem besagten Hammel.

Ich guckte in den Brief, denn Hannes hatte kein Geheimnis vor mir, und merkte gleich aus den ersten Zeilen Edoms Fuchsschwanz.

Ich flüsterte dem verblüfften „Schiffsempfänger" zu: „Thu doch Dein Schiff weg! Wenigstens das Brot ist gut und das Einschließen wert!"

Den Wink verstand Hannes sofort. Wie ein Raubvogel stürzte er auf das Brot, schloß es in seinen Schrank und verspeiste mit lächelndem Behagen ein Stück nach dem andern.

Edom schrie zwar über Raub und Gewalt und drohte mit hundert Klagen, aber sein Brot bekam er nicht wieder.

Wenn Hannes später eine gute Antwort im Unterrichte gab, da höhnte ihn der Rote jedesmal: „Du hast gut antworten! Mein Brot und die gute Düngung wirken jetzt bei Dir! Mit fremden Federn stolzierst Du umher. Pfui, Du erborgter, erstohlener und erlogener Mensch!"

Hannes aber lachte und nickte mit vergnügtem Gesichte: „Ja, ja, gut war das Brot, und bekommen ist mir's auch!"

20. „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn —!"

Ferien, Ferien! Ein schöneres Wort giebt es nicht im Schülerlexikon. Je redlicher und hingebender wir arbeiten, desto süßer schmecken sie. Auch der eifrigste Lehrer und Schüler freut sich ihrer. Sie bringen dem Leibe Erholung, dem Geiste neue Spannkraft und dem Arbeitsleben einen frischen Wellenschlag.

Ohne Wechsel würde uns nichts schmerzen und nichts freuen, das Leben aber am Nullpunkte der Gleichgiltigkeit einfrieren. Erst der Gegensatz bringt Bewegung in das Leben, Klarheit in unsere Empfindungen und Steigerung in unser Glück.

Erst nach einer Krankheit fühlen wir ganz das Glück der Gesundheit. Erst wenn wir Fesseln getragen haben, empfinden wir voll und tief das Glück der Freiheit. Erst wenn wir ein Vierteljahr im Schulstaube redlich unsere Pflicht gethan haben, geht uns das ganze Glück der Ferien auf.

Jean Paul preist den „Erfinder der Ferien" selig. Fürwahr, wenn man seinen Namen wüßte, so wäre ihm ein Denkmal sicher. Kein Lehrer und kein Schüler würde ihm ein Scherflein dazu verweigern.

Zum letztenmal ruft die Glocke in den Schulsaal. Alles wirrt und schwirrt hoffnungsfreudig durcheinander. Eine fröhliche Unruhe geht durch das Haus, ähnlich der geheimnisvollen Bewegung im Bienenkorbe vor dem Ausschwärmen. Auf allen Gesichtern steht schon die Marschordre; in allen Zellen liegen Bücher und andere Sachen bunt umher.

Noch ein bedenklicher Augenblick naht: Die Zensuren werden verteilt! Ihr Inhalt spiegelt sich bald auf den Gesichtern ab. Hier und da schlug das Gewitter ein, bei andern ging's gnädig vorüber, bei andern lachte der Sonnenschein. Aber

Sonnenschein, Regen und Hagel halten nicht stand: Bald scheint die Feriensonne über Böse und Gute, und Freude regnet auf Gerechte und Ungerechte.

Und nun wird die geringe Habe eingeschlossen, das Ränzlein auf den Rücken, der Stock in die Hand genommen und dem dunkeln Treibhause der Bildung Valet gesagt. Der Abschied von den Kameraden ist leicht und freudig; wie kann Trübnis vor der Ferienhoffnung standhalten?

Mit vollem Herzen und leerem Beutel strömen die Burschen aus allen Thoren. Jedes Thor entläßt einen stattlichen Trupp, der sich aber fast an jedem Kreuzwege und an jedem Dorfe durch Ausschwärmende vermindert, bis nach und nach das Postennetz über den ganzen Regierungsbezirk ausgespannt, der Letzte und Fernste daheim angelangt und die Ferien-Einquartierung gleichmäßig verteilt ist.

So war es vor dreißig Jahren. Heute ist die Poesie der alten Ferienwanderung verbleicht. Der Bahnhof sammelt und der Eisenbahnwagen verschluckt fast alle die fröhlichen Gesellen.

Wohl ein halb Dutzend zogen mit mir des gleichen Weges. Aber nicht immer wartete ich ihrer. Meist war meine Tasche leer und litt keine Einkehr, wie sie die Gefährten liebten. Eilig zog ich dahin, von der Sehnsucht geflügelt; einigemal warf ich Stiefel und Strümpfe heraus und lief barfuß; machten es doch die Schafe neben mir am Wege ebenso! Nicht selten langte ich bei Nacht und Nebel daheim an und klopfte die Meinen aus den Betten. Ich trank aus den Bächen des Feldes und nagte die letzte Brotrinde. Fünfmal in sechs Jahren bin ich mit zwei Pfennigen in E. ausgezogen und nach zehnstündiger Wanderung mit ihnen daheim angelangt, so daß mein Reiseschatz von 2 Pfennigen sprichwörtlich wurde.

In der Regel zog ich aber mit dem Haufen. Auf dem Wege bliesen Humor und Unsinn mit vollen Backen ihre Klarinetten, und die Neckerei warf ihre Kletten hin und her

an Kleider und Haare. Doch auch ernste Töne wurden angeschlagen und von den Windbeuteleien immer wieder in die Bahn des Ernstes zurückgelenkt.

Der eine Freund erzählte anschaulich und reizend Novellen von Blumenhagen und van der Velde, ich die Geschichten von Hebel, Nieritz, Franz Hoffmann u. a. Immer drängte sich dann ein Knäuel von Zuhörern um den Erzähler.

Oder wir legten uns gegenseitig allerlei Fragen aus den einzelnen Lerngebieten vor. So mußte zu angefangenen Sprüchen die Bibelstelle oder zu der angeführten Stelle der Spruch gesucht werden. Hier glänzte nun unser trefflicher Hannes als Stern erster Größe. Die dunkelsten Sprüche wußte er richtig unterzubringen und zu den unbekanntesten Stellen die Sprüche zu finden. Dabei kniff er sinnend seine gutmütigen Augen zusammen und spitzte und bewegte suchend seine Lippen.

Manchmal wurde ihm Unmögliches zugemutet. „Hannes, wo steht: Als sie ihn von ferne sahen —?“ „Hannes, in welchen Sprüchen kommt das Wort „Wurzel“ vor, und wo stehen sie?“ „Hannes, wo steht und wie geht der Spruch vom „über die Mauer springen?“ „Hannes, wo steht der Spruch, welcher schließt: — gesendet hat?“ „Hannes, was steht im letzten Verse des ersten Buches Mosi?“ „Hannes, wie fängt das Gebet Manasse an?“ ꝛc.

Aber auch da verzagte Hannes nicht und ging häufig sieggekrönt aus dem Gefechte hervor.

Recht lustig wurde die Unterhaltung, wenn Rätsel aufgegeben und gemeinsame Gedichte geschmiedet wurden. Ungeheuer war die Heiterkeit, wenn ein ungeschickter Dichterling irgend einen dummen Reimvers an einen gegebenen schweißte oder ein wenig findiger Kopf um jeden Preis ein Rätsel erfinden mußte. Das Gelächter drohte oft die Pappeln am Wege umzureißen.

Recht anziehend, wenn auch nicht immer geistreich, waren

die geographischen Rätsel. Ich will einige hersetzen! Schneide ich einer Stadt an der Saale den Kopf ab, so ist's alle mit ihr! (H=alle) — Schneide ich einer Stadt am Rheine den Kopf ab, so wird sie ein Lasttier! (W=esel) — Einer andern Stadt am Rheine nehme ich den Kopf und Schwanz, dann brennt sie! (K=öl=n.) — Zwei Städte am Rhein unterscheiden sich nur durch die beiden ersten Buchstaben! (Ba=sel und We=sel.) — Die erste Silbe ist ein Fluß in Italien, die zweite eine duftende Blume, das ganze ein Menschenkind unter uns und östlich von Deutschland! (Po=lack.) — In welchen geographischen Namen stecken die Wörtchen „und", „oder", „auch"? — Wo liegen Städte mit „Wald", „Berg", „Sund", „Furt" 2c.? — Gesungen wurde selten, weil wir damals fast gar keine Volkslieder lernten. Welch unbegreiflicher Mangel! So die beste Reiseausrüstung zu versäumen!

Auf der Mitte des Weges oder auch früher wurde in einem Wirtshaus eingekehrt und mit Fröhlichkeit ein kleines Quantum einfaches Bier getrunken. Ich habe als Schüler den Geschmack von Lagerbier nicht kennen gelernt.

Einmal war aber doch mehr getrunken worden, als all' die schmächtigen Börsen zusammen bezahlen konnten. Durstige Lebern hat's zu allen Zeiten gegeben.

Große Verlegenheit! Nur Borgen oder Versetzen einer Uhr blieb übrig! „Laßt mich machen!" sagte Edom, der diesmal auf einem kleinen Umwege mit uns zog. „Jeder Wanderbursche begrüßt das Handwerk, warum wir nicht? Ich geh' zum Kantor fechten! Der hilft uns gewiß aus der Klemme!"

Richtig kam er nach einer Weile mit dem ersten Lehrer des Ortes an. Hinter ihm schnitt er allerlei Triumph=Fratzen.

Der freundliche Mann bezahlte die ganze Zeche, ließ nochmals die Gläser füllen und behandelte uns wie junge Kollegen. Auch zum Rauchen wollte er uns verleiten, aber Hannes vereitelte seine Absicht, die ja gegen die Schulgebote

verstieß! Als der Herr Kantor seine Cigarrentasche unserem Hannes als dem nächsten hinreichte, nahm dieser arglos alle fünf Cigarren, die darin waren, heraus; vier steckte er in die Tasche, und die fünfte zündete er an. Dem Herrn Kantor gab er die leere Cigarrentasche zurück, und lächelnd steckte sie dieser ein. Und nun war es ein sehenswertes Schauspiel, wie viel Zündhölzchen Hannes gebrauchte, wie er mit den Fingern die Cigarre knetete, wie er mit den Zähnen und Lippen schmatzte und die Spitze zerkaute, wie er mit starr- und steifen Augen den Brennprozeß überwachte, und wie er mit den Backen sog und blies, als ob er einen Hochofen anblasen müßte.

So hat Hannes als treuer Wächter von Gesetz und Ordnung die Übertretung des Rauchverbotes durch uns verhindert, indem er sich allein für uns alle zum Opfer brachte.

Als wir von der fröhlichen Rast aufbrachen, gelobten wir unserm freundlichen Gläubiger, auf der Rückreise unsere Schuld zu bezahlen; er aber verbat sich solches strenglich.

„Es ist mir eine Freude gewesen,“ — sagte der wackere Mann, — „so tüchtigen Schulmeisternachwuchs zu treffen. Man wird dazwischen selbst wieder jung und gedenkt gern der alten Zeiten. Reisen Sie mit Gott und genießen Sie froh die Ferien! Fröhlich sei die Jugend, nur nicht gemein und sittenlos!“

Ein anderes Reiseabenteuer hätte schlimmer ausfallen können. Ein Schulfreund aus E. zog einige Stationen mit uns, um in den ersten Dörfern unserer Straße den Handwerksvorteil seines Vaters, der thönerne Öfen verfertigte, wahrzunehmen. In einem Ränzchen trug er einige Probekacheln.

Unser lieber „Bernd“ war ein wunderlicher Kauz, lang aufgeschossen, knochig und mager, das Gesicht lang, blaß und alt wie das eines dreißigjährigen Mannes, die Nase „wie der Turm auf Libanon, der gegen Damaskus schauet“, das Haar schwarz und mähnenartig, die Augen scheu und mißtrauisch,

der Kopf immer seitwärts gewandt, so daß ihm niemand gerade in die Augen sehen konnte. Als er einst in der Geographie den „Altvater“ als die höchste Spitze der mährischen Sudeten bezeichnete, blieb dieser Name als Spitzname an ihm hängen. In dem einen Dorfe verweilte unser „Altvater“ ziemlich lange, während wir uns am Bache lagerten, unsere Ränzchen an die Weiden hängten und ihn erwarteten.

„Mag er uns auf seinen Reiherstelzen nachjagen!“ sagte endlich unser Spaßmacher Schneekauz. „Länger können wir auf seine Ofenhändel nicht warten!“

Mitten im Felde trafen wir auf zwei Bauern, die an einem kranken Pferde herumarbeiteten, das von heftiger Kolik geplagt war. Das arme Tier hatte die Stange des Wagens zerschlagen, das Geschirr zerrissen und wälzte sich auf der Erde.

Wir sahen ein Weilchen mitleidig zu. Plötzlich bemerkte unser Schneekauz, daß „Bernd“ eben die Dorfstraße verließ und mit langen Schritten uns einzuholen strebte. Da hüpfte ihm der Schalk an die Kehle. Er wandte sich zu den ratlosen Bauern und sagte: „Ihr könnt von Glück sagen! Dort kommt der neue Viehdoktor von E., der ein Stück mit uns gegangen ist, in T. zu thun gehabt hat und nun nach W. will. Zufällig hat er in seiner Tasche eine Schlundröhre zum Auspumpen der Luft und Kolikpulver. Wenn er vorbei kommt, so haltet ihn an. Er ist zwar ein unwirscher Mann und hat Eile, aber wenn man ihn gehörig anschnauzt, da rückt er wohl damit heraus.“

Die Bauern waren erfreut über den glücklichen Zufall, wir aber zogen unsere Straße fürbaß, gewunderig, wie der Spaß auslaufen werde. Am nächsten Bache lagerten wir uns wieder in den Weidenschatten wie Jonas unter seinen Kürbis und warteten, was unserem „Altvater“ begegnen würde.

Jetzt näherte er sich den Bauern. Sie gingen auf ihn

zu und redeten mit ihm. Er blieb nicht einmal stehen und schielte sie nur häßig von der Seite an. Sie kamen näher an ihn heran, fochten mit den Armen, zeigten nach dem Pferde und erhoben ihre Stimmen. Er aber hob den Stock, wich zurück und schrie, daß wir es hörten: „Unverschämtes Bauernpack!“

Da drangen die Männer hart auf ihn ein, er aber entfloh mit langen Schritten. Laufend und schimpfend folgten sie ihm nach. Gleichzeitig näherten sich aus dem nächsten Dorfe vor uns ein paar Männer, die sich anschickten, den Flüchtling einzufangen.

„Jetzt wird der dumme Spaß ernst!“ sagte ich. „Auf, ihm zu Hilfe! Unser sind sieben und die Stöcke gut!“

Wie auf Kommando sprangen alle auf und schwangen mit Geschrei die Stöcke nach beiden Seiten. Da hemmten die Ankommenden ihre Eile, und die Verfolger gingen schimpfend zurück.

Groß war die Freude und das Rühmen über die gewonnene Männerschlacht. Zum Gedächtnis des großen Tages und Sieges nannten wir hinfort unsern Bernd „den Viehdoktor“. Und er ist's geblieben, wie er auch giftig seitwärts schielte, die schwarzen Strähne schüttelte und durch den Nasenturm knurrte.

Das Stücklein soll nicht gelobt und entschuldigt werden. Der Übermut hatte über die Stränge geschlagen und hätte leicht schmerzliche Folgen haben können. Wenn der Hafer des Mutwillens solch junges Volk sticht, da denken sie an keine Folgen und messen ihr Thun an keinem Sittengesetz, sondern schlagen nur lustig vorn und hinten aus. Wen's gerade trifft! Das Nachdenken kommt als hinkender Bote stets hinterher.

Hinter der Reise nun die wonnigen Ferien! Welche Poesie in dem Worte! Welch sonniges Land steigt in der Ferne auf: Erfreute Gesichter der Lieben, volle Schüsseln,

weiche Betten, süße Schlendergänge, liebe Besuche, ehrenvolle Beachtung! Was wäre die Schulzeit ohne Ferien? Eine Nacht ohne Schlaf und Bett! Ein Arbeitstag ohne Speise und Rast! —

21. Die Aufnahmeprüfung ins Seminar.

Nach zweijährigem Besuche der Präparande hatte ich zwar die geistige Reife für die Aufnahme ins Seminar erworben, aber das vorgeschriebene Alter von 17 Jahren noch nicht ganz erreicht. Ich blieb also noch ein drittes Jahr in der Anstalt.

In diesem dritten Jahre habe ich meine Zeit mit Notenschreiben, — so habe ich unter andern das Fischersche Choralbuch und 12 Kirchenmusiken samt den Stimmen abgeschrieben! — Romanlesen, Anfertigung dummer Gedichte und einem drittmaligen mißvergnügten Ableiern desselben Lernkursus umgebracht.

Ja, umgebracht! Für meine Bildung ist dies Jahr verloren, für meine Sittlichkeit ist es gefährlich gewesen. Eugen Sue und andere Giftmischer haben meine Phantasie vergiftet, der Tretgang der Arbeit hat meinen Lerntrieb eingelullt, die Sicherheit einer gewissen Überlegenheit mein Pflichtgefühl erschlaffen lassen. Ich habe während meiner ganzen Schulzeit die Lern-Elasticität der beiden ersten Jahre nicht wiedergewinnen können.

Die Aufnahmeprüfung machte mich endlich mit dem besten Prüfungsergebnis zum Seminaristen.

Die Prüfung war fast eine leere Form, da die Seminarlehrer meistens in ihren eigenen Fächern prüften und im voraus über die aufzunehmenden 20—23 Zöglinge ziemlich einig waren. An der Prüfung nahmen in jenem Jahre 40 Prüflinge teil. Die Hälfte mußte also zurückgewiesen werden.

Die Aufnahmeprüfung war eingerichtet wie alle Prüfungen dieser Art. Sie sollte das Vorhandensein einer gewissen geistigen Reife und eines bestimmten Wissensquantums nachweisen.

Einzelne Lehrer hatten die Prüfungsaufgaben so sorgfältig vorbereitet, daß die Beantwortung der Fragen ein Kinderspiel war.

Andere verlangten wieder Dinge, die niemals oder doch nur im Vorübergehen behandelt worden waren. Eins sah wie Lüge, das andere wie Bosheit aus. Für die Fremden waren meist gewisse Lieblingsgebiete der Lehrer die Steine des Anstoßes, an denen sie zu Fall oder doch zu einer niedrigeren Nummer kamen.

Die einzige zweckentsprechende Prüfweise möchte sein, zunächst in einer längeren schriftlichen Arbeit den Standpunkt der geistigen Reife im allgemeinen festzustellen. Sodann müssen aufgrund eines feststehenden Lehrplanes aus dem verarbeiteten Unterrichtsmaterial Fragen gestellt werden, die neben einer gewissen Sicherheit im Stoffe besonders den Grad der geistigen Beherrschung und die Fähigkeit einer verständigen Wechselbeziehung bekunden. Das muß schriftlich und mündlich geschehen. Nicht die Masse des aufgehäuften Stoffes, sondern die geistige Herrschaft darüber ist der rechte Bildungsmaßstab. Der Dümmste in der Prüfungsschar, der kraft eines guten mechanischen Gedächtnisses am sichersten alle einzelnen Bibelstellen, historischen und geographischen Namen und Zahlen weiß, könnte sonst leicht dem guten Kopfe den Rang ablaufen. Die Musik darf keinen maßgebenden Einfluß auf Aufnahme oder Nichtaufnahme ausüben. Leider nimmt die musikalische Ausbildung von Kantoren und Organisten der Vorbereitung auf das Lehramt ungebührlich viel Zeit und Kraft weg. Aber soweit darf ihr Einfluß nicht reichen, daß sie unmusikalische, wenn auch sonst tüchtige Jünglinge vom Lehramte ausschließt.

Vor allen Dingen muß eine ganz bestimmte Bildungs-

höhe für die Aufnahme ins Seminar vorgeschrieben werden. Der genau gegliederte Lehrgang und die sicher festgestellten Lehrziele der Präparandenanstalten sind dafür entscheidend. Damit gewinnt das Seminar für seine Arbeit eine sichere Grundlage und braucht nicht in der ersten Zeit als Versuchsfeld und Nivellieranstalt seine Kräfte aufzureiben.

Erst wenn der Zusammenhang beider Anstalten ein wirklich organischer aufgrund eines wohlgegliederten, in einander greifenden Lehrplanes ist, kann das Seminar seine höchste Leistungsfähigkeit entfalten. In einer ungenügenden Präparandenbildung lag der hauptsächlichste Mangel der Lehrerbildung. Entweder müssen die Seminare sechsklassig oder die Präparandien dreiklassige Proseminare werden, die als Staatsanstalten nach pädagogischen Grundsätzen eingerichtet, von eigenen, tüchtigen, gut besoldeten Lehrern geleitet und in engste Beziehung zum Seminar gesetzt sind. Eine dreijährige Arbeit in drei aufsteigenden Kursen des Proseminars, auf dem Boden eines speziellen Lehrplans, wird dem Seminare eine geeignete Arbeitsbasis schaffen.*)

22. Wie das Seminargebäude ein „alter Schlauch mit neuem Moste" war.

Das Seminar war in einem alten Kloster, also eine neue Seele in einem alten Leibe. Da die Aufgabe der Klöster teilweise auf die Schule übergegangen ist, so hätte sich's schon vernünftig gereimt, wenn die junge Institution der Schule die alte Erbschaft der Klöster angetreten hätte. Aber der neue Most paßte nicht in die alten Schläuche, schon äußerlich

*) Durch die trefflichen allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872 sind für Preußen diese Wünsche und Vorschläge fast alle im Prinzip erfüllt worden.

nicht. Die Klostererbauer haben zwar in der Wahl ihrer Bauplätze meist viel Sinn für Naturschönheit bekundet, aber die in E. haben ihren Bauriß gewiß von keiner Gesundheitsbehörde prüfen lassen.

Die grauen Steinmassen zu Schutz und Trutz, die hallenden Säulengänge mit ihren feuchten Wänden, die innern Höfe mit ihren Sonnenlicht-Pröblein, die hohen Mauern zur Absperrung von dem losen Welttreiben draußen, das alles mochte der Abtötung des Fleisches und dem Vertrautmachen mit dem Grabe gedient haben, aber es paßte übel zu der Erziehung eines körperlich kräftigen, geistig frischen und seelisch frohgemuten Lehrerstandes.

Früher hatte sich das Seminar der geziemlichen Stille und Absperrung erfreut. Neuerdings umspülten die Wogen eines fröhlichen Menschenverkehrs den schmucklosen, verräucherten Steinhaufen. Besonders allsonntäglich drängten und zwängten sich Scharen geputzter Waller am Seminare vorbei nach einem modernen Loreto, den schönen öffentlichen Gärten unweit des Seminars, die dem Gotte „Vergnügen" zu Tempelhallen geweiht sind. Aus den Fenstern konnten die Seminaristen durch einen Zwingerspalt immer ein Stück der schimmernden lebendigen Menschenkette, ein Stück glänzende Welt durch ein Astloch zum modernen Gnadenorte ziehen sehen; kein Wunder, wenn sie sich Zeit, Freiheit und Geld zum Mithalten wünschten. Der Zwinger, in den die meisten Zellenfenster schauten, war von einem hohen Nachbarhause, das uns feindnachbarlich Luft und Licht stahl, abgeschlossen. Jenseits dieses Hauses rauschte der Fluß über ein Wehr, und Sonntags trug der Wind verlorene Klänge der Gartenmusik zu uns herüber. Wie mir oft dabei zu Mute war, so mag's den gefangenen Waldkindern im Vogelbauer ums Herz sein.

In den Kreuzgängen herrschte immer Halbdunkel, zu dem die hallenden Schritte der fröhlichen Jugend gar nicht recht passen wollten, und ein so empfindlicher Zug, daß selbst das

junge Volk fröstelnd das bißchen Sonnenschein suchte, das über die breiten Dächer in den kiesbestreuten Klosterhof fiel. Die Seminaristen wohnten und schliefen in Zellen, d. h. schmalen, ofenlosen Kammern, die meist die lustige Aussicht in den Zwinger gewährten. In diesen dumpfen Raum wurden allerlei Scherben von Gläsern, Töpfen, Waschbecken 2c. gesäet und oft mit unaussprechlichen Flüssigkeiten begossen, und nicht vergeblich, wie es schien! Denn Brennesseln, Schierling, Kletten und andere Zierpflanzen reckten sich mannshoch in die Höhe, so daß sie fast in die Luken der Holzräume und — Schulklassen gucken konnten.

Es gab einen gemeinsamen Speise- und Arbeitssaal. Unter letzterem waren als unerschöpfliche Duftspender die Aborte angebracht. In dem weitläufigen Gebäude zerstreut umher lagen die Schulklassen, teilweise dumpfer und ärmlicher als Dorfschulen. In drei verschiedenen Flügeln wohnten der Seminardirektor und die beiden ersten Seminarlehrer. Ihre Wohnungen waren geräumig und leidlich sonnig und luftig; auszusetzen gab es freilich auch hier noch sehr vieles.

An das Seminargebäude grenzte ein weiter Garten, der von einer Mauer umfriedet und von einem Bächlein durchrieselt war. Der Kastellan, der wie eine Unke im luft- und lichtlosen Erdgeschoß hauste und kochte, hatte zugleich die Gärtnergeschäfte zu besorgen. Der Garten war Gras-, Obst-, Gemüse- und Blumengarten. An Wandspalieren rankte sich Wein empor, ebenso waren Weingänge und Lauben angelegt.

Der Zutritt zu diesem hübschen Garten war den Seminaristen in der Freizeit nicht verwehrt; doch wagten sich nur wenige hinein, aus Furcht, unversehens mit dem gestrengen Herrn Seminardirektor zusammenzustoßen. Ein wirkliches Frohgefühl der Freiheit und Freude in und an der Natur habe ich in dem schönen Garten niemals gefühlt. Immer fürchtete ich, aus den Fenstern die weinerlich-sarkastische Stimme des Direktors niederschallen zu hören oder das drohende

Augenpaar plötzlich aus einem Laubengange mir entgegenblicken zu sehen.

Soll der Seminargarten den Zöglingen wirklich Freude geben, so muß er ihr Garten sein; sie müssen darin daheim, nicht aber bloß geduldet und immer in Gefahr sein, durch Blick, Wort oder Hand hinausgewiesen zu werden. Es müssen in dem Garten Einrichtungen getroffen sein, z. B. durch Zuteilung eigener Beete und Bäume, durch Lauben, Turngeräte, Kegelbahnen 2c., die das junge Volk wirklich anmuten und fesseln.

Die unreine Vergnügung nistet sich stets da ein, wo die reine nicht geduldet wird. Wenn man der lernenden Jugend ihr Recht zu reinen Freuden, selbst wenn letztere manchmal etwas hochgehende Wellen schlagen, nicht verkümmerte, würde man weniger Zöglinge in den dunklen Maulwurfsgängen des Lasters finden.

In jeder Zelle wohnten und schliefen immer zwei Zöglinge. Im Sommer waren die Zellen Arbeitszimmer. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß diese Nachbarschaft von Tisch und Bett der Unordnung und Trägheit förderlich war. Essen und trinken und dann sich faul auf das nachbarliche Bett werfen, um einen schlechten Roman zu lesen, zu rauchen oder noch schlimmere Dinge zu treiben, das war für viele die eigentliche Höhe des Seminardaseins.

Im Winter wurde in dem gemeinsamen großen Saale an verschiedenen Tischen gearbeitet. Die Orgel brauste dazu von früh bis spät ihre Begleitung und manchmal in was für ohrzerreißenden und herzzerbrechenden Tönen! Der Lärmknäul wickelte sich wie in der Präparande auf und ab, ohne daß die Bildung durch solche Arbeit wesentlich gefördert worden wäre.

Die Klagen über allerlei Unzuträglichkeiten, über den krankmachenden Einfluß des zugigen und dumpfen Hauses haben sich von einer Schülergeneration zur anderen geschleppt;

alle möglichen Verbesserungspläne sind gemacht; aber bis 1881 sind die Jünger Pestalozzis ins alte Nonnenkloster in leibliche und geistige Atzung und Pflege gegangen. Wenn die drei bösen Jahre überstanden waren, dann hatten viele den Keim zu lebenslänglichem Siechtum aufgenommen, und fast alle gingen körperlich reduziert aus den ungesunden Räumen. Unter dem Ministerium Falk ist endlich der Neubau des Seminars in Angriff genommen und 1881 schön vollendet worden. Je menschenwürdiger die künftigen Lehrer des Volks erzogen werden, desto mehr steht zu hoffen, daß die ihrer Pflege anvertrauten Geschlechter eine menschenwürdige Erziehung erhalten.

Für ein Seminargebäude sind folgende Forderungen unerläßlich:

1. Es muß in einer größeren Stadt, aber in einem ruhigen, gesunden Viertel liegen.

2. Es darf nicht an Licht, Luft und gutem Wasser, dieser schöpferischen Dreieinigkeit in der Natur, fehlen.

3. Wohn-, Schlaf-, Wasch-, Eß-, Musik- und Schulzimmer müssen getrennte Räume sein.

4. Die Wohn- bzw. Arbeitszimmer der Seminaristen müssen im Winter durch Gas erleuchtet und durch warme Luft geheizt werden.

5. Die Schuleinrichtungen, auch in der Seminar-Übungsschule, müssen allen Anforderungen einer gesunden Pädagogik entsprechen und in jeder Weise mustergiltig sein.

6. Zu jedem Seminare muß ein großer Garten mit Bäumen, Blumen, Lauben, Grotten, Turngeräten und Kegelbahnen gehören.

7. Dem Direktor und den Lehrern ist im Seminare Wohnung zu geben, damit sie einen familienartigen Verkehr mit den Zöglingen unterhalten.

23. Wie die Seminarordnung war, und was ihr fehlte.

Der Seminarkursus war dreijährig. Das Schuljahr begann Michaelis. An Ferien wurden Weihnachten und Ostern vierzehn, Pfingsten fünf, im Sommer acht und zwanzig, im Herbst zehn Tage gegeben. Der Arbeitstag begann Sommer und Winter früh fünf Uhr und endete abends zehn Uhr. Eine Glocke schrie ihr kreischendes: „Steht auf, steht auf!“ durch die Hausgänge und Zellen. Was diesem Weckruf an Nachdruck mangelte, das ergänzten die Aufseher, vier Vertrauensmänner aus der Schülerzahl der ersten Klasse, die für die Ordnung im Hause, im Garten, bei Tische und im Gebrauch der Orgeln und Pianoforte verantwortlich waren. Fünf ein halb Uhr rief die Glocke zum zweitenmal, nun zur Arbeit. Wer sich den Federn noch nicht entwunden hatte, der sprang nun plötzlich heraus und fuhr in die Kleider. Eine kleine Zahl Schlafseliger ließ es aber auch jetzt noch darauf ankommen und stahl der beginnenden Arbeitsstunde noch etliche Minuten ab. Die Aufseher hatten strenge Aufsicht zu üben und alle Säumigen und Fehlenden zur Anzeige zu bringen. Bei Übertretungen ihrer eigenen Klassengenossen drückten sie nicht selten die Augen zu.

Oft erschien der Seminardirektor oder einer der Lehrer, der gerade die Wochenaufsicht hatte, und überzeugte sich von der Gegenwart und dem Arbeitseifer der Zöglinge.

Sechs und ein halb Uhr endete die Arbeitsstunde, und nun wurden die von vielen versäumten Ankleidekünste nachgeholt. An einem großen Waschtische auf dem Gange rauschte, klatschte, murmelte, lachte, neckte es im bunten Wirrsal.

Nun wurden die Zöglinge des letzten Jahrgangs zu dem Hauswart nach Kaffee ausgeschickt. Überall begegnete man

dienstfertigen Boten mit Sechspfennig-Kännlein und ihrem dünnen Gesöff wie mit dazu gehörigen Dreierbrötchen in den Händen.

In der Regel begann der Unterricht sieben Uhr, doch einigemal für die erste Klasse schon fünf ein halb Uhr, und es war dann ergötzlich anzusehen, wie sich Lehrer und Schüler verschlafen beim Scheine qualmiger Öllampen und Talgkerzen gegenüber saßen, und der Mund sich öfter zum Gähnen als zum Antworten öffnete. Etliche duckten sich hinter den Rücken ihrer Vordermänner und spielten in aller Stille ein kurzes Nachspiel des abgebrochenen Nachtschlafes.

Der Unterricht der ersten Stunde begann morgens stets mit einer kurzen Andacht. Es wurde eine Liederstrophe gesungen und von dem Lehrer ein Gebet gesprochen. Letzteres war entweder ein freier, oft zu langer Herzenserguß oder bestand in dem Nachbeten einer Liederstrophe oder im Vorlesen eines Psalmwortes.

Ein kurzes, recht empfundenes Wort aus der jeweiligen Herzensstimmung und Arbeitslage heraus, das zugleich ein Anruf an den Urquell aller Kraft und Gnade wie an die Thatkraft und die Sittlichkeit des Schülers ist — sei es eigen oder entlehnt — möchte wohl das geeignetste Gebet sein. Das Gebet sei der erste und letzte Aufblick des Arbeiters zu den Bergen, von welchen uns Hilfe kommt. Viele Worte, die mit großer Umständlichkeit dem lieben Gott seine Vorzüge und unsere Sünden und Schwachheiten aufzählen, schwächen bei jungen Leuten die erbauende Wirkung des Gebetes ab.

Die zweite und dritte Klasse hatte meist bis zwölf Uhr, einzeln oder vereinigt, Unterricht, während die Schüler der ersten Klasse von acht bis elf Uhr in der Seminarschule beschäftigt waren. Ein Schüler mußte als „Tagewächter“ — nach der Reihenfolge oder laut Strafbefehl! — in allen Klassen den Schluß der einzelnen Stunden abrufen, mittags

Tische decken, für den Direktor Wege gehen und andere äußerliche Geschäfte verrichten. Die erste Klasse war von dergleichen Diensten ausgenommen. Sie suchte in manchen Stücken das Leben und Treiben der Studenten nachzuahmen; bei dem Zwange des Internats eine komische Zwittergestalt!

Zwölf Uhr wurden die Tische — in einem Schulzimmer — gedeckt. Jede Klasse hatte ihren Tisch und ihren Tischaufseher, der die Portionen verteilte und auf Ordnung hielt. Die Portionen waren häufig winzig an Umfang und dürftig an Güte. Sie wurden unter Verantwortlichkeit des Seminardirektors von der Kastellanin bereitet und von den Seminaristen mit einem billigen Geldsatze bezahlt. An den meisten Tagen gab es in der vorregulativischen Zeit Fleisch; später zeigte sich eine starke Schwenkung nach dem Vegetarianismus hin.

Gesunder Appetit und heitere Gespräche würzten das Mahl. Das Einleitungs- und Schlußgebet mag freilich weder Gott noch Menschen sehr angenehm gewesen sein. Wenn es auch nicht ein Ausfluß der Dankbarkeit und Religiosität, d. h. des dauernden Lebens in und der stäten Gemeinschaft mit Gott war, so wirkte es doch als Ordnungs- und Zuchtmittel, als ein Stück christlicher Lebensgewöhnung.

Nach dem Essen war bis zwei Uhr frei. Die geschlossene Pforte öffnete sich, und wie eingesperrte und nun losgelassene Spatzen flogen wir aus auf Gassen, öffentliche Plätze und Anlagen oder in Kaufläden.

Dieser Mittagstrunk aus freier Natur hat mir immer besonders köstlich gemundet. Ein Stück der Stadt umkreisen, das Getümmel der Straße durchwandern, den militärischen Übungen zuschauen, von der Höhe des Domberges auf das Häusergewirr, Menschen- und Marktgewühl herabschauen oder mich in den Schatten des Luisenhaines unter der Citadelle flüchten, das waren immer köstliche Augenblicke.

Zwei Uhr schluckte uns unser steinernes Gefängnis wie-

der ein, und bis fünf Uhr war Schulunterricht oder Arbeitsstunde. Die beiden Orgeln und die zwei bis drei Pianos spannen ihren musikalischen Leierfaden immer weiter, so daß Musik dem Ohre wurde, was dem Müller das Rädergeklapper ist.

Die Zeit von fünf bis sieben Uhr war der freien Verwendung anheimgegeben. Allerlei Geschäfte wurden besorgt, Spaziergänge gemacht und das bescheidene Abendbrot gespeist. Entweder führte ein „Proviantschiff" den Stoff zu letzterem aus Küche und Keller der Heimat herbei, oder es wurde vom Kastellan auf Rechnung der Eltern geliefert.

Die Arbeitsstunde von sieben bis zehn Uhr mengte wieder den bekannten Hexensalat, an welchen große Kronleuchter von oben Licht, die Orgel von der Seite Klänge, die Witzvögel allerlei Scherze und die Faulpelze, trotz Einsprache der Aufseher, allerlei Störungen gossen.

Zehn Uhr schloß eine Abendandacht die Arbeit des Tages. Es wurde gesungen und gebetet, später auch ein Bibelabschnitt gelesen und eine Ansprache gehalten. Die Andacht hielt meist der aufsichtführende Lehrer, der so lange in dem Korridore auf und ab spazierte, bis alle Lichter erloschen und alle Zöglinge ins Bett waren. Nach seinem Weggange geschah es nicht selten, daß einige wieder aus dem Bett schlüpften, Licht schlugen, eine Cigarre oder Pfeife anzündeten und nun noch arbeiteten, meist mit mehr Erfolg als in dem Lärmkessel des Saales. Wurden aber solche Spätlinge gefaßt, so ging's nicht ohne Rüge und Strafe ab. Essen, Trinken, Wachen, Schlafen, Arbeiten, Ruhen, alles mußte seine feste Regel haben. Was neben der Hausordnung lag, war Vergehen, und wenn es dem redlichsten Streben entsprungen war.

Eine wirkliche Unsitte waren nächtliche Zusammenkünfte in einem Keller des alten Klosters, zu dem eine feine Spürnase oder der Zufall den Eingang entdeckt hatte. Hier thaten sich etliche lose Vögel der ersten Klasse, besonders in der Nacht

vom Sonnabend zum Sonntage, bei Bier, Tabak und Karten gütlich. Nach erfolgter Entdeckung wurde endlich die Fallthür vernagelt.

Die Nachmittage vom Mittwoch und Sonnabend waren meist ganz frei. Spaziergänge in die schöne Umgebung der Stadt oder häusliche Arbeiten füllten sie aus.

Sonntags früh fand keine Arbeitsstunde statt. Der Direktor hielt zwischen sieben bis neun Uhr eine gemeinsame Andacht mit den Schülern; sie bestand aus Gesang, Bibellektion und Ansprache. Die Zöglinge waren zu einmaligem Kirchgange verpflichtet, gingen jedoch nicht selten neben diese Pflicht ins Freie.

Sonst waren die Sonntage voll der freien Verwendung überlassen; von vielen wurde die Freiheit recht gebraucht, von manchen auch mißbraucht.

Der Besuch der Wirtshäuser und das Rauchen waren verboten. Konzerte und Schauspiele durften nur nach eingeholter besonderer Erlaubnis, die selten erfolgte, besucht werden. An Übertretungen hat's natürlich nicht gefehlt. Gerade das Verbot war die Würze dieser Genüsse.

Im ganzen beruhte die Seminarordnung auf vernünftigen pädagogischen Grundsätzen. Sie ließ neben dem Zwange, den die Masse und die Jugend erfordert, der Freiheit noch hinlänglich Raum. Der schlimmste Übelstand waren die Arbeitsstunden mit dem ewigen Musikgedudel, ein wahrer Hemmschuh des Fortschritts. Alles kommt auf die Arbeitsfreudigkeit des Schülers an. Trübung und Erschwerung ist Versündigung an dem Werdetriebe.

Nach meiner Erfahrung würden bei der Seminarordnung noch folgende Wünsche zu berücksichtigen sein:

1. Es werden keine Verbote gegeben, die nicht in ihrer ganzen Tragweite übersehen und überwacht werden können; überhaupt nicht zu viel verbieten!

2. Der öftere persönliche Verkehr der Lehrer mit den

Schülern sei die höchste Kontrolle; — da hebt sich die Wolke des gegenseitigen Mißtrauens.

3. Die Arbeitsstunden müssen in den Wohnstuben der Seminaristen unter Aufsicht eines Stubenältesten abgehalten werden.

4. Die Unterrichtsstunden bei Licht sind möglichst zu vermeiden.

5. In der Freizeit sei der Seminargarten durch seine Ausstattung der anziehendste Vergnügungsort.

6. Der Besuch bestimmter öffentlicher Gärten und Häuser werde für die Freizeit nicht verboten.

7. Zeitweiliger Besuch von guten Konzerten, Schauspielen, öffentlichen Vorträgen erfolge unter Teilnahme der Lehrer.

8. Einige gute Tagesblätter sind für die Seminaristen zu halten.

9. Für die erste Klasse werde das Externat eingeführt als vermittelnde Brücke zwischen dem Zwange der Internatsordnung und der Freiheit der Lehrerstellung.

24. Wie die Lehrmittel den Unterricht nicht unterstützten.

Was beim Unterricht nicht zur Vorstellung wird in unserer Seele, das ist für die Bildung verloren; denn die Bildung besteht in der Summe unserer Vorstellungen und deren richtiger Verwendung. Vorstellungen haften aber nur in Folge von Anschauungen. Was nicht ganz oder in seinen einzelnen Teilen meine Sinne berührt, wozu keine Vorbedingung bereits in der Seele vorhanden ist, das wird nie zur klaren Vorstellung, höchstens zum zeitweisen Gedächtnisvorrat, ist also für mein geistiges Wachsen und Werden nutzlos. Darauf beruht die unendliche Wichtigkeit der Anschauungsmittel.

Wie traurig war's aber damit im Seminare bestellt! Landkarten waren zwar für den geographischen Unterricht da, aber beim Unterrichte wurde selten ein Blick dahin geworfen. Das geographische Material wurde als fertiges Netz im Kopfe vorausgesetzt. Das Seminar wollte bloß noch mit geistigen Fäden die vorhandenen Maschen durchschießen.

Eine einzige Reliefkarte — von Palästina — schmückte eine Wand; aber niemals ist sie beim Unterrichte berücksichtigt worden. Ein Globus thronte auf stolzer Schrankhöhe, zu uns heruntergestiegen ist er aber niemals.

Ein Jahr lang ist mathematische Geographie nach dem Diesterwegschen Lehrbuche traktiert worden, aber weder ein Tellurium noch Planetarium noch Lunarium kam der Anschauung zu Hilfe. Ich habe als Schüler keine klare Vorstellung von der Entstehung der Jahreszeiten, von den Finsternissen, Mondphasen ꝛc. erhalten. Welche Versündigung, den Lippen nach Anleitung der Buchparagraphen Worte abzuzwängen, die nicht aus der Vorstellungswelt gequollen sind!

In Geschichte und Geographie ist niemals durch ethnographische Bilder oder plastische Darstellungen dem lehrenden Worte Haftkraft in der Seele verliehen worden.

Am schlimmsten versündigte sich der naturwissenschaftliche Unterricht an dem Werdetriebe der Seminaristen.

In einem großen Schranke standen eine Elektrisiermaschine, eine Luftpumpe und einige andere physikalische Instrumente. Aber nie hat eine barmherzige Lehrerhand die Gefangenen hinter den Glasthüren erlöst und zu uns die Sprache der Thatsachen reden lassen. Drei Jahre Unterricht nach Crügers Schule der Physik und kein Experiment! Die Paragraphen wurden durchgesprochen, gelernt und die Experimente theoretisch behandelt, als wären sie vor den Augen erfolgt. Nur einmal gab ein fremder Physiker eine physikalische Abendunterhaltung; sie hat meine Vorstellungswelt mehr bereichert als ein halbes Jahr Unterricht.

Auf diese Weise hat kein Auge scharf sehen, keine Hand experimentieren gelernt.

Die Chemie wurde nur als kümmerliches Anhängsel der Physik behandelt. Ich erinnere mich aber noch heute des gewaltigen Eindrucks, den die Experimente mit Sauer- und Wasserstoff auf mich machten. Welche Unterrichtsfrucht, wenn alles so behandelt worden wäre!

Die Zoologie wurde nach Leunis traktiert, aber weder ausgestopfte Tiere, noch Nachbildungen in Papiermasse, noch Abbildungen kamen dem Unterrichte zu Hilfe. Namen, Worte, Systeme — ohne den Hintergrund der Anschauung: schattenhafte, hin- und herschwankende Spukgestalten auf dunkler Hinterwand!

Im botanischen Unterrichte wirft uns die Natur die Objekte gleichsam vor die Füße: „Da nimm und lies!“ aber niemand verstand den Wink. Blind und taub gingen wir durch die Fülle der Schönheit. Unsere Augen wurden gehalten, daß sie weder die äußere Schönheit noch die innere Gesetzmäßigkeit erkannten. Ohne Erkenntnis ist nirgends ein rechter Genuß möglich.

Das Beischaffen, Ordnen und Zurichten der Pflanzen für den Unterricht ist freilich keine bequeme Sache. Aber zur Pflege der Bequemlichkeit auf einem fetten Pöstchen ist niemand Lehrer oder Schüler. Nur auf dem Baume der Mühe wächst Freude und Segen der Arbeit.

In der Mineralogie ging's natürlich nicht besser. Etliche Gesteine fanden sich im Schranke, aber herausgekommen sind sie nicht, um den Unterricht fruchtbar zu machen. In dem Leitfaden wurden gewisse Stellen nach Anleitung des Lehrers unterstrichen und wörtlich auswendig gelernt. —

Im Zeichenunterrichte wurde unermüdlich kopiert, als ob das Seelenheil vom Nachbilden der Striche abhinge, aber eine geistige Erfassung der Vorlage, ein Hineindenken in das Original, ein Nachbilden der Natur gab es nicht. Zwar

wurde mit geometrischen Körpern und Visierbogen der Versuch gemacht, die Gesetze der Perspektive festzustellen und in die Hand zu übertragen, aber die Sache scheiterte bei den meisten. Ich möchte für meine ganze Klasse die Bürgschaft übernehmen, daß nicht drei eine wirkliche Vorstellung von dem Wesen der Perspektive, geschweige gar das Geschick zur Ausführung gewonnen haben.

Und das alles in einer Zeit, wo der pädagogische Geist Pestalozzis noch immer die Flügel rührte, wo bei einem Jubiläum dem Manne, der die Anschauung als Seele des Unterrichts erkannt und stets betont hatte, lange Lobreden gehalten worden waren!

Fragt man nach den Ursachen dieser pädagogischen Unterlassungssünde, so ist mancherlei anzuführen. Vorab und hauptsächlich fehlte es gänzlich an zureichenden Geldmitteln zur Anschaffung guter Lehrmittel. Ferner wurden die Naturwissenschaften noch immer als Feinde des Glaubens und arm an Bildungsgehalt über die Achsel angesehen, besonders auch von dem Direktor, der in seiner weinerlich-bissigen Manier keine Gelegenheit versäumte, um den Naturforschern einen Hieb zu geben. So meinte er z. B. einmal: „Was haben sie denn damit gewonnen, wenn sie wissen, daß so ein Fliegenvieh nicht 4, sondern 6 Beine hat? Nichts, rein gar nichts! Damit lockt der Pädagog keinen Hund vom Ofen. Ich weiß diese Künste auch nicht und lebe doch!" Sodann scheute die Bequemlichkeit oder Arbeitsüberbürdung der einzelnen Lehrer die zeitraubenden und mühsamen Versuche; ja hier und da mochte einzelnen Lehrern geradezu das Wissen und die Fähigkeit zum Experimentieren fehlen.

Weiter wurde infolge eines psychologischen Irrtums dem Vorstellungsvermögen der Schüler dieselbe Flugkraft zugetraut wie dem eines erfahrenen Lehrers. Man kann zwar aus einzelnen Vorstellungsmomenten, die durch Anschauung gewonnen sind, zusammengesetzte Vorstellungen sich bilden; aber

wenn die einfachsten Vorstellungsgrundlagen fehlen, auf welcher Leiter soll der Schülergeist zu Gesamtvorstellungen gelangen?

Betreffs der Anschauungsmittel muß gefordert werden:

1. Jedes Seminar bedarf: Ein gutes Tellurium, Planetarium und Lunarium, einen großen Reliefglobus, Relief-, photo-lithographische und andere gute Kartenwerke, völkerkundliche und bildliche Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte, Geographie und Kunst, einen vollständigen physikalischen Apparat, Chemikalien mit entsprechenden Apparaten, eine Sammlung ausgestopfter oder in Papiermasse nachgebildeter Tiere, Schmetterlings- und Käfersammlungen, eine Mineraliensammlung, eine Pflanzensammlung, für alle Gebiete des naturwissenschaftlichen Unterrichts gute Abbildungen und ein gutes Fernrohr und Vergrößerungsglas.

2. Alle diese Lehrmittel sind genau nach dem Lehrplane anzuschaffen und wohlgeordnet in einem besonderen Zimmer aufzustellen.

Große, reichhaltige Sammlungen liegen weniger im Interesse der Seminarbildung als wohlgeordnete und weise beschränkte. In einem Zuviel von Gegenständen verirren sich die Augen, verwirren sich die Gedanken und vermindern sich der Lernbetrieb und der Lernmut. Überschüttung mit Lerndingen im Anfange macht stets mutlos und unlustig. Ein begrenztes Gebiet und ein nahes Ziel feuert den Mut an, die Ziel- und Endlosigkeit schlägt ihn nieder.

3. Ein Unterricht ohne Gebrauch der vorhandenen Anschauungsmittel darf nicht geduldet werden.

4. Die Schüler müssen stets zum selbständigen Gebrauch, ja womöglich zur Herstellung der Anschauungsmittel angeleitet werden.

5. Die Unterrichtsmethode darf nicht Sätze aufstellen und beweisen, sondern muß anschaulich entwickeln. Auf eine gewissenhafte stoffliche und methodische Vorbereitung aller Lehrer hat der Direktor streng zu halten.

6. Die häuslichen Arbeiten müssen die Selbstthätigkeit der Seminaristen herausfordern, das eigene Nachdenken anregen, das Geschick im Thun fördern und darum von den Lehrern gehörig überwacht werden.

25. Was wir von einem Lehrplan merkten.

Der Lehrplan war — die Planlosigkeit! Jeder Lehrer sah auf seinen Weg und fragte wenig nach dem Thun der Mitarbeiter. Ja, es kam wohl gar vor, daß eine versteckte Befehdung der Arbeit anderer versucht wurde.

Man muß in dieser Beziehung die Raumerschen Regulative einen Fortschritt nennen; sie stellten doch Ziele fest und zeigten Wege dazu. Klar und ohne Phrasenflitter zeichnen endlich die Falkschen allgemeinen Bestimmungen trefflich den Arbeitsplan der Seminare vor.

Die unbeschränkte Arbeitsfreiheit in einem mehrgliedrigen Schulorganismus ist kein Glück, sondern eine Qual. Selbständig sei der einzelne Lehrer im Reiche der Methode, aber ein Diener der Gesamtheit in dem Gebiete des Stoffes. „Gebunden an den Stoff, aber frei in der Methode."

Es ist die erste Pflicht eines Seminardirektors, im Einverständnis mit dem Lehrkörper die Gesamt- wie die Klassenziele festzustellen und den zu verarbeitenden Stoff genau zu verteilen. Die Pädagogik hat gewisse Unterrichtsgegenstände und bestimmte Stoffgebiete als fruchtbar zur Erziehung einer gesunden Bildung festgestellt, diese müssen dran kommen; ihre Behandlung darf dem Zufall nicht überlassen werden. Eine ökonomische Verteilung von Zeit und Stoff ist die erste Bedingung des Erfolgs. Nur dadurch wird das rechte Ineinandergreifen der Einzelarbeiten und die endliche Erreichung des Zieles verbürgt. Wird die Stoffauswahl

der Willkür des Einzelnen überlassen, so ist ein wirres Durcheinanderschießen der Arbeitsfäden, hier Weglassung, dort unberechtigte Ausdehnung einzelner Teile die Folge.

Nur bei solcher Planlosigkeit sind folgende Dinge möglich: Acht Wochen lang wurde in scharfsinniger Auseinandersetzung bewiesen, daß das 9. und 10. Gebot keine Lustgebote seien. — Einen Monat lang wurden Berge von Beweisen beigebracht, daß Friedrich I. von Hohenzollern die Mark Brandenburg von Sigismund nicht gekauft habe. Es sei eine ganz freiwillige Belehnung in Form alles Rechtens gewesen. Friedrich habe nur das Geld ausgelegt, das erforderlich gewesen wäre, um wieder Ordnung zu schaffen und die verpfändeten fürstlichen Gerechtsamen einzulösen. Für dies ausgelegte Geld habe ihm der Kaiser die Mark verpfändet und versprochen, ihm vier mal hundert tausend Dukaten zu erstatten, falls er je das Land selbst wieder in Besitz nehmen sollte. — Die Trennung der morgenländischen und abendländischen Kirche hat uns etwa ein Vierteljahr, die römischen Kaiser bis Constantin haben uns ein Jahr, die Menschenrassen ein Vierteljahr u. s. w. beschäftigt. — Im Rechnen sind wir nicht zu den Decimalbrüchen und zu vielem anderen gekommen, was jede gute Bürgerschule lehrt.

Ohne feststehenden Lehrplan kann auch die Beaufsichtigung durch den Leiter wenig helfen. Ich erinnere mich darum nicht, daß der Direktor die Lehrer im Unterrichte besucht hätte. Und doch wie nötig ist das, um die Arbeit des Einzelnen in Einklang mit der Gesamtarbeit zu bringen! Nur wenn ich meinen Platz und meine Aufgabe im Ganzen klar erkannt habe, wird meine Arbeit die rechte Weise, Weihe und Frucht finden. Ohne den Blick auf nähere und fernere Ziele, ohne einen gewissen Druck durch den Stoffplan, ohne Einheitlichkeit der leitenden Arbeitsgedanken, ohne den frischen Zug eines innern und äußern Fortschritts, ohne Kontrolle Eines, der über dem Ganzen steht und die geistige Ökonomie über-

wacht und regelt, zerfließt der Unterricht leicht in eine behagliche, oft kindische Breite, in ein Hocken auf dürren Lieblingsästen, in ein thörichtes Anfeinden und scharfsinnig sein sollendes Widerlegen fremder Meinungen, ja wohl gar der eingeführten Lehrbücher.

Nimmt man dazu, daß pädagogische Zeitschriften nicht gelesen wurden, Konferenzen nur seltener stattfanden, Klassenprüfungen und Schulberichte, welche die Planlosigkeit und Lückenhaftigkeit der Arbeit ans Licht gestellt hätten, nicht bestanden, so begreift man, wie bei so vielem einzelnen Guten doch der harmonische Zusammenschluß fehlte, und wie so viele mit leerem Kopfe oder mit Rumpelkammer-Vorräten darin mast- und steuerlos in die Schule und das Leben zogen.

In Beziehung auf die Ökonomie von Zeit und Stoff muß gefordert werden:

1. Ein ausführlicher Lehrplan mit Stoffpensen-Verteilung.

2. Eine regelmäßige Überwachung durch den Direktor über die gewissenhafte Ausführung des Lehrplanes.

3. Regelmäßige monatliche Konferenzen, um in Erziehung und Unterricht eine Einheitlichkeit der Arbeit und der Maßregeln zu erzielen.

4. Jährliche oder halbjährliche eingehende Klassenprüfungen.

5. Jährliche Schulberichte.

6. Lesen von Fachzeitschriften.

26. Wie die Verschiedenheiten im Lehrerkollegium keine rechte Einheit gaben.

Die einzelnen Lehrkräfte, für sich betrachtet, stellten ein gutes Kapital von Wissen und Arbeitskraft dar, aber die

Zusammensetzung war nicht gerade glücklich, weil der Gurt der gegenseitigen Liebe fehlte. Jeder ging seinen Weg und spann sich in seine Arbeit oder seine Liebhabereien ein. Ja, ein verstecktes Herabsetzen der gegenseitigen Arbeit kam manchmal vor; einmal brach sogar offene Feindschaft aus, die selbst Schüler mit in den Streit zog.

Der Seminardirektor war ein ungewöhnlicher Mann, leider aber nicht immer frei von Widersprüchen, wie schon sein königlicher Kopf und der walzende Gang andeuteten.

Bei seiner geistigen Befähigung, seiner innern Rührigkeit, seinem ehrgeizigen Interesse an dem Gedeihen der Anstalt, seiner Mobilmachung des Denkens in den Schülern, seinem Anspornen der Eitelkeit, seinen hohen Arbeitsanforderungen, seiner schonungslosen Strenge hat er neben seinem vortrefflichen Vorgänger den Hauptanteil an dem guten Rufe des Seminars.

Trotz seiner Verdienste um das Seminar hat doch manches an ihm Tadel erfahren.

Er zeigte eine zu hohe Eingenommenheit von seiner persönlichen Befähigung, von der Art und den Erfolgen seiner Arbeit. Gegen andere, besonders auch gegen die Lehrer, war er nicht selten hochfahrend und verletzend. Als Leiter eines vielgliedrigen Schulkörpers zog er den Gurt der Einheit und Einigkeit nicht straff genug um das Kollegium und um die gemeinsame Arbeit. Heftig aber unstät fuhr er dazwischen, wenn ihm etwas nicht paßte. In Laune und Wunderlichkeit vergaß er wohl gar zuweilen die Gerechtigkeit. Wenn er morgens mit schiefsitzender Mütze und Gewitterwolken auf der Stirn ins Zimmer trat, da bangten alle. In der herbsten Weise laugte er oft eine ganze Klasse oder einzelne Schüler. In der Erfindung schnakischer, oft aber scharf zutreffender Witz- und Strafworte war er unerschöpflich, unübertrefflich. Beim Unterrichte sprühte er oft von Geist und Witz, und zündend

fielen die Funken in die jugendlichen Köpfe. Dann aber wieder wurden halbe Stunden mit unfruchtbarer Polemik und unverständlichen Streifzügen in allerlei Gebiete vergeudet.

Seine Schüler haben oft den Flug seines Geistes bewundert, geliebt haben ihn wenige. Obwohl er nach Gerechtigkeit in der Behandlung der Seminaristen strebte, so hatte er doch seine Lieblinge, denen er viel nachsah, und seine Zielscheiben des Witzes und der Galle, bei denen er kein Ende der moralischen Folter finden konnte.

Einen schönen, rotbäckigen Jüngling, der wegen allerhand Allotria schon das zweite Verwarnungsprotokoll unterschreiben mußte, kniff er doch noch mit einem gewissen Wohlgefallen in die Backen mit den Worten: „Wie bist du gefallen, du schöner Morgenstern!"

Ich mußte eines Tages als Tagewächter Cigarren holen. Ich richtete meine Bestellung treulich aus. Als ich ihm die Cigarren ausgehändigt hatte, rief er: „Warten Sie mal!" Ich blieb als Schildwache an der Thür und mußte mit ansehen, wie er eine Cigarre probte. Die Probe fiel schlecht aus. Da warf er mir das Cigarrenbündel vor die Füße und sagte in seiner weinerlich-herben Weise: „Sie Dummrian, was für Zeug haben Sie mir da gebracht!"

Wenn Mißtrauen gegen einen Schüler in seiner Seele Feuer gefangen hatte, da gab's bei jeder Gelegenheit einen gallig-witzigen Hieb ab. In der Regel urteilte und handelte er aber mit pädagogischem Scharfblick.

Im allgemeinen erschien er kalt und herzlos gegen die Seminaristen. Aus kalter, stolzer Höhe blickte die ganze vornehme Familie auf die künftigen Schulmeister. Er ist nie mit uns spazieren gegangen, noch hat er uns Eintritt in seine Familie gestattet. Seine Blicke und Gebärden scheuchten manchen sogar aus dem Seminargarten. Der Zwiespalt seines Wesens wurzelte, wie man behauptete, in seinem unbefriedigten Ehrgeize und in dem Mangel eines beglückenden Familienlebens.

Was hätte der Mann strebenden Jünglingen sein können, wenn sein ganzes Herz uns gehört hätte! So schien es leider oft, als wären wir nur Arbeitsmaterial oder Unterlagen seiner Eitelkeit.

Der erste Seminarlehrer in seiner frostigen Würde, in seiner kleinlichen Pedanterie, in seinem Korporaltalent, das dadurch verstärkt wurde, daß er alle Schülerschleichwege aus eigner Erfahrung kannte und sie nun unbarmherzig mit der Inspektorenfackel beleuchtete, ist schon früher geschildert worden. Ich habe hier nichts zuzusetzen. Der Mann war so sehr er selber, daß er niemals aus seiner Haut, aus seiner steifen Würde, aus seinem Denk- und Witzkreise herauskonnte. Der Unterricht in der letzten Präparandenklasse ähnelte dem in der ersten Seminarklasse wie ein Ei dem andern. Fortschritt, Steigerung gab es so gut wie gar nicht.

Ähnlich treffend wie mein Röcklein beurteilte er meine geistige Eigenart. Ein Beispiel dazu! Meine Klasse hatte zwei Jahre lang bei ihm deutsche Aufsätze. Alle Formalien und äußeren Ordnungen wurden bei ihm sehr sicher und gut gelernt, der Geist und Gedanke aber ziemlich unbehelligt gelassen. Meine überaus fleißigen Arbeiten kamen nicht über IIb, d. h. die vierte Sprosse auf seiner Schätzungsleiter. Da ich nun mit besonderer Liebe und besonderem Eifer meine Aufsätze machte, ja häufig andern dabei aushalf, so schmerzte und erbitterte es mich nicht wenig, daß ich nicht mehr auf meine früheren Zensuren kommen konnte. Endlich faßte ich mir ein Herz, folgte dem Lehrer aus der Klasse und sagte ihm vor der Thür bescheidentlich: „Herr Oberlehrer, entschuldigen Sie eine Frage! Trotz aller Mühe, die ich mir bei meinen Aufsätzen gebe, bringe ich's bei Ihnen zu keiner so guten Zensur, wie ich sie seit vier Jahren gewohnt bin. Wollen Sie mir nicht sagen, welcher Mangel meinen Arbeiten anhaftet, damit ich ihm abhelfen kann?"

Der Gewaltige wiegte sich auf seinen langen Stiefel-

schnäbeln, pfiff leise durch die Zähne, pflügte mit den Fingern den dünnen Haarberg und sagte nach längerem Besinnen: „Je nun, P., Ihre Arbeiten sind nicht schlecht, aber Sie schreiben so eigentümlich, so ungewöhnlich! Sie müssen gewöhnlicher schreiben!“ Ja, ja! Mein Stil war schon damals wie heute mein Stil, wie meine Nase meine Nase war und ist. Und allzu leicht und gern giebt man solche Besitztümer nicht her. Aber ich dankte doch für den Rat und schrieb nun gewöhnlicher. Der Erfolg war überraschend, und unter Nr I. sanken meine Arbeiten nicht wieder, ja häufig wurde der I. noch die Verdienstmedaille „mit Lob“ angehängt. Als Ferienarbeit sollten wir einst eine Erzählung erfinden: „Der verlorne Sohn“. Das war etwas für meinen phantastischen Drang! Ich schleppte meinen „Verlornen“ durch alle Erdteile und durch alle Notlagen und rettete ihn endlich auf der vierzigsten Seite an Leib und Seele. Die Arbeit wurde als „musterhaft“ von dem Oberlehrer vorgelesen. Doch sagte er am Ende: „Eigentlich sollten Sie eine Geschichte erfinden, Sie haben aber nur eine nacherzählt!“ Ich sagte aufstehend: „Die Geschichte habe ich erfunden. Sie werden nirgends einen Anklang an fremdes Eigentum finden!“ Da lächelte der Mann überlegen, ja mitleidig und sagte: „Das werden Sie mir doch nicht weismachen wollen, daß ein Seminarist eine solche Geschichte erfinden kann!“ Gegen diesen Spruch gab es keine Berufung an eine höhere Instanz!

Der zweite Seminarlehrer war ein recht gutes Glied des Lehrkörpers. Ehrlicher und gerader Charakter, geschickter und anregender Lehrer, teilnehmender Freund der Seminaristen, war er trotz gelegentlicher Grobheiten der beliebteste Lehrer. Zu beklagen war sein unauskömmliches Gehalt und seine naturwissenschaftlichen Liebhabereien, die ihm doch nicht die volle Zeit und Kraft für die Schule einzusetzen erlaubten.

Daher fehlte seinem Unterrichte, so interessant und an-

regend er meist war, doch häufig die äußere Planmäßigkeit und der innere drängende Fortschritt.

Mit einem ausgeführten, feststehenden Lehrplane unter den Füßen, bei rechter Vorbereitung und sparsamer Zeitbenutzung würde er noch viel mehr geleistet haben.

Der dritte Seminarlehrer war ein junger Theologe, ehemals Hauslehrer bei einem Minister. Auf kurzen Beinen mit zierlichen Füßen ruhte ein wohlgewachsener Körper. Der Kopf war etwas groß, das Haar kurz geschoren, das Gesicht bartlos und von gelblicher Farbe; die Augen waren von dunklen Ringen umzogen und konnten sich durchbohrend auf einen Missethäter richten.

Gang, Haltung und Kleidung verrieten den feinen Mann. Seine Stimme war gewöhnlich wohllautend, kreischte aber in der Erregung zur Fistelhöhe auf.

Die Stunden hielt er sehr pünktlich; in Benutzung der Zeit war er gewissenhaft. Stets zog er dabei die in der Hosentasche steckende Uhr zu Rate.

In der ersten Stundenhälfte wiederholte er, und zwar so genau, so eingehend, den behandelten Stoff so vielseitig drehend und wendend, daß eine Unklarheit kaum noch denkbar war. Wenn ihm die Wiederholung zu lahm ging oder seine wohlvorbereiteten Vorträge von den Schülern als krummbeinige und schiefmäulige Zerrbilder wieder zutage gebracht wurden, da konnte er trotz seiner sonst gemessenen Haltung Gift und Feuer sprühen.

In der zweiten Hälfte der Stunde trug er vor. Er setzte sich dabei ins Katheder, zog seine sorgfältig geschriebenen Hefte hervor, und halb lesend, halb frei vortragend, gab er uns einen meist mit wissenschaftlicher Genauigkeit ausgearbeiteten Vortrag, bei dem er mehr als Universitätsprofessor und wir als Studenten erschienen. Wir durften uns Notizen machen und mußten dann die Sache ordentlich ausarbeiten.

Die Pünktlichkeit, der Fleiß, die Sorgfalt der Behand-

lung, die wissenschaftliche Form, der höhere Standpunkt, zu dem er die Schüler emporziehen wollte, die gewählte Sprache, die eingehende Repetition: alles war eines Seminarlehrers und einer Schar lernlustiger Jünglinge von siebzehn bis ein und zwanzig Jahren würdig.

Eine allzu große Ausführlichkeit ließ ihn aber über beschränkte Abschnitte nicht hinauskommen, und mit einer gewissen Peinlichkeit klebte er bei der Wiederholung an den von ihm gebrauchten Ausdrücken. Gewiß sind diese kleinen Mängel mit dem Wachstum seiner Erfahrung geschwunden. Die methodische Vollkommenheit wächst ja langsam und kann nicht schon im dreißigsten Jahre ausgereift sein.

Er unterrichtete in biblischer Geschichte, Geographie, Weltgeschichte, im Stil und Orgelspiel; von letzterem verstand er nur wenig. Die Geschichte beschränkte sich auf einzelne herausgegriffene Gebiete der Kirchen-, vaterländischen und allgemeinen Geschichte. Er zeigte uns dabei die Weise der wissenschaftlichen Geschichtsbehandlung. Viele hatten dafür kaum ein Verständnis. Bei der Kürze der Zeit und dieser Art der Behandlung war ein Durchwandern des ganzen Gebietes und ein endliches Überschauen nicht gut möglich.

Der geographische Unterricht war für die strebsamen Schüler sehr fesselnd. Leider wurde das geographische Material als bekannt vorausgesetzt und die Einprägung und Befestigung nach der Karte und anderen Hilfsmitteln oft unterlassen, auch kamen wir gar zu langsam vorwärts.

Vortrefflich war der Unterricht in der biblischen Geschichte. In der Weise des Kurtz'schen Lehrbuchs der heiligen Geschichte wurde besonders immer die Entwicklung der Heilsidee und die Universal-Pädagogik der Bibel betont, ohne daß doch die Stoffbefestigung versäumt und der Fortschritt zu sehr verlangsamt worden wäre.

Recht förderlich war auch die Art seiner Aufsatzbehandlung. Seine Aufgaben waren meist gut gewählt, indem sie

in ein reiches Stoffgebiet führten. Die Stoffgliederung hätte noch mehr und gründlicher geübt werden können. Er ließ jedem die vollste Freiheit der Behandlung und freute sich über möglichste Vielseitigkeit. Bei der Korrektur beachtete er kleine Äußerlichkeiten wenig; der Gedankengehalt, die logische Folge und der Sprachfluß waren ihm der einzige Maßstab des Wertes. Bei den Korrekturen wurde stets das Urteil der Schüler herausgefordert. Auch manchen guten Wink in Bezug auf die Lektüre gab er uns. Nach Schülerart erheiterten uns seine Zensuren: fast wohlbefriedigend, beinahe ziemlich befriedigend, kaum fast genügend &c.

Ich verdanke diesem Lehrer sehr viel, erfreute mich auch seines besonderen Wohlwollens. Trotz seiner Vorzüge war er aber im allgemeinen nicht beliebt. Das kam besonders auf Rechnung seiner schneidigen Arbeits- und Ordnungsforderungen. Manche wollten seinem Charakter die Ehrlichkeit und das wahre Wohlwollen für die Schüler absprechen. Seinen religiösen, politischen und moralischen Eifer glaubten sie von egoistischen Nebenabsichten angekränkelt. Daß er dem Schülermutwillen gar zu scharf auf den Hacken saß, in alle Ritzen guckte, die Wunden manchmal mit Pfeffer und Salz wusch, einzelne als Zwischenträger verdächtigte Schüler mit seinem Vertrauen beehrte: Das konnten ihm manche nicht verzeihen.

In dankbarer Erinnerung trage ich seine Freundlichkeit, die mich hob und beglückte, und seinen anregenden Unterricht, der mich zu reger Arbeit anfeuerte.

Ein Original eigenster Art war der Musikdirektor. Schon seine äußere Erscheinung reizte zur Heiterkeit. Auf kurzen, dicken Schemelbeinen, um welche weite, aber zu kurze Hosen schlotterten, ruhte ein wohlgenährtes Bäuchlein und ein kurzer, breiter Oberkörper. Um das runde Männlein bammelte ein langer, weiter Rock, der sich nicht immer durch Sauberkeit auszeichnete. Der kurze, fette Hals trug den runden, dicken Kopf, der zwischen hohen Vatermördern wie

begraben saß. Das Gesicht war fett und fahl von Farbe. Die Blattern hatten ihre Fußtritte hinterlassen. Dünnes, weißliches Haar hing ungeordnet über die Stirn. Die kleinen, blaßgrauen Äuglein steckten zwischen den fetten Backen wie Mandeln in einem Pfefferkuchen.

Die Stimme war eigentümlich näselnd, und bei wichtigen Momenten der Rede, besonders wenn sie eine erbaulich-lehrhafte Färbung annahm, bearbeiteten beide Ellenbogen seine Seiten. Der Gang war ein sonderbares Schwanken, ja Werfen von einer Seite zur andern. Die Sprache war ein wunderliches Gemisch eigentümlicher Ausdrücke, Redensarten und Abkürzungen, unabläßig mit einem tief nasalen „ai, ai" durchzwickt und mit reichlichen „wo" gespickt. Die Seminaristen ahmten diese Sprache nach, ohne daß er die Schalksnarren witterte.

Von der Unzahl seiner Erklärungen und sittlich-lehrhaften Ansprachen, die in Schülerkreisen überliefert und von der mutwilligen Schülerlaune nicht selten ausgeschmückt worden waren, nur einige!

„Zufällig ist, wo es statt dessen, wie es ist, auch anders sein kann."

„In den früheren Zeiten bediente man sich statt jetzt der Noten Punkte."

„Was haben Sie nur immer, daß Sie immer etwas haben!"

„— ist ein falscher Fehler!"

„Seitenschluß kommt von plagiale, ist: ich komme von der Seite her, etwa um einen Meuchelmord zu begehen."

„Thema ist, wo Sinn hat und immer wiederkehrt."

„Wo einer im Generalbaß nicht fest ist, kommt auf ein kleines Dörfchen."

„Ist einer, wo es mit dem Ofen nehmen kann?" (d. h. das Feuer schüren.)

„Alich, Alich, stehen an einem tiefen Abgrunde; wo Sie hineinfallen, liegen Sie drin und ist keiner, wo Sie heraushole, auch ich nicht."

„Roth, wissen Sie schon, daß Sie aufgenommen sind (als Seminarist nach dem Examen)?“ „Nein, Herr Musikdirektor!“ — „Will es Ihnen dann auch nicht sagen!“

„Wo sich einer nicht ordentlich nimmt (d. h. beträgt), mache ich einen Strich. Kommt dann T. (der Provinzialschulrat) und fragt: Was willst du, Strich? werde ich sagen: Nimmt sich nicht! und fällt durch.“

„Primaner, trinken wir nicht das höchst schädliche Lagerbier, wo die Gedanken verwirrt und den Körper zerrüttet.“

Weil Tische und Stühle vor seinem Kommen immer durcheinander geschoben waren, so traf er die Anordnung: „Rücken Sie jederzeit den Tisch drei Zoll von der Beschädigung“ (ein Loch in den Dielen)!

Der ganze Mann war in Rede und Gebahren kindlich harmlos. Bei seinem niedrigen Gehalte war es kein Wunder, daß er immer Geld nötig hatte. Um dem Geldmangel abzuhelfen, legte er manchmal den Seminaristen gelegentlich nahe, daß Privatunterricht und die Anschaffung seiner Werke ihnen sehr förderlich sein werde, und mancher suchte sich einer drohenden Strafe zu entziehen, indem er durch eine Buchbestellung den Zorn des Musikdirektors zu entwaffnen strebte.

Ich hatte keinen Privatunterricht bei ihm. Eines Tages nahm er mich vor dem Volke besonders und sagte: „P., Ihr Vater hat wohl nicht viel?“ Ich darauf mit kläglichem Gesicht: „Ach nein, Herr Musikdirektor!“ Er hinwieder: „Ist schade um Ihnen!“(Es kam vor, daß sich in der mündlichen Rede Dativ und Akkusativ aus Unachtsamkeit zankten, obwohl er studiert und „auch einmal gepredigt hatte“.) „Wo Sie noch Privatunterricht hätten, würden Sie recht wacker hinkommen!“

Item, ich kam auch ohne das hin. Weil er mich für einen armen Teufel hielt, behandelte er mich mit einer sonderlichen, fast mütterlichen Milde. Sogar lachen durfte ich, was ihn sonst sehr in Harnisch brachte. Als er eines Tages einen mutwilligen Lacher am Ärmel zerrte und schüttelte, zeigte

dieser auf mich und schrie weinerlich: „P. lacht auch!“ Der Erzürnte wandte sich nach mir um und sagte: „P.? ist ein Lächeln der Gutmütigkeit!“

Als er sich mit der Vorrede zu seiner Generalbaßschule trug, traf ihn eines Tages ein Bekannter über der Lektüre von Schillers Räubern. „Nun, was machen Sie denn da?“ fragt er. Der Musikdirektor schlägt auf das Buch und spricht: „Bilde meinen Stil!“

So war der gute alte Herr eine unversiegliche Quelle der Heiterkeit für das Schülervolk. Es verging selten eine Woche, daß der Mutwille nicht irgend ein neues Schalksei ausgebrütet hätte.

Wer nun meint, daß es dabei mit dem Lernen gewiß nicht weit her gewesen sei, der irrt denn doch sehr. Der Alte verstand sein Fach meisterhaft. Er war ein ganz vortrefflicher Organist, der auch seine Schüler fast ausnahmslos zu guten Durchschnittsleistungen förderte. Er verschwatzte und vertrödelte zwar manche Viertelstunde, aber wenn er an die Arbeit kam, wurde auch etwas geleistet. Seine Generalbaßschule ist eins der elementarsten und besten Werke auf diesem Gebiete. Weil er schlicht und recht an den Standpunkt der Schüler anknüpfte, einfach mit vielmaliger Wiederholung fortschritt, so lernten auch die schwächeren Schüler etwas. Das geniale Seiltänzertum auf den Turmseilen der musikalischen Kunst, wie es hier und da Mode geworden ist, hat einige begeisterte Bewunderer und Nachahmer, aber wenig unterrichtlichen Erfolg für die Schülermehrzahl. Die musikalischen Leistungen gehörten auf dem E.'schen Seminare zu den verhältnismäßig besten; ja hervorragende musikalische Kräfte sind aus der Anstalt hervorgegangen.

Dem guten Musikdirektor ist von allen Schülern das treueste Andenken bewahrt worden. Wenn zwei nach langer Trennung zusammenkommen, so lebt er sicher als dritter zwischen ihnen auf. Er und seine überlieferten Aussprüche

sind zum Schibboleth der E.'schen Zöglinge geworden. Doch nicht das allein! Seine kindliche Unbefangenheit, seine Gutherzigkeit, seine Teilnahme für Schülerleiden und seine eigenartige Unterrichtsweise werden ihm immer einen guten Platz in den Herzen seiner Schüler sichern.

27. Welchen erziehlichen Einfluß die Lehrer auf die Schüler übten.

Erzieher müssen selbst gut erzogen sein. Das eigentlich Erziehende ist aber das Vorbild, das beständige mustergiltige Beispiel. Recht thun und leben sehen bringt weiter als ellenlange Vorschriften; denn zunächst ist die Erziehung Nachahmung. Bei der Erziehung ist eine doppelte Aufgabe ins Auge zu fassen, die äußere Sitten- und die innere Charakterbildung. Der Weg zur letzteren ist viel weiter, viel mühsamer, viel wechselvoller als der zu einer guten Haltung und zu einem gesitteten Benehmen. Zu letzterem gehört hauptsächlich ein gebildeter Verkehr. Aber mit wem verkehrten die Seminaristen in ihrem Internat? Fast nur unter sich!

Und doch ist die äußere Sittenbildung von unendlicher Wichtigkeit für den Stand und die Stellung des Lehrers. Es ist ein sittliches Thun, den Stempel des Geistes und der Schönheit auf den Stoff, den Körper in allen seinen Bewegungen zu drücken. Schinkel sagt: „Der Mensch bilde sich in allem schön!“ Zunächst sind es immer die ästhetischen Lebensformen, die dem Menschen die Arbeitsbahn leichter öffnen und ebnen. Plato vergleicht Leib und Seele mit zwei Pferden, die neben einander eingespannt sind, und die man beide in gleicher Weise führen und zügeln müsse. Montaigne will, daß äußerer Anstand und ein gefälliges Wesen zugleich mit der Seele sich bilde. Es sei nicht eine Seele, nicht ein Körper, den man erziehe, sondern ein Mensch; aus dem dürften keine zwei gemacht werden.

Die Schönheitslinien des bewegten Körpers müssen an-

erzogen werden durch Überwachung, Anleitung, Ermahnung, Beispiel, wie in erhöhtem Sinne und auf mühsamere Weise allmählich ein sittlich schöner Charakter sich bildet. Der erziehende Anreiz, der schließlich zur Selbsterziehung führt, muß von den Lehrern ausgehen. Das erheischt aber einen öfteren Umgang mit den Zöglingen.

Wie traurig ist es aber in dieser Hinsicht in vielen Anstalten bestellt! Die Lehrer steigen meist nur als gesetzgebende, zürnende und strafende Götter in die Mitte der Schüler nieder oder lugen als mißtrauische Gesetzeswächter aus Wolkenrissen. Wenn aber Liebe und Vertrauen nicht Brücken zwischen den Herzen von Lehrern und Schülern schlagen, dann ist das Verhältnis ein geheimer Krieg zwischen zwei Parteien, die des Friedens Werk treiben sollen; auf der einen Seite immer das offene und geheime Fahnden auf Gesetzesübertretungen oder ein vornehm-bequemes „Über den Bäumen schweben", auf der andern eine stille, zähe Widersetzung und das geheime Bestreben, den Lehrern und ihren Verordnungen ein Schnippchen zu schlagen! Und je strenger die Gesetze, desto heißer das Verlangen und desto erfindungsreicher die Schülerlist!

Wie war es nun bei uns in dieser Beziehung bestellt? Dem Unterrichte des Direktors muß hohe Anerkennung gezollt werden, aber seinen erziehlichen Einfluß wollen seine Schüler nicht rühmen. Selten stieg er als Freund und Vater in unsere Mitte, sondern meist als der hohe Donnerer. Selbst das gnädige Lächeln und das freundliche Backenzwicken, womit er einzelne beglückte, flößte kein rechtes Vertrauen und keine rechte Liebe ein.

Bei seinen galligen Kritiken, seinen beißenden, seltsamen Ordnungsrufen, seinen eckigen Umgangsformen, seiner gelegentlichen Bloßstellung einzelner Mitarbeiter, seiner wechselnden Laune kann es nicht wunder nehmen, daß ihm fast alle Seminaristen scheu aus dem Wege gingen. Sie schienen ihm nicht als seine Söhne oder junge Freunde ans Herz gewachsen, sondern mehr Arbeitsstoff für seine unterrichtliche Gestaltungs-

kunst, oder Paradesoldaten bei gewissen Schaustellungen, oder endlich lebende Zeugnisse über seine Tüchtigkeit zu sein.

Das Urteil klingt hart; aber die Wahrheit ist ehern. Und nur die Wahrheit, auch in den typischen Figuren, die uns nahe treten, kann uns von dem eigenen Irrtum freimachen. Wollte ich nicht durch meine „Brosamen" diese Befreiungsarbeit fördern helfen, so würde ich billig aus Achtung den Schleier über alle Schwächen und Mängel meiner Lehrer breiten.

Der erste Seminarlehrer war der Seminarkorporal, unerreichbar groß in Kleinigkeiten und Äußerlichkeiten. Seminaristenschlichen auf die Spur zu kommen, in harmlose Kreise als Polizeiwache zu fallen, als allwissendes Schulgewissen das Verborgene ans Licht zu bringen, das war sein Ehrgeiz und seine Wonne. Die verhältnismäßig gute Ordnung im Seminare war hauptsächlich sein Werk.

Zuweilen erzählte er den Seminaristen ganz zuthunlich grobfaserige, ja zweideutige Anekdoten und freute sich, wenn sie durch ein schallendes Gelächter belohnt wurden. Ältere Seminaristen behandelte er nicht selten als reife Männer und redete ziemlich unverblümt mit ihnen über bedenkliche Dinge. Da erfüllte sich's: „Wenn im Schlamme wir uns fanden, da verstanden wir uns gleich." Witze und Vertraulichkeiten dieser Art flößen aber niemals wahres Vertrauen ein, selbst wenn sie nachgeahmt werden, und können darum nicht erziehlich wirken. Liebe und Vertrauen wachsen nur auf dem Boden der Hochachtung.

Der zweite Seminarlehrer hat einen recht wohlthätigen Einfluß auf die Charakterentwicklung der Zöglinge ausgeübt. Er gab uns selbst das Vorbild eines einfachen, ehrlichen, wohlmeinenden Charakters. Zwar verhagelte seine Grobheit manchmal bei einzelnen das aufkeimende Vertrauen; aber er erkannte willig seinen Mißgriff, schlug immer wieder einen herzlichen Ton an und suchte einen Hauch des Vertrauens in den gegenseitigen Verkehr zu bringen.

Er ging mit uns spazieren, machte uns auf allerlei Erscheinungen in der Natur aufmerksam, ließ uns durch Lupe, Mikroskop und Teleskop dies und das betrachten, stimmte fröhliche Lieder mit uns an, fertigte vorlaute Reden nur mit einem Blicke oder einem bärenartigen Brummen ab, machte auf Unarten in der Haltung ꝛc. aufmerksam, hatte bei dieser und jener Gelegenheit ein gutes Wort und einen warmen Handschlag, ließ uns in seine Wohnung kommen und mit seinen Kindern verkehren ꝛc. Leider war er allzusehr beschäftigt, um ganz dem Zuge seines Herzens folgen zu können.

Der dritte Seminarlehrer gab durch seine äußere tadellose Haltung in Kleidung, Miene, Wort, Bewegung und Amtsführung allen Seminaristen ein gutes Vorbild; wenn er nur nicht unter einer eigentümlichen Wolke des Mißtrauens gestanden hätte! Wie eine Wolkensäule lagerte sich dies Mißtrauen zwischen sein wirklich eifriges, oft zu sehr im Abschneiden thätiges Erziehungsstreben und viele Schülerherzen und beeinträchtigte nicht selten das fröhliche Gedeihen der Erziehungsfrüchte.

Wenn Heiterkeit der Himmel ist, unter dem alles gedeiht, ausgenommen Gift, so hätte der Musikdirektor keinen geringen erziehlichen Einfluß geübt. In seiner Kindlichkeit und Eigenart spielte er dem jungen Volke oft zum Narrentanze auf. Aber wenn auch der Humor nicht auf allzu schmale Atzung gesetzt werden darf, so ist doch eine Entfesselung des „Hanswurst“ in einem künftigen Lehrer sehr bedenklich. Dies geschah zwar ohne, ja gegen seinen Willen, aber das ändert an der Thatsache nichts. Sonst wirkte seine menschlich schlichte, freundliche und teilnehmende Weise des Verkehrs mit den Schülern wohlthätig.

An dem Schreib- und Zeichenlehrer hatten wir das Vorbild eines pünktlichen, scharfsichtigen und gewissenhaften Lehrers und eines redlichen, gerechten und festen Charakters.

Zu den weiblichen Gliedern der Lehrerfamilien hatten wir nicht die geringste Beziehung. Wer diese große Kluft

befestigt hat, weiß ich nicht. Wohl aber weiß ich, daß der Mangel dieses Erziehungsfaktors sehr nachteilig war. Was sich ziemt, das erfragt und lernt sich nur von edlen Frauen. In ihnen erscheinen die Lichtstrahlen von der Mutter und der Geliebten vereinigt. Darum sind sie für junge Männer die Ideale des Schönen und Guten, ihr Wohlwollen und Wohlgefallen das höchste Glück, ihre herzliche Teilnahme, ihr Wort, Wink und Wunsch die wirksamsten Antriebe. —

Weil Menschen immer die Träger der Erziehungsideen sind, Menschen, deren Erbteil die Schwachheit und deren Los der Irrtum ist, so werden sich die Erziehungseinflüsse in Ursache und Wirkung nie so fein regelmäßig wie die Räder einer Maschine, oder wie es Rousseau in seinem Emil gethan hat, gestalten lassen.

Es werden immer die Anlage, die Vorerziehung, die Eigenart der Erzieher, die Erlebnisse des Einzelnen 2c. als unberechenbare Faktoren das Erziehungsergebnis beeinflussen.

Das darf aber die maßgebenden Behörden nicht abhalten, in dieser pädagogischen Wahrscheinlichkeitsrechnung die größtmöglichste Sicherheit durch die rechten Personen und gesunde Einrichtungen anzustreben.

Bezüglich der Personenfrage an einem Seminare gestalten sich beim Rückblick in meine Bildungszeit folgende Forderungen:

1. Nur die bewährte Tüchtigkeit, nicht die akademische Bildung als solche, berechtigt zur Anstellung an einem Seminare.

2. Zu Seminardirektoren wähle man bewährte Schulinspektoren, Seminarlehrer oder Rektoren vielgliedriger Schulanstalten.

3. Der Besoldungsplan der höheren Schulen werde auch auf die Seminare ausgedehnt, damit die Lehrer nicht mehr zu Nebenerwerb genötigt sind, um so mehr, da nur gereifte und tüchtige Kräfte an das Seminar zu berufen sind und ihre Arbeit doch gewiß nicht weniger schwierig, nicht weniger wichtig, ihr Leben nicht weniger teuer ist als bei den Lehrern der übrigen höheren Schulen.

4. In dem Lehrkörper werde mit allen Mitteln Einheit in der Arbeit und Einigkeit in dem Verkehre angestrebt. Bei Zerwürfnissen ist durch möglichst rasche Versetzung die Quelle des Übels zu verstopfen. Nichts ist gefährlicher für werdende Charaktere als die Zwei- oder Dreiteiligkeit des Erziehungseinflusses und ein Hineinziehen der jungen Leute in den Hader der Parteien.

5. Der Verkehr der Lehrer mit den Schülern sei familienhaft. Der Lehrer gehöre den Seminaristen nicht bloß mit seinem Wissen und Lehrtalente, sondern vor allem mit seinem Herzen und — mit seiner Familie. Nichts wirkt mächtiger auf den jungen Mann, nichts erzieht besser, nichts schärft die Achtsamkeit mehr und bildet den Takt des Herzens wirksamer als der Umgang mit edlen, gebildeten Frauen. „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan!"

28. Wie der Verkehr der Seminaristen war, und was ihm fehlte.

Die Erziehungs-Hochschule des einzelnen Menschen ist die Menschheit, d. h. der Verkehr mit ihr. Da wird der Einzelne in das geistige Erbteil der Gesamtheit eingesetzt, da bildet sich der Charakter, nicht aber in weltentlegenen Einöden, Klöstern &c. Der Gefahren finden sich in dem Strome des Weltverkehrs für den unentwickelten Charakter freilich viele. Um diese gefährlichen Einflüsse abzuwehren und die erziehlichen zu verstärken, hat man umfriedete Erziehungsstätten, Internate, eingerichtet.

Es kann nicht geleugnet werden, daß ein Internat in rechtem Geiste am besten die Familie mit ihrem Erziehungseinflusse nachbildet. Weiter steht es fest, daß das Zusammenleben junger Leute das Zusammenstreben anregen, Ecken und Härten abschleifen kann. Kann! Aber es darf keine

Absperrung von andern erziehlichen Einflüssen, kein bloß hinderndes Zwangsystem sein, das Böses nur unmöglich machen will. Polizeimaßregeln können das Böse verhindern, aber wahre Sittlichkeit nicht schaffen.

Hinter den Lattenzaun einer überstrengen Hausordnung gesperrt und dann sich selbst überlassen, bilden junge Leute unter sich leicht einen Burschenbrauch der Roheit aus. Gegen die Schulordnung wird ein Minenkrieg der List geführt, gegen das Gemeinwesen nicht selten ein Schlachtkeil der Unverschämtheit gebildet. Das Verhalten gegen die Lehrer schwankt zwischen scheinbarer Unterwürfigkeit und geheimer Auflehnung.

Selbst bessere Naturen beugen sich unter die Macht der Gewohnheit und werden zu willenlosen Mitkämpfern in dem stillen Kriege gegen Gesetz und Ordnung.

Große Muster und große Zwecke muß der werdende Mensch vor sich haben, um selber geistig und sittlich zu wachsen. Und nur in der Freiheit gelingt die höchste Entfaltung der geistigen Kraft.

Aber gerade diese Bedingungen einer gesunden Charakterentwicklung fehlen häufig in den Internaten. Alle Sorgfalt wird der negativen Seite der Erziehung zugewandt, während man dem positiv Aufbauenden im Unterrichte genug gethan zu haben glaubt. Verhängnisvoller Irrtum! Ein sittlicher Charakter bildet sich nur in sittlichem Thun, nicht auf theoretische Anweisungen hin.

Was thun aber die jungen Leute in den meisten Schulkasernen?

Jüngere Schüler werden als „Füchse" zu allerlei Arbeiten und Botenläufen benutzt. Die Gnade des „Duzens" muß mit Bier oder Kaffee erkauft werden. Die Begriffe vom Eigentum werden durch geniales „Schießen" von Büchern, Eßwaren 2c. verschoben. Schüchterne und Unbeholfene werden in unbarmherziger Weise gehänselt und gequält, bis oft der letzte Rest von Selbstvertrauen ausgetrieben ist. Obst und

Weintrauben werden mit geistvoller Kriegskunst „gemaust". Die Schwächen der Lehrer, dieser stillen Feinde und Friedensstörer, werden studiert und verspottet. Dem aufsichtführenden Lehrer werden allerlei kindische Hindernisse in den Weg gelegt, um ihn im Zorn zu sehen. Die Siege im Kampfe gegen Ordnung und Wohlanständigkeit werden mit großer Schadenfreude gefeiert. Verdächtige Schüler, die sich der besonderen Lehrergunst erfreuen, werden gehobelt, geprügelt, mit Wasser und andern Flüssigkeiten übergossen. In Winkeln und Kellern werden dem Rauchgotte verbotene Opfer angezündet. Bei Nacht wird über die Mauer geklettert, um Feste, Bälle ꝛc. mitzufeiern. Der Kontrolle wird durch alle möglichen Listen ein Schnippchen geschlagen. Schlüpfrige Romane werden gelesen, geheime Sünden getrieben ꝛc. Schier endlos ist die Paragraphenzahl in dem Gesetzbuch der Schülerflegelei. Und „diese Gesetze und Rechte erben sich wie eine ewige Krankheit" in den Internaten fort.

Was und wie ist da zu ändern?

Zunächst ist die Hausordnung nicht auf die verderbte, sondern auf die gesunde menschliche Natur zu gründen. Sie enthalte darum weniger Verbote. Alle Maßregeln, die dem Vertrauen in die sittliche Natur des Menschen entspringen, werden schließlich einen höhern positiven Erfolg haben als die negativen Polizeimaßnahmen gegen allerlei Ausschreitungen. Letztere können zwar eine glatte äußere Ordnung schaffen und das Regierungsgeschäft erleichtern, aber sie können niemals den Antrieb und die Richtschnur zur Selbsterziehung geben. Ja häufig rächt sich das durch den Zwang unterdrückte Selbst durch einen Umschlag in das Gegenteil. Wenn nicht eine immerwährende Abwehr aller störenden Erziehungseinflüsse, eine lebenslängliche Bevormundung möglich und thunlich ist, so ist die frühzeitige Erziehung zur Mündigkeit sogar ein Gebot der Klugheit. Ein unselbständiger Charakter wird

in den gefährlichen Strömungen und Klippen des Lebens leicht scheitern.

Erfahrungsmäßig brauchen die tüchtigsten Lehrerpersönlichkeiten den geringsten Apparat von Zuchtmitteln. Gerade die persönliche Schwäche verschanzt sich gern hinter stachlige Verwaltungsmaßregeln. Je tiefer man also bei der Wahl von Seminarlehrern greift, desto schärfer müssen die Erziehungsmaßregeln, desto unbefriedigender die Erziehungsresultate werden.

Man traue nur einem Menschen alles Schlechte zu und behandle ihn danach, schließlich wird er's werden! Hingegen jeder Anruf an die bessere Natur im Menschen findet seine Antwort, wenn er von den rechten Menschen ausgeht. Darum sollten nur bewährte Lehrer und Erzieher an den Seminaren angestellt werden. —

Die bösen Neigungen im Menschen können nicht erfolgreicher bekriegt werden, als wenn man den guten zur Obmacht verhilft. Liebgewonnene nützliche Beschäftigung ist der Tod der Allotria. Das Lernen, das Arbeiten soll nun diese nützliche Beschäftigung sein, die nach und nach zum besten Erziehungsmittel wird. Die Springfeder des Lernens ist das Interesse. Man flöße dies ein durch den Stoff, die Methode und die erzielten Resultate. Die Stoffauswahl richte sich nach dem Verständnis und dem Interesse der Schüler und nicht nach den Liebhabereien des Lehrers. Die Methode entlehne den Maßstab nicht dem system-bedürftigen Geiste des Lehrers, sondern dem anschauungsdurstigen des Schülers. Immer werde die Lern- und Schaffenslust der Schüler angeregt. Jedes gewonnene Resultat wird zur neuen Sprosse auf der Bildungsleiter. Lernerfolg weckt Lernfreude.

Es sind darum kleinere Studienzirkel zu begünstigen, litterarische Versuche nachsichtig zu beurteilen, öftere botanische Ausflüge zu veranstalten, die Anlegung naturhistorischer

Sammlungen zu veranlassen, die Anfertigung schlichter Anschauungsmittel zu ermöglichen und zu leiten, alle Schmuck- und Reizmittel des Lernens in den Dienst der ernsten Arbeit zu nehmen.

Und weil der Überschwang von Kraft und Lebenslust, diese „Titanennatur“ in dem werdenden Menschen, auch sein Recht und seine Freiheit fordert, so soll man Humor, körperliche Übungen und gesellschaftlichen Verkehr nicht auf den Hungerplan setzen, er geht sonst naschen an verbotenen Bäumen.

Daher finde öfter zwangloser Umgang der Lehrer und ihrer Familien mit den Seminaristen statt. Der Verkehr mit anständigen Familien der Stadt werde nicht verboten, sondern gefördert. Spaziergänge, Feste ꝛc. schlingen das Band enger um die Herzen von Lehrern und Schülern. Im Seminargarten werden Turngeräte und eine Kegelbahn hergestellt, in einem Lesezimmer einige gute Tagesblätter ausgelegt. Die Gartenarbeit werde den Seminaristen lieb gemacht durch ein gewisses Eigentumsrecht. Man veranlasse sie zu fleißigem Schwimmen und Baden, im Winter zum Schlittschuhlaufen. Theatralische und musikalische Aufführungen sind einzurichten.

Wenn die Hausordnung mehr den Charakter einer Familien- als einer Zuchthausordnung hat, dann werden viele Auswüchse von selbst verschwinden. Besonders sollen sich die Lehrer nicht durch gewisse Unbequemlichkeiten, durch ein schülerhaftes Herausfordern und Wichtigthun oder Bocksprünge einzelner auf die Bahn des Mißtrauens und der Maßregelnverschärfung drängen lassen. Väterlicher Ernst, mit Nachsicht gepaart, walte bei jugendlichem Übermute und Ungeschick, aber Strenge bei sittlichen Ausschreitungen! Jeder Seminarlehrer muß genug Psychologe sein, um die Außenwerke eines Charakters von dem sittlichen Kerne unterscheiden zu können.

29. Was die Seminaristen aus der Seminarbibliothek holten, und was sie drin nicht fanden.

Unser Seminar hatte in einer schmalen Zelle auch eine Bibliothek. Die Zahl der Bände war nicht gering, aber der Inhalt bot eine Musterkarte von viel veralteten und unbrauchbaren Büchern. Sie war zum guten Teil aus dienstunfähigen Invaliden anderer Bibliotheken entstanden. Neue Anschaffungen kamen selten vor, denn es fehlten die Mittel, das Interesse und vielleicht die rechte Litteraturkunde.

Als einst ein Seminarist der Bibliothek Uhlands Gedichte schenken wollte, sagte der Direktor: „Geben Sie her; erst muß ich das Buch mal ansehen, ob sich's für Seminaristen eignet!“ Er kannte Uhlands Gedichte nicht!

Unter der Oberaufsicht eines Lehrers wurden allwöchentlich von einem Schüler der ersten Klasse diejenigen Bücher ausgegeben, welche einzelne Seminaristen aus dem ausgelegten Verzeichnis angemerkt hatten. Es waren immer nur wenige, meist die paar unterhaltenden Werke wie Bechsteins „Tolles Jahr“, Johanna Schopenhauers Novellen, Heinr. Gotth. Schuberts Erzählungen ꝛc. Die wenigsten Seminaristen lernten die wirklich guten Werke der Bibliothek kennen; die meisten haben nie ein Buch daraus gelesen. Später wurden gewisse Werke, wie z. B. Auerbachs Dorfgeschichten, Karl Schmidts Geschichte der Pädagogik ꝛc. nicht mehr ausgegeben. Einem Schüler wurden Schillers Gedichte als ungeeignete Lektüre weggenommen; ein anderer wurde weidlich mit spöttischen Bemerkungen gelaugt, weil er sich an ein etwas philosophisch gehaltenes Werk gewagt hatte.

Mir persönlich ist die Bibliothek von großem Vorteil gewesen. Ich habe zwei Jahre an der Verwaltung teil gehabt. Besonders an Sonntagen, wenn andere einem Glase

Bier nachgingen, bin ich im schmalen Zimmerchen gesessen und habe allerlei Bücher durchstudiert, ohne Wahl und oft ohne das rechte Verständnis, im allgemeinen aber doch mit Nutzen.

Die Bibliothek muß die geistige Rüst- und Schatzkammer jeder Schulanstalt sein. Wenn der Unterricht sich in beschränkten Grenzen halten muß, um nicht durch die Vielheit der Stoffe die Einheit des Erfolgs zu beeinträchtigen, so muß die freie Lektüre das Fachwerk und den Schmuck des Ganzen liefern.

Die freie Lektüre soll zwar nicht in den engen Zwangsstiefeln gewisser Vorschriften marschieren, sie soll aber auch nicht umher abenteuern, sondern immer an dem Unterricht und dem Rate der Lehrer den sichern Führer haben.

Die Beschaffungen für die Bibliothek haben sich darum genau an den Lehrplan anzuschließen. Jedes einzelne Lehrfach muß die entsprechenden Meisterwerke zur Verfügung haben. Die betreffenden Vorschläge zu Ankäufen haben die einzelnen Fachlehrer zu machen. Nicht auf eine große Zahl von Bänden, sondern auf geeigneten Inhalt und mehrere Exemplare eines und desselben tüchtigen Werkes ist zu halten. Es muß eine moralische Nötigung zur Benutzung der Bibliothek bestehen. Die einzelnen Lehrer haben den Schülern die betreffenden Werke zu empfehlen, bestimmte Zeitpunkte für die Lektüre festzusetzen, kleine Berichte im Anschluß an den Unterricht zu fordern, einzelne Abschnitte mit der ganzen Klasse zu lesen und zu besprechen, schriftliche Arbeiten darauf zu gründen 2c.

Das gilt von allen Lehrfächern, besonders aber von der Litteraturkunde. Alles, was hier besprochen wird, muß von den Schülern gelesen werden. Das Sprechen über ein klassisches Litteraturerzeugnis, ohne daß man es kennt, ist eine Phantasiereise in den Mond. Nur an Thatsachen erhebt sich das Nachdenken, nur aufgrund von wirklich Gelesenem und Empfundenem kann dann ein Urteil reifen. Andernfalls werden vorlaute Klugschnäbel gebildet.

In der Unterrichtsstunde kann selbstverständlich nur einzelnes gelesen und erläutert werden, um die rechte Weise der Lektüre zu zeigen. Das meiste muß das häusliche Lesen ergänzen. Hier gerade beginnt die Freiheit und Selbständigkeit der Arbeit und des Denkens.

Es ist durchaus notwendig, daß die Seminaristen vor ihrem Eintritte ins Lehramt eine gewisse Litteraturkenntnis und eine fruchtbare Weise der Lektüre gewinnen. Das ist ein Tropfen Öl auf die ewige Lampe des Werdedranges. Durch Empfehlung eines wahrhaft guten Buches kann man jemandes Wohlthäter werden. Welche Thorheit einzelner Lehrer, nach Hamsterart die Titel guter Bücher zu verbergen! Das Gute wird erst gut, wenn es zum Gemeingut wird. —

30. Was wir von der Unterrichtskunst praktisch in der Seminarübungsschule lernten.

Mit dem Seminare war eine vierstufige Übungsschule verbunden. Hier sollten sich die Zöglinge der ersten Klasse die Sporen in der Schulpraxis erwerben.

Jede Klasse hatte aus der Reihe der Seminaristen einen Klassenführer, der für die Äußerlichkeiten verantwortlich war. Die Oberaufsicht hatten die einzelnen Seminarlehrer unter sich geteilt.

Die Unterrichtsgegenstände wurden so verteilt und später umgetauscht, daß jeder Zögling Gelegenheit hatte, auf den einzelnen Gebieten einen Einblick in die Schulpraxis zu gewinnen.

Im allgemeinen wurden die Lehrübungen mit Eifer und Pünktlichkeit, wenn auch oft mit keimartigem Geschick vorgenommen.

Die Seminarschule erfreute sich in der Stadt wegen ihrer Leistungen eines guten Rufes; doch hätte manches noch

ersprießlicher für die praktische Ausbildung der jungen Lehrer eingerichtet werden können.

1. Neben der mehrklassigen hätte eine einklassige ungeteilte Schule bestehen müssen. Das ist die Hochschule des Lehrgeschicks. Die Mehrzahl der abgehenden Seminaristen trat in eine solch' heikle Werkstatt, ohne die mindeste Vorbereitung für die verwickelte Arbeit derselben erhalten zu haben.

2. Es hätte ein bewährter Musterlehrer — als Rektor der Übungsschule und zugleich als Seminarlehrer — angestellt sein müssen, dem die praktische Ausbildung der künftigen Lehrer als Hauptaufgabe obgelegen hätte.

3. Die Autorität der jungen Lehrer hätte den Kindern gegenüber nicht verletzt werden dürfen. Die Seminarlehrer vergaßen bei ihren Inspektionen zuweilen, daß ihre Schüler den Kindern Lehrer sein sollten, also einer vollen Autorität bedurften.

So erzählt ein Seminarist nach Anleitung seines Hilfsbuches den Knaben, daß große Frösche, besonders in heißen Ländern zuweilen kleine Vögel überfielen und verschlängen. Da fällt ihm der beaufsichtigende Seminarlehrer ins Wort und fragt einen Schulknaben: „He Du, glaubst Du denn eine solche Dummheit, daß ein Frosch einen Sperling verschlucken kann?"

Der Seminarist sagt darauf tief gekränkt: „Wenn Sie mich in dieser Weise bloßstellen wollen, so bin ich überflüssig!" Spricht's und geht zum Direktor, um sich zu beschweren. Was kann bei solcher Pädagogik herauskommen! Zur pädagogischen Bildung gehört vorab strenge Wachsamkeit über sich selbst und stäte Rücksichtnahme auf andere. Wer bei jeder Gelegenheit seiner Neigung und Meinung die Zügel schießen läßt, der ist noch nicht völlig geschickt zum Erzieher.

4. Den Seminaristen war gewissenhafte Vorbereitung auf alle Stunden zur Pflicht gemacht, aber es fehlte die Regelmäßigkeit und Zähigkeit der Beaufsichtigung. Bei solchen Anfängen in der Lehrpraxis ist streng auf ausführliche schriftliche

Vorbereitung für die meisten Stunden zu halten. Nur durch einen gewissen Zwang geht der Weg zur Freiheit.

5. Es fehlte in den einzelnen Unterrichtsfächern fast ganz an einer sachgemäßen theoretischen Unterweisung, an praktischen vorbildlichen Muster-Lehrproben und an fachmäßiger Mithilfe bei Schwierigkeiten. Mit dem Mute der Unwissenheit stürzten sich die Einzelnen in die Arbeit. Kein Wink, kein Rat, kein Vorbild — höchstens ein Tadel — ebnete die Schwierigkeiten und zeigte den geradesten Weg zum Ziele. Jeder mußte eigentlich die Methode — auf allerlei Irrpfaden — neu erfinden. Der Kulturfortschritt auf allen Gebieten besteht aber darin, daß der neue Arbeiter in den Besitz der geistigen Errungenschaften seiner Vorgänger gesetzt wird. Bei einer Methode geschieht dies auf kürzestem Wege durch das Vormachen, durch das lebende Vorbild.

Unter welch entsetzlichen Schwierigkeiten, unter wieviel Hin- und Herirren hat man sich endlich methodische Gesetze und Arbeitsregeln, besonders für den ersten Unterricht der Kleinen und für die gleichzeitige zweckdienliche Beschäftigung von acht Schülerjahrgängen in der einklassigen ungeteilten Schule, suchen müssen!

Erst müssen uns andere durch Autorität und Beispiel und dann wir selber durch Einsicht und freies Wollen bilden. Diese Ordnung der Natur darf niemals umgekehrt werden.

Einmal wöchentlich fand eine Katechisation über religiöse Stoffe statt. Das war eine fruchtbare Stunde. Ein Schüler hatte die Katechisation schriftlich, wohl gegliedert und ausgeführt, einzureichen, dann vor dem Direktor und allen Klassenbrüdern mit größern Schulkindern zu halten. Nach Weggang der Kinder folgte die Beurteilung seitens der Seminaristen und des Direktors. Leider fehlten für die Beurteilung feste Richtpunkte und Maßstäbe. Es wurde auf gut Glück drauf los gelobt und getadelt.

6. Es mangelte an regelmäßigen Konferenzen, die

theoretisch die Summe der praktischen Arbeitserfahrungen gezogen und zum Gesamteigentum gemacht hätten. Selten kümmerte sich einer um den andern, um seine Arbeit und seine Erfahrungen, weder in unterrichtlicher, noch in erziehlicher Hinsicht.

Die Beobachtung konnte also nicht vielseitig genug geübt, das kritische Urteil nicht geschärft, die Arbeit nicht vereinheitlicht, die Erfahrung nicht gesammelt und verallgemeinert werden.

7. Noch zehnmal schlimmer als bei den künftigen Lehrern ging es mit der praktischen Ausbildung der künftigen Schulinspektoren, d. h. der Pfarramtskandidaten, die sechs Wochen im Seminar zuhörten. Beim besten Willen konnte man in diesen Übungen der Langweile keine Vorbereitung auf irgend etwas Schulisches sehen.

Die jungen Herren besuchten meist nur die Stunden des Direktors, um nach sechs Wochen das erforderliche Zeugnis zu bekommen. Dafür mußten sie sich während der Stunden manchmal die größten Anzüglichkeiten über ihre theologische Selbstgenügsamkeit und pädagogische Unwissenheit sagen lassen. Geholfen haben die Laugenbäder wohl bei keinem etwas. Die Herren schnitten Gesichter, als ob sie Leibweh hätten, ein Lachen verbissen oder vor Langweile stürben.

In die Schule verstieg sich selten einer. Nur von einem weiß ich in drei Jahren, daß er mit seltener Aufmerksamkeit dem Unterrichte in allen Stunden folgte, mit voller Hingabe alle Freizeit in den Schulklassen zubrachte, selber Unterrichtsversuche machte und mit Lehrern und Seminaristen fleißig über pädagogische Dinge sprach.

Unter solchen Umständen ist's kein Wunder, daß die Lehrer schon beim Eintritt in das Amt eine schlechte Meinung von dem Interesse und der Sachkenntnis ihrer Lokal-Schulinspektoren haben. Der Schlüssel zu dem Vertrauen andrer ist das liebevolle, thatkräftige Interesse an ihrer Arbeit und ihrem Ergehen. Dieser Schlüssel öffnet auch widerstrebende Schlösser.

Wo ein gutes Einvernehmen und gesegnetes Zusammenwirken zwischen den Lehrern und ihren Schulinspektoren fehlt, da ist dieser Schlüssel verloren gegangen oder nie dagewesen.

31. Wie mein lieber Hannes und ich auf Reisen gingen.

Auf so viel Ernst nun auch einen Trunk aus heiterem Born! Die Freude muß das Leid, der Humor den Ernst ablösen, das ist der Rundgang des Lebens. Erst wenn diese Ablösung ganz ausbleibt, dann schwindet der Reiz des Lebens, und die Nacht sinkt herab, der kein Morgen folgt.

Je breiter das Gebiet des Ernstes, desto erquicklicher ist die kleinste Oase heitern Humors. Meine Schuljahre waren ernst und schwer, aber die Ferien warfen manchen freundlichen Lichtstrahl hinein. Auch im Sommer 1853!

Es war der erste Montag der Ernteferien. Ich dehnte mich behaglich im Bette und dachte: „Vier Wochen! herrlich!"

Poch! Poch! ging es da gegen die Hofthür, und an der Klinke wurde gedreht und geklappert.

Ich fuhr aus den Federn ans Fenster. „Hannes, Nachtrabe, was willst Du schon?" rief ich hinab. Da stand er in blendend weißer Hose, mit Stock und Botanisiertrommel bewaffnet, und wandte sein gutes Gesicht lächelnd nach mir in die Höhe. „Dich abholen!" sagte er. „Heraus, Du Schlafratz! Du gehst doch mit ins Werrathal zu unserem Freunde?"

„Ja, ja, Du Uhrwerk!" antwortete ich. „Ich komme schon! Um sechs Uhr wär's aber auch noch Zeit gewesen."

Hannes wurde eingelassen. Mutter kam aus dem Garten, hieß ihn willkommen und labte ihn mit Kaffee.

Dann zogen wir aus durch Feld und Buchenhallen der Werra zu. Ich sang und schaute fröhlich in den Tag hinein. Der Schulstaub und die Grillen spülen sich am besten im Walde weg.

Auf dem Gesicht meines Hannes lag eine stille Freude.

Nur sorgte er ängstlich drum, seiner Hose die „Weiße" zu erhalten. Die Gräser und Büsche hatten nämlich auch ihre Freude daran und besprengten sie mit Tau, wie hoch er sie auch aufkrempelte. Der staubige Weg bestreute die „Feuchtung" mit graulichem Mehl, so daß es einen schönen, bräunlichen Zuckerguß gab.

Bergab und bergauf ging's, durch Schatten und Lichtung, schön überall! Köhler und Grasweiber wiesen uns in dem Pfadgewirr den rechten Weg.

Nun war der letzte Berg erstiegen. Unter uns lag das Werrathal!

Die Berge stehn wie Prachtstatüen
In Waldesgrün und Sonnengold.
So weit die durst'gen Blicke ziehen,
So weit der Fluß sein Silber rollt,
So weit des Laubmeers Wellen fließen
Und leichte Wolkensegel grüßen:
'S ist ein Akkord der Herrlichkeit,
Ein Gruß der Schönheit weit und breit!
O Schifflein, hier wirf Anker!

„Nicht weiter, Hannes," rief ich. „Hier sitzen wir nieder, trinken die Schönheit und essen unser Frühstück! Was steht Ps. 23, 5?"

„Du bereitest vor mir einen Tisch gegen meine Feinde —!" antwortete Hannes.

„Ja, das ist wahr!" rief ich. „Nun öffne Deinen Futterkorb!"

Hannes war stets willig zu allem, warum nicht auch zum Essen?

Die Augen tranken, der Mund aß, und das Herz hüpfte. Ja, der gute Gott „schenkte uns voll ein."

Hannes hatte seine Trommel mit den Lebensmitteln neben sich gelegt, zog sie aber oft auf den Schoß, um allerlei nahrhafte Stoffe heraus zu holen und in den sichern Behälter seines Magens zu stecken; so trugen sie sich leichter.

„Hannes, Hannes!" rief ich plötzlich. „Du gewissenhaftester aller Pennäler bleibst doch auch der unvorsichtigste! Nun sieh, was Du Dir für ein Pflaster auf den Bauch gelegt hast!"

Die Trommel hatte dienstwillig den anhänglichen feuchten Lehm auf die schöne „Weiße" getragen, Hannes ihn aber wie Butter auf dem Brote umhergestrichen.

Vergeblich putzte und säuberte er an seinem Prachtstück, das nun schon oben und unten seinen Glanz verloren hatte.

Nun bergab — am Werraufer hin — durch ein schön gelegenes Dorf — über die Brücke eines großen, breiten Grabens ohne Wasser —

„Wahrhaftig, da seid Ihr!" rief eine fröhliche Stimme, und mein liebster und klügster Schulfreund kam uns entgegen.

„Guten Morgen, Spielmann, wo bleibst Du so lang?" begann er zu singen, und wir fielen ein.

Hannes war freudenvoll wie ich, aber auch neugierig.

„Was ist das für ein breiter, leerer Graben?" forschte er.

„Die ausgetrocknete Werra!" war die Antwort. „Du hast sie doch über dem Dorfe gesehen?" Hannes nickte. „Nun denke! Reißt unlängst quer im Flußbett ein Schlund auf und verschluckt das ganze Wasser wie unser flotter Trink-Wilhelm seine Seidel Bier. Nun wartet man und wartet, daß das Loch endlich einmal voll laufen soll, bis jetzt aber vergeblich!"

Hannes verwunderte sich sehr über diese unglaubliche Mär; aber mißtrauen durfte er dem Worte des gesetzten Freundes nicht. Gerade diese treue Gläubigkeit lockte selbst bei seinen Freunden den Schalk aus den Büschen. Auch Liebe thut's nicht ohne Neckerei.

Wir näherten uns dem Heimatsstädtlein unseres Freundes. Es ist eine landschaftliche Majestät, aber unerkannt! Wie ein müdes Kind an die Mutterbrust schmiegt es sich an den Burgberg. Denselben krönt eine schöne Ruine. Oben auf

den Trümmern haben sich Stachelbeerbüsche angesiedelt. Raben und Eulen kommen und gehen als ständige Gäste. Des Berges spröde Blöße decken Bäume und Büsche mit ihrem Grün; den Zickzackweg aus der Stadt mit seinen Ruhesitzen beschatten sie. In den Wallgräben liegen Trümmer wild durcheinander; Epheu und Brombeeren spinnen sie ein. Ein kahler, dickköpfiger und breitrückiger Nachbarberg überragt den Schloßberg, als ob er die Burg bewachen müsse.

Wie die Mutter aus ihrer Brust dem Kinde zu trinken giebt, so öffnet der Schloßberg seine Felsenbrust und läßt einen unvergleichlichen starken, schönen Quell entspringen, der die Stadt tränkt und die Mühlen treibt. Man denkt an die Liederzeile: „Du nährest aus den Wolkenbrüsten und labest aus dem Felsen mich!"

Die Straßen der Stadt sind steil und die Häuser altertümlich. Der steinerne Mauergürtel des Städtleins ist zerrissen und zerbröckelt, aber anmutig flicken und sticken Epheu, Wein und Geißblatt die Trümmer zusammen. So verhüllt die ewig junge Natur das alternde Menschenwerk. Und zwischen dem Alten und Neuen liegt — die Geschichte.

Die Werra flutet in vielen Windungen durch ein grünes Thal, das beiderseits ansehnliche Berge einzäunen. Die Hänge sind mit zahllosen Obstbäumen, die Höhen teilweise mit herrlichen Wäldern bedeckt, die Thalwände mehrmals von schönen Wiesenthälern mit Forellenbächen durchbrochen.

Wie ein Riese erhebt sich der Heldrastein über das Zwerggesindel der umliegenden Höhen; in einem muß es immer gipfeln! Auf seinen Felshörnern zünden Morgen- und Abendsonne die ersten und letzten Altarlichter an. —

Bei der Mutter unseres Freundes, einer fröhlichen und klugen Frau, wurden wir wie Söhne aufgenommen. Sie ging auf unsere Scherze ein, duldete, ja förderte unser heiteres Treiben und pflegte uns dabei mit Muttersorge. Auch bei ihren angesehenen Verwandten wurden wir freundlich, ja

ehrenvoll aufgenommen. Wie süß so ein Bröckchen Ehre und Gutmeinen einem jungen Schulkasernler schmeckt!

Wir bezahlten ihre Liebe mit unbeschränktem Vertrauen und unvergleichlichem Appetit.

Und nun schlenderten wir behaglich in all' dieser Herrlichkeit umher, ein ewiges Festtagsgeläut in Ohr und Herzen! Alles war uns neu und sehenswert. Der Schloßberg wurde erstiegen, die Ruine gründlich besichtigt, das viermalige Echo probiert, das herrliche Felsenwasser in seiner Brunnenstube gekostet, in den Trümmern umhergekrochen, reife Kirschen frisch vom Baume herunter gegessen, mit diesem und jenem Zwiesprach angeknüpft, im Flusse ein Bad genommen, die lange Brücke mit ihren Eisbrechern beschaut und die Flößer in ihren langen Wasserstiefeln, verwaschenen Hüten und braunen Rindengesichtern neugierig beguckt; sie gingen mit ihren Holzflößen eben an der Brücke vor Anker und kochten ihr Abendbrot am qualmigen Feuer mitten auf dem Floß.

Abends durchwanderten wir nochmals die Stadt, grüßten und beschauten die Menschengruppen, die vor den Häusern saßen oder standen.

Vor dem Forsthause am Markte stand die längste Bank und saßen die zwei holdseligsten Fräulein — Juno und Hebe!

Wir grüßten mit Herzklopfen und näherten uns zaghaft. Unser Freund stellte uns vor, und dann nahmen wir Platz auf der Bank. Stumm und andächtig saßen wir da. Wer hätte hier Gemeines zu reden gewagt? Und Hohes fand der stöbernde Gedanke nicht. Die innere Spannung sucht immer an den höchsten Haken nach Gesprächsstoff umher und geht mit Vorliebe auf Redestelzen. Schlicht und natürlich reden, sieht aus, als ob man die Alltagskleider an hohen Festen trüge. Und doch muß endlich das „liebe Wetter" die Martergänge der Gedanken enden!

„Die Herren sind ja so schweigsam!" begann endlich die ältere, kaum neunzehnjährige Dame.

Sie hatte gut fragen! Am guten Willen fehlte es uns nicht, nur an Mut und Geschick. Wovon soll man reden, wenn solche Engel einem auf den Mund sehen! Der Bann war aber durch die Frage doch gebrochen. Ich fing ein gebildetes Gespräch über Schillers „Räuber" an, und der jüngere Engel verriet auf meine Frage, daß er die „Räuber" lieber als „Don Carlos" möge.

Mein Freund erhob sich nun auf eine ästhetisch-litterarische Tempelzinne und wog Lob und Tadel gewissenhaft ab. Ich sprang ein und zerrte ihn noch auf andere Gebiete. Die „Wunderblümlein" gingen mit und dufteten gar lieblich ihre Urteile drein. Wir waren ganz zufrieden mit einander, denn jedes war zur Geltung gekommen und meinte dem andern eine gute Meinung von sich beigebracht zu haben.

Hannes aber war in stummes Träumen versunken. Seine Stunde war gekommen! Er hatte sich verliebt! Die jüngste Fee hatte in fünf Minuten sein Herz in Ketten und Banden geschlagen. Sie sehen, sie hören, — war Leben, alles andre Tod! Mit tiefster Ehrerbietung verabschiedeten und in glückseligster Stimmung wiegten wir uns an selbigem Abende. Ja, die Welt außer unsern Mauern war doch schön!

Andern Tages bestiegen wir einen Berg des linken Ufers und trieben uns stundenlang im Walde und in einem Felsgewirr umher, das die „Retirade" hieß und in Kriegsläuften von den Bauern zum Verbergen des Viehes benutzt worden war. Das selig-düstere Herz unseres Hannes suchten wir durch allerlei flackernde Hoffnungslichter zu erhellen.

Um den langen und beschwerlichen Heimweg abzukürzen, schlug unser Freund vor, die Schleife oder Schurre, auf der die Holzhacker das Holz vom Bergrücken hinabschleifen oder schurren lassen, einzuschlagen.

Der steile Weg sah bedenklich aus, aber die Jugend

trabt gern neben dem gebahnten Wege und liebt das Ungewöhnliche. „Trappt nach rechts und links, hin und her im Zickzack, haltet Euch dabei immer an den Bäumen und Büschen seitwärts, macht krumme Kniee, kurze Schritte, schlagt die Hacken fest ein und kommt nicht ins Laufen!“ mahnte unser Freund.

Hannes aber, — weil ihn sein Mut fortriß oder seine Gedanken bei der Fee waren, — ging bald geraden Weges bergab und kam in unaufhaltsames Laufen. Mit Entsetzen sahen wir, wie er die Beine gleich Trommelschlägeln durcheinanderwarf, mit den Armen vergeblich nach Baum und Busch haschte und immer toller rannte.

„Herr Gott, er zerschlägt sich den Schädel an einem Baume!“ schrie mein Freund. „Hannes, Hannes! Nieder! Nieder! Wirf dich nieder!“

Plötzlich waren die Beine unseres Reisekumpans wie weggemäht, und gleich einem Baumstrunk oder Felsblock rutschte er wohl noch zwanzig Schritte auf der Schurre abwärts, dann fing ihn das Gebüsch auf und hielt ihn fest. Wir kamen zu ihm. Ein mattes Lächeln irrte über sein weißes Gesicht. Wir hoben ihn auf; er war unverletzt! Unverletzt? Ja, von vorn! Aber von hinten? Nacht, sinke herab und verbirg mit deinem Schleier den Blicken schamhafter Menschen die Verheerungen, welche die kurze Rutschpartie hinten angerichtet hatte!

Auf vielen Umwegen durch Busch und Feld und einsame Gäßlein brachten wir unsern Freund, immer eng zwischen uns gekeilt, nach Hause. Hier fand er Mitleid und eine andre Hose. Seine eigene, die oben, unten und mitten so kläglich zugerichtet war, wurde von unserer freundlichen Wirtin in eine gründliche Kur genommen.

Abends gingen wir wieder an der Bank am Markte vorüber, ließen uns gern zum Niedersitzen einladen, führten ein „romantisches“ Gespräch, und Hannes ließ sein armes Herz von der Göttin noch fester in die Seidenfäden einstricken.

Am dritten Tage bestiegen wir den Bergriesen Heldrastein. In zauberhaftem Glanze lag das Werrathal mit seinen Feldern und Wiesen, seinem gewundenen Silberbande, seinen Städten und Dörfern, seiner kühnen Bergeinfassung unter uns. Welcher Formkünstler könnte das alles schöner gruppieren!

In den Runsen der turmhohen Felswände kletterten wir nieder und suchten „Hennings Loch". Hier hatte lange ein Räuber gehaust und die Gegend in Schrecken gehalten. Aus einem Dorfe hatte er ein Mädchen geraubt, sie eingesperrt und zu allerlei Diensten gezwungen.

Nach Jahren gelang es ihren inständigen Bitten, die Erlaubnis zu einem Besuche bei den Ihrigen zu erlangen. Vorher mußte sie aber mit einem heiligen Eide geloben, nichts zu verraten und stumm wie das Grab zu bleiben. Man empfing die Totgeglaubte mit tausend Freuden, forschte und fragte, wo sie gewesen und wie es ihr ergangen sei. Sie aber hielt treulich ihren Eid und plauderte nichts.

Als sie aber fortging, füllte sie ihre Taschen mit Erbsen, ließ eine nach der andern fallen und verriet so den Weg zu Hennings Loch. Der Räuber wurde überfallen, gebunden und dem Henker überantwortet, das arme Mädchen aber bis an ihr Ende in großen Ehren gehalten.

Das erzählte unser Freund ausführlich, und wir grauelten uns dabei, wie sich's geziemt.

Noch anderes aus Geschichte und Sage erzählte er uns auf dem Wege.

Auf der Burg über der Stadt hausten einst die Brüder Friedrich und Hermann von Dryfort. Mit sonderlichem Nachdruck lagen sie dem Raubhandwerk ob. Das Sprüchlein: „Die Witwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen" haben sie nicht gekannt oder falsch ausgelegt, denn im Erntemond 1327 fielen sie in das Gebiet der Landgräfin Elisabeth von Thüringen, die zu Gotha für ihr unmündig Söhnlein das

Regiment führte, und schädigten das platte Land über die Maßen.

Aber der Herr von Wangenheim hat das Sprüchlein besser verstanden; denn er sammelte einige Fähnlein braver Mannschaften, kam über die Landschädiger, zersprengte ihr Volk und nahm sie gefangen.

Nach harter Haft und nachdem sie ein schweres Lösegeld erlegt, sangen sie das alte, liebe Liedlein von vorn, lauter und fröhlicher denn je zuvor.

Dieweil sie aber ihr schädliches und loses Gewerbe immer ungescheuter trieben und den Nachbarn immer ärger mitspielten, rüsteten drei Nachbarfürsten Kriegsvolk, belagerten zweimal die Burg der Schnapphähne, wurden ihrer Meister, brachen sie samt den Mauern der Stadt, nahmen den Helden vom Stegreif Land und Leute und teilten es unter sich.

Da ging Herr Friedrich in sich, trat in ein Kloster, ergab sich einem beschaulichen Leben und bedachte auch einige Klöster mit „artlichen Giften". Sein Bruder Hermann aber war der Welt noch nicht müde. War irgend ein Gelag auf irgend einer Burg, er fehlte nicht. Ward irgend ein Landschaden verübt, er war dabei, also daß sein Name ein Schrecken im Gau, sonderlich für Frauen und Mägdlein war. Einmal ist er von einem lustigen Gelag bei Nacht über den Heldrastein heimgeritten. Sein Kopf war schwer vom Weine, also ließ er das Rößlein traben, wo es wollte. Es fehlte aber in der Dunkelheit des Weges und geriet immer tiefer zwischen die Bäume und Felsen. Plötzlich stand es schnarchend und zitternd still. Er spornte es, daß das Blut danach ging. Das Roß schnaubte, bäumte sich und hieb mit den Vorderhufen in die Finsternis.

„Hölle und Teufel, Schindmähre!" schrie der Ritter und hackte seine Sporen in des Pferdes Weichen. Da holte das Tier zu einem gewaltigen Sprunge aus, aber seine Hufe fanden keinen Grund mehr. Von der steilsten Kante des

Heldrasteines, wo sich die grauen, zerrissenen Felswände viel hundert Fuß tief jäh zur Werra hinabsenken, hatte der Ritter sein Roß gespornt.

Da erhellte ein Blitz die Nacht und — sein Herz.

„Verloren, verloren! Zur Hölle, zur Hölle!“ rief es in ihm. „Heilige Mutter Gottes, rette mich; ich will Dir dienen!“ schrie er in Todesangst, dann vergingen ihm die Sinne.

Als die Morgenröte die Kuppen der Felsen golden säumte und der Morgenwind in den Föhren seufzte, da erwachte der Ritter aus tiefer Betäubung. Ein Felsenvorsprung mit dichtem Birkengebüsch hatte ihn aufgefangen. Unten rauschte die Werra, und unter ihm lag sein zerschmettertes Roß.

Da neigte er sein Antlitz zur Erde und betete an. Sein Gewaffen hing er in der Kirche auf, legte ein Bußkleid an, trat in ein Kloster und peinigte sich mit den härtesten Bußübungen. Als es mit ihm zum Sterben kam, ließ er sich geloben, seinen Leib in ungeweihter Erde zu bestatten. Weil er im Leben wie ein Wolf gehaust, sei es billig, daß er wie ein Raubtier verscharrt werde.

Seine Seele aber ist in Frieden und starker Hoffnung dahingefahren. —

Am Abend desselbigen Tages wären Hannes und ich gar zu gern wieder nach der weißen Bank am Markte gegangen, um unsere Thaten zu melden. Aber unser Freund meinte, das sei nicht wohlanständig und würde auffallen. Die gute Sitte müsse auch den bösen Schein zu meiden wissen. So schlugen wir den Weg zu den Kirschpflanzungen am Berge und in die Gärten ein.

Aus dem Grün der Blätter funkelten die roten und schwarzen Kirschen. Aus den Ästen ließen noch einzelne „Pflücker“ ihre Neck- und Jubelrufe ertönen, und in Stroh- und Laubhütten unter den Bäumen rüsteten sich die „Wächter“ zur Nachtwache.

In den Gärten, die das Städtlein umkränzen, liegen

die Obstdarren. Ein brenzlich-würziger Geruch von schmorenden und dörrenden Kirschen drang uns zur Nase. Feuerschein lohete durch die Dämmerung. Menschen kamen und gingen; Volkslieder erklangen.

Welch heimlich-frohes Stelldichein für die Jugend, so eine Obstdarre! Wir trafen Bekannte unsers Freundes und ließen uns auch mit in den Zauberring ziehen. Besonders ehrfurchtsvoll wurden drei frühere Schulgenossinnen unseres Freundes begrüßt. Wir durften mit ihnen durch den Abend wandeln und der einen das Geleit bis zu der Mühle über dem Berge geben.

Der Fluß rauschte im Thal und webte in den Wiesen und im Weidendickicht die grauen Nebelnetze. Einige Nachtigallen flöteten noch im „Parkberge“ die letzten Lieder. Am Himmel zogen die güldnen Wachtposten auf. Neben uns erklang das Plaudern, Necken, Kosen und Kichern der lieblichen Mägdlein. „Wie bist du schön, du weite, weite Welt!“

So wiegte uns ein Tag schöner als der andre. Aber erschreckt fuhren wir aus dem süßen Traume auf, als der letzte heran kam. Alles in der Welt endet mit „Scheiden!“

Mit Dank und Wehmut sagten wir unserer trefflichen Wirtin und der schönen Gegend Lebewohl. Auf dem Heimwege erschien uns die Welt wie ein Schmetterling, dem eine rauhe Hand den Farbenglanz abgestreift hat.

Hannes hat lange nach der Fee wie nach einem schönen Sterne geschaut, aber endlich ist der Stern untergegangen, ohne daß ihm drüber das Herz gebrochen wäre.

Mein Freund hat später eine der drei Jungfrauen als Eheliebste heimgeführt.

Ich habe in jener Gegend nach etlichen Jahren gefunden, was das Leben Höchstes hat: mein erstes Amt, ein liebes Weib, das erste Kind!

32. Noch einmal die „glückliche Insel“ und der „Harmonikaklang“.

Ein lieber Freund und Stubenbursche nahm mich in den kurzen Pfingstferien mit in seine Heimat. Sein Vater war ein würdiger Lehrer, seine Mutter eine anmutige Frau, sein Elternhaus eine Stätte des Behagens, seine Schwester Emmy — Ja, war ich denn bis dahin blind gewesen? Gab es denn solche Wesen wirklich unter der Sonne? Ich hatte das bislang nicht gewußt. Meine Augen mußten gehalten gewesen sein! — Ich wurde mit viel Güte, ja Auszeichnung behandelt. Mein Freund mochte meine paar guten Eigenschaften wohl zu hell gemalt haben.

Die Tage verflossen wie ein schöner Traum, in den zwei wunderbare Augen als Sterne strahlten.

Sie sehen, mit ihr sprechen, von ihr etwas empfangen, das war ein neues, unbekanntes Glück.

Aber es blieb nicht ungetrübt. Es kam Besuch aus der nahen Stadt, darunter ein junger, sehr hübscher Bautechniker.

Seine Augen und Ohren waren nur bei Emmy; ich rückte in die zweite Gefechtslinie.

Der Nachmittagskaffee und der Abend im dunkeln „Tannicht“ mit Gesellschaftsspielen, heitern Neckereien und ernsten Gesprächen hätte wunderschön sein können, wenn nicht ein Schatten zwischen mir und der Sonne gestanden hätte.

Die Pfingstferien gingen zu Ende, aber sie klangen fort im Herzen und spannen ihren Faden weiter in — Gedichten. Ja, das volle Herz quoll über in Gedichten, von denen aber niemand etwas erfahren hat. Was gingen sie andere an, wenn sie nur mich erleichterten und beglückten!

Ich war zum baldigen Wiederkommen am Kirschfeste in den großen Ferien eingeladen worden.

Where is a will, there is a way. Auch ich fand einen Weg für den Willen.

Meine kränkliche Mutter verlangte sehnlich nach einer Nachricht von ihrem Bruder Gottfried. Ich erbot mich zum Botenlaufen. Den Vetter Gottfried, den Vetter Waterloo, die Base Dore und die Harmonika hatte ich noch nicht vergessen. Aber die „glückliche Insel" lag auch auf halbem Wege nach dem „gelobten Lande", das ich Pfingsten entdeckt hatte. Und der Harmonikaklang dort war lieblicher als der von Vetter Gottfried.

Vater rüstete mich zu der Fahrt mit einem bescheidenen Geldlein, Mutter mit viel lieben Aufträgen und die gute Base Gretliese mit einer kriegerischen weißen — Hose aus. Vetter Kasper hatte sie Anno 1848 als Kriegsmann der Bürgerwehr einigemal bei Paraden getragen, seitdem ruhte sie im Schranke. Jetzt wurde sie mobil gemacht, gewaschen, gebleicht, gebügelt und angelegt. Just diese Reiseausrüstung hatte mir gefehlt!

So zog ich aus, — freute mich der fremden Dörfer —, guckte auf alle Höfe —, trank aus allen Bächen —, kehrte in keinem Wirtshaus ein — und landete nach einigen Irrfahrten abends an meiner Insel.

Ein Haus am Ende einer schönen Kirschanpflanzung mußte die Schmiede sein. Eine Frau ging strickend mit zwei Kindern unter den Bäumen auf und ab. Sie sah nach mir. Ein gutes, wenn auch nicht hübsches Gesicht! Mein Herz pochte: „Wenn das Base Dore wäre!"

„Guten Abend! Wohnt hier der Schmied Gottfried Frey?"

„Ja," sagte die Frau, „es ist mein Mann!"

„Ach, wie sich das schön trifft!" rief ich. „Ich bringe Grüße von Vater und Mutter aus Fl.; ich heiße Fritz P.!"

Da schlug die Frau die Hände zusammen; dann umfaßte sie mich und drückte ihr Gesicht auf meine Schulter.

„Nein, nein, was für eine Freude!" rief sie mit strahlendem Gesichte. „Gebt dem Vetter die Hand!" sagte sie zu den Kindern, und nach der Schmiede gewandt, rief sie: „Gottfried, Gottfried, — komm doch! Vetter Fritz aus Fl. ist da!"

Der Vetter kam sofort, und trotz des schwarzen Gesichtes erkannte ich ihn gleich wieder. Mit meinen kleinen Vettern und Bäschen wurde ich bald gut Freund. Der alte Vetter Waterloo war zur großen Armee abgegangen. Noch in seinen letzten Phantasien hatte er Blücher zur Hilfe herbeigerufen.

Es ist nichts schöner, als von der Liebe beachtet und gewiegt zu werden. Die drei Tage hier waren dem Paradiese abgestohlen. Ich wurde zu allen Freunden geführt und aufs beste bewirtet. Sogar in die Pfarre ging's, wo gerade der Herr Sohn, ein Student, in den Ferien war, ein so dicker Jüngling, daß ihm das Gehen schon Beschwer machte. Und immerzu begoß er die gedeihliche Fettpflanze mit Bier, — oft zwölf Schöpplein hintereinander!

Wir wurden gute Freunde, nur kam er nicht aus dem Staunen über mein Ungeschick und ich über sein Geschick im Biertrinken.

Der Herr Pfarrer, der auf seinen Spaziergängen oft an der Schmiede Halt machte und mit dem Vetter plauderte, war sehr freundlich gegen mich und erfragte allerlei von mir. Ich antwortete ihm bescheidentlich. Man kann sich denken, wie stolz und glücklich die Base war, als der Pfarrer ihrem Manne sagte: „Er habe noch keinen Seminaristen gefunden, der so sicher beschlagen und dabei so bescheiden sei!" Ich ließ mir das Lob gefallen, obwohl der Richter im Herzen manches dagegen einzuwenden hatte.

In die Zeit meines Besuches fiel das Kirschfest. Die Bäume wurden verlost; das ganze Dorf zog aus mit Leitern, Handkörben, Eimern und Butten; die Weiber trugen Körbe

voll Kuchen und andere gute Eßwaren hinaus; unter den Bäumen lagerten Gruppen froher Menschen; Musik erscholl in den Zelten; Bratwürstlein kreischten in der Pfanne; lustige Paare drehten sich im Tanze; Neck- und Jubelrufe schallten von den Bäumen hinüber nnd herüber. Ich war durch die liebe Base Dore das verwöhnte Kind, von allen beachtet, ja ausgezeichnet. Wie wohl that das dem armen Burschen, aus dem sonst niemand viel machte!

Die alte Harmonika hatte ausgeklungen; des Vetters Buben und Mägdlein hatten sie zerarbeitet und die klingende Seele herausgeholt. Aber schöner klang die Harmonie des Lebens in diesem glücklichen Hause.

In mir aber klang eine andere Harmonika weiter! Am vierten Tage folgte ich ihrem Klange und zog der Sonne entgegen. Durch wogende Felder, fette Wiesen und staubige Straßen führte mein Weg. Auf allen lag glänzender Sonnenschein. Wie färbt doch die Hoffnung die Welt so licht, und die Enttäuschung alles so trübe!

Ich wurde gütig und freundlich wie das erste Mal aufgenommen. Die Sterne in dem lieben Gesichte schienen noch schöner geworden. Mit ihr zusammen am Tische sitzen, im Blumengarten spazieren gehen, im Felde Gemüse holen, im Tannicht ruhen, ein Lied singen, aus einem Buche lesen, in ihre Augen sehen, ihre Stimme hören, ihre Hand oder ihr Kleid leise streifen: was hatte die Welt noch schöneres? Ein Nichts beglückt ja die Liebe! Und wie genügsam ist junge Liebe!

Das Kirschfest kam. Alles strömte nach dem Kirschberge. Die Pfingstbekannten aus der Stadt waren auch da, auch der Bautechniker. Vorbei war die Freude! Sonnenfinsternis verdunkelte meinen Tag!

Man plauderte, scherzte, lustwandelte, lagerte sich ins Gras, aß, trank, sang und tanzte. Immer zu! Ich war nur halb dabei. Ein Schleier lag auf der Welt und ihren Freuden. Das Fest schien mir eher ein Leichenbegängnis als ein Freudenfest.

Zur innern Pein kam eine äußere. Die blutdürstigen Schnaken fanden solch Wohlgefallen an meiner „Achtundvierziger“, daß sie dieselbe zum Tanzplatz machten und den Trank gleich aus meiner Haut zapften. Am nächsten Tage war ich mit Beulen bedeckt wie eine trockene Wiese mit Maulwurfshügeln. Eins nützte das Ungeziefer: Sie setzten meine trüben Gedanken in ärgerliche um. Ärger aber ist gesünder als Gram.

Meine Zeit war um, und der Rückmarsch nach Westen mußte angetreten werden. Bei dem innigen Abschiede wollte sich die flügellahme Hoffnung wieder ein wenig heben. Aber eine geheime Stimme des Herzens sagte mir: „Hoffe nichts! Die Blume blüht nicht für dich! Mit ihm wird sie glücklich sein!“ (Und sie ist's geworden!)

An einer Waldecke rastete ich im Schatten einer mächtigen Buche. Unter mir lag eine düstere Schlucht, in der Gestrüpp und Felsblöcke sich die Hand reichten, auf der andern Seite ein lachendes Feld, in der Ferne ein blauer Bergsaum, auf dem der Himmel ruhte. Unruhig trieben sich meine Gedanken in mir herum. Sie beruhigten sich erst, als ich sie in einige Strophen kleidete.

Ja, wenn! Ja, dann!

Und wenn ihr Blumen noch schöner blüht,
Und wenn ihr Lüfte noch linder zieht,
Und wenn du Tau noch güldner blinkst,
Und wenn du Vogel noch heller singst:
Was kümmert's mich?

Säh ich euch blühen an ihrer Brust,
Hätt' nicht im Morgenwind fortgemußt,
Läg traurig hier nicht im feuchten Gras,
Und würde von Thränen das Auge nicht naß:
Ja, dann, ja, dann!

So hatte ich die glückliche Insel gefunden und — verloren! So war der Harmonikaklang erschallt und — verhallt!

33. Was die Raumer-Stiehl'schen Regulative vom Oktober 1854 im Seminare änderten.

In das letzte Jahr meiner Seminarzeit fällt das Erscheinen der Stiehlschen Regulative. Was die pädagogische, ja politische Welt damals bis in die Tiefe aufregte, das blieb uns Geheimnis. Man hielt es für überflüssig und schädlich, uns in politische und pädagogische Tagesfragen einzuweihen. Was draußen geschah oder oben angeordnet wurde, das überraschte uns meist wie der Würgengel die Ägypter; wir sahen nichts kommen, merkten keine Ursachen, spürten aber Wirkungen.

Nur gelegentlich wurde gegen diese und jene Erscheinung des öffentlichen Lebens oder der Presse ein Anathema geschleudert, ohne daß wir die Sache genau kannten oder irgend ein Interesse der Erkenntnis oder Teilnahme daran hatten. Als organisierte Echos sprachen wir meist diese Urteile nach, wie es ja in der Ordnung ist, daß Schüler auf ihre Meister schwören.

Ich weiß nicht, ob dies Einspinnen der Seminaristen in Unwissenheit über die Welt außer ihren Mauern in der Gleichgiltigkeit oder Bequemlichkeit der Lehrer, in einer Unterschätzung unseres Interesses und unserer Fassungskraft oder in der Furcht vor einer Verfrühung und Zersplitterung des Interesses wurzelte. Wohl aber weiß ich, daß sich diese Verheimlichung und Fernhaltung später bei vielen gerächt hat. Sie wußten keine Stellung zu den Tagesfragen zu nehmen, machten Mißgriffe und Fehltritte auf dem ihnen unbekannt gebliebenen Gebiete, ja wurden irre an der Redlichkeit und dem Wohlwollen ihrer Jugendführer, weil sie vieles in ganz anderem Lichte sehen lernten, als es ihnen gezeigt worden war.

Es will eben alles vorbereitet sein! Was unvermittelt wie ein Hagelwetter in die Vorstellungswelt platzt, das betäubt, verwirrt und zerstört.

Den regulativischen Umschwung im Seminar spürten wir an folgenden Änderungen:

1. Die Präparandenanstalt wurde aufgehoben und die Vorbereitung der Seminar-Aspiranten dem freien Wetteifer von Geistlichen und Lehrern überlassen.

2. Der Lektionsplan bekam einen neuen Zuschnitt und ließ manche Lehrgegenstände fallen, die bis jetzt Bürgerrecht gehabt hatten.

3. Die religiösen Lernstoffe erfuhren eine Vermehrung, die realistischen eine Verminderung.

4. Die Memorierthätigkeit und das mechanische Einlernen wurden fleißiger geübt, die sogenannten Katechesen und besonderen Denkübungen beiseite geschoben.

5. Der eng umgrenzte Lernstoff sollte in bestimmter Form eingeprägt und durch fortwährende Wiederholungen präsent gehalten werden.

6. Als Lernprinzip galt: Wenig, sicher und in der Form so, wie es im Unterrichte der Volksschule verwendbar ist! Der Unterricht sollte sich streng an die eingeführten Leitfäden halten, das Nachschreiben von Heften verboten sein.

7. Als Erziehungsprinzip wurde nachdrücklicher betont die Ertötung des natürlichen Menschen und seiner sündlichen Triebe, die unbedingte Beugung der Zöglinge unter die göttliche Autorität in ihren Organen und die Übung der Demut, Bescheidenheit und Entsagung, wie es der künftigen Stellung der Elementarlehrer entspräche. Erweckung, Bekehrung und Wiedergeburt wurden die großen Worte des Tages.

8. Die Freizeit wurde verkürzt, die Andachtsübung verlängert und vermehrt, die Kontrolle des Kirchganges verschärft.

9. Es wurde etwas später eine einklassige Übungsschule

eingerichtet und ein bewährter Elementarlehrer als Musterlehrer an das Seminar berufen.

10. Als Regierungs-Schulrat trat an die Spitze des Schulwesens im Regierungsbezirk ein gläubiger Superintendent, der auf dem Gebiete des Volksschulwesens im Sinne der Regulative sehr thätig gewesen war. Das Seminarlehrerkollegium wurde in kurzer Zeit völlig umgestaltet. Als Hilfskräfte stellte man junge Männer an, die erst unlängst das Seminar verlassen hatten. Wenn sie auch die Wissensstoffe präsent hatten, so fehlte ihnen doch die geistige Reife, die praktische Erfahrung und damit die erziehliche Autorität.

Sieht man von dem salbungsvollen, oft breiten und gespreizten Stile der Regulative ab, so muß dem „Regulativ für Volksschulen" entschieden ein Verdienst um die Gestaltung der einfachen Volksschule zugestanden werden. Es stellte für die einklassige Schule feste Minimalforderungen auf, machte der Planlosigkeit ein Ende, beschränkte den Lernstoff, forderte die sichere Einprägung des Gelernten und gab manchen treffenden Wink für die Methode.

Ein geschickter, fleißiger Lehrer konnte und mußte an der Hand dieses Regulativs etwas Tüchtiges leisten. Aber hier kommt der hinkende Bote: Ein geschickter und fleißiger Lehrer! War die Organisation der regulativischen Lehrerbildung nun derart, daß sie die Heranbildung eines tüchtigen Lehrerstandes verbürgte?

Meine Erfahrung sagt: Nein! Besonders war die regulativische Präparandenbildung das bescheidenste Bildungsgemengsel, welches je strebsamen, lernlustigen Jünglingen im Alter von 14 bis 18 Jahren vorgesetzt worden ist. Das Regulativ vom 2. Oktober 1854 forderte für die Aufnahme ins Seminar wenig mehr als die Kenntnisse eines tüchtigen Schulknaben von 14 Jahren. Die jungen Leute sollten auf dem Lande fromm und bescheiden erzogen werden, die Dorfschule und den Konfirmandenunterricht weiter besuchen, fleißig

auswendig lernen, musizieren und schreiben, bei den Haus- und Feldarbeiten helfen und in der schulfreien Zeit von Geistlichen und Lehrern tiefer in das Verständnis der Lernstoffe eingeführt werden.

Aus Wissensbrocken, Zeitbrocken der Lehrer, einzelnen Anleitungen und viel memorialer Selbstthätigkeit setzte sich also der Bildungsprozeß zusammen.

Die Präparande in E. wurde aufgehoben. Wenn sie auch keine Musteranstalt gewesen war, so hatte doch ihre organische Verbindung mit dem Seminar die Bildungsarbeit gefördert. Bei Beginn des dreijährigen Seminarkursus wußten die Lehrer gleich den Hebel auf der rechten Stelle anzusetzen. Jetzt rekrutierte sich das Seminar aus allen möglichen Bildungswerkstätten des ganzen Regierungsbezirks. Hier wurde ein Pfarrer, dort ein Lehrer von den Schulbehörden veranlaßt, von den Eltern gedrängt oder von Wohlwollen und Thatendrang getrieben, einzelne Präparanden in geistige und leibliche Kost und Pflege zu nehmen. Auch pädagogische Unternehmer fanden sich, die entweder aus Hobelspänen noch Wein pressen oder die Präparandenbildung in besserer Weise betreiben wollten. Sie richteten Anstalten ein, die innerlich und äußerlich meist ärmlich ausgestattet waren, häufig die Zöglinge zwischen den Zeitschnitzeln verschiedener Lehrer und in geborgten Räumen hin- und herschoben und ein bescheidenes Gewinnlein oder auch nichts abwarfen.

Die Bildung der Präparanden erhielt dadurch den verschiedenartigsten Zuschnitt. Einzelne wurden trefflich geschult, andere wurden nichts als Stoffbehälter von allerlei mechanischem Gelernsel.

Durch die Billigkeit und Beiläufigkeit dieser Privatvorbereitung verlor die Lehrerbildung und damit der Lehrerstand in der öffentlichen Achtung. In immer tiefere Bevölkerungsschichten mußte man steigen, um für Pestalozzi Jünger zu werben.

Die Aufnahmeprüfung des Seminars würfelte nun allerlei Volk bunt zusammen. So viel Köpfe, so viel Standpunkte und Bildungszuschnitte! Das Seminar bekam jetzt lange und schwere Arbeit, ehe es den Baugrund für die Lernarbeit und den Bildungsbau geebnet hatte. Allerlei Verdrießlichkeiten, Erschwerungen der Arbeit und ein Herabdrücken der Ziele war die Folge.

„Ich sterbe an dieser unglücklichen Seminar-Vorbildung und ihren Folgen!" seufzte etwa zehn Jahre später der todkranke Seminardirektor, als ich ihn zum letztenmal besuchte. Und doch hat sich das verfehlte System bis 1872 behaupten können, zum Unglück für die Lehrer- und Volksbildung! —

Im Lektionsplane des Seminars traten noch mehr als bisher Religion und Musik als die zeitbegehrlichsten Lehrfächer auf. Vorab sollten also die Zöglinge tüchtige Religionslehrer und Kirchendiener werden. Das Bedürfnis der Kirche beeinflußte so in erster Linie den Lektionsplan.

Den Religionsunterricht erteilte der neue Direktor in geist- und gemütvoller Weise, wenn auch manchmal etwas wortreich. Wenn nur nicht das Heer der Kirchenlieder in ursprünglicher Form hätte völlig umgelernt und durch unablässige Wiederholungen präsent gehalten werden müssen! Das hat manchem schwachen Kopfe schwere Pein verursacht, die heiligen Stoffe verleidet und manche Stunde weggenommen, die besser der geistigen Durchdringung gewidmet worden wäre.

Der Unterricht des Direktors war sehr anregend. Immerwährend wurden die Schüler zum zusammenhängenden Aussprechen veranlaßt. Leider hatte er nicht immer genug Geduld, um die Schüler ruhig gewähren zu lassen. Jede Schiefheit und Halbheit in der Darstellung rief ihn auf den Plan und veranlaßte ihn, mit der geschäftigen Schere seines Mundes den verwirrten Faden zu zerschneiden. Dadurch kam eine gewisse Unruhe und Unsicherheit in die Schülerleistung.

Recht praktisch und fruchtbar war seine katechetische Be-

sprechung der sonntäglichen Perikopen mit den Schulkindern. Die Ergebnisse mußten wir schriftlich bearbeiten und ihm abliefern. Eine Anzahl Arbeiten las er durch und beurteilte sie.

Im Katechismusunterricht war er so eingehend und erschöpfend, so vielseitig und oft eigenartig, in der biblischen Auslegung so gründlich, ja kritisch, daß er die Tüchtigern unter seinen Schülern zu bessern Theologen gemacht hat, als es manche Predigtamtskandidaten sind.

Auch in kirchliche Streit- und religiöse Zeitfragen weihte er uns ein und schliff uns schneidige Waffen für den Kampf. Ob eine so gründliche theologische Bildung der Seminaristen der gesamten Schularbeit immer förderlich ist, wäre eine andere Frage. Die Polemik hat nichts Pädagogisches für Kinder. Und jede Vorliebe für ein Lehrfach macht gegen andere Fächer leicht parteiisch oder ungerecht.

Mit welchem Eifer habe ich als junger Lehrer meine ganze theologische Weisheit in die Kinderköpfe zu verpflanzen und die Würmlein zum Kampfe gegen Andersmeinende zu wappnen gesucht! Eifer mit Unverstand! Nicht ein theologischer, sondern ein pädagogischer Religionsunterricht gehört in die Volksschule.

Die stolzen Firmen „Pädagogik, Geschichte der Pädagogik, Methodik, Didaktik, Psychologie und Logik" tauschte das Seminarregulativ gegen den schlichten Namen Schulkunde um. Zwei Handbücher der regulativischen Schulweisheit wurden nach einander als Leitfäden eingeführt. Der langlebigste war ein Gemisch von Bibelsprüchen, erbaulichen Betrachtungen und dürftigen Erfahrungen, eine dünne pädagogische Bettelmannssuppe, kaum genießbar, noch weniger behaltbar. Der Direktor that übrigens den Leitfäden nur selten die Ehre an, ihnen recht zu geben. Er klopfte, flickte und stopfte so viel an ihnen herum, daß schließlich nicht viel übrig blieb. Die Schulkunde stand in geringer Gunst bei den Seminaristen. Für die meisten war es eine ärmliche Bettelfahrt durch Kirchen und Schulen,

an widerspenstigen Gemeinden, hochmögenden Patronen, weidlichen Pfarrherren und demütigen oder hochfahrenden Schulmeistern vorüber.

Wiewohl der Direktor geschickt, praktisch erfahren und nicht selten witzig war, so kamen uns diese Dinge doch nicht immer belehrend und behaltenswert, manchmal gespaßig und noch häufiger langweilig vor. Bis ins Amt hat wohl keiner allzuviel von dieser Weisheit gerettet; das meiste verkrümelte sich auf dem Wege.

Meines Erachtens hätte der Stoff mehr gesichtet, besser gegliedert und an faßbarere Haken gehängt werden müssen. Die pädagogischen Gedanken merken sich am besten im Anschluß an die Geschichte der Pädagogen und Methoden. Da haben wir die Gedanken in praktischer Ausprägung. Aber Geschichte der Pädagogik gab's ja nicht mehr! Wenigstens nenne ich die paar Urteile, die uns durch den Leitfaden über den bösen Rousseau, den edlen Aug. Hermann Francke und einige andere in den Mund gelegt wurden, nicht so.

Dem Musikunterrichte im Seminar wäre ich fast von Herzen gram geworden, weil er nicht selten zum Schmarotzer an dem Baume der Lehrerbildung zu werden drohte. Wie viel Zeit und Kraft nahm er weg! Wie viel Unbegabten verbitterte er das Leben! Wie viele Störungen verursachte er! Wie viele tüchtige Kräfte zog er endlich aus der Schulwerkstätte und vom stillen Studiertisch auf sein lustiges Feld, ja, machte sie dem Schulamte abtrünnig!

In den fünf bis sechs Vorbereitungsjahren soll der künftige Lehrer auch ein Sänger, Geiger, Klavierspieler, Orgelmeister, Generalbassist, ja wohl gar Komponist werden. Zehn bis zwölf Stunden mußten wöchentlich geopfert werden, um den Lehrer für die etwaige Übernahme eines kirchlichen Nebenamtes zu befähigen. Was hätte in der Zeit nicht alles können gelernt werden!

Meines Erachtens dürfte die Musik nur soweit uner-

läßlich in den Seminarunterricht gehören, als sie einen Teil der ästhetischen und harmonischen Ausbildung des Menschen ausmacht. Nicht mehr! Für die Ausbildung von Organisten müßten im Anschluß an das Seminar besondere Musikanstalten eingerichtet und von Befähigten und dazu Geneigten besucht werden. Freilich dürfte dann der Lehrer nicht mit dem Gehalt des Organisten bezahlt werden, sondern dies Nebenamt müßte dem Lehrer für die aufgewandten besonderen Mühen und Kosten auch ein besonderes Einkommen gewähren.

Das Geschichtspensum wurde um die „unverständlichen, irreführenden und nutzlosen Partien aus der Universalgeschichte" gekürzt und dafür einzig vaterländische und Kirchengeschichte eingestellt. Aus dem bekannten Buche von Ludw. Hahn wurden die Paragraphen eingelernt und nach Möglichkeit treu vorgetragen. Viele Bildungskeime dieser wichtigen Disziplin blieben freilich im Boden stecken, und manches Unverstandene wurde eingelernt. So lernten wir z. B. „Friedrich Wilhelm II. hob das Monopol auf", ohne daß dieser oder jener wußte, was das für ein Ding war.

In der Naturgeschichte wurden die Pensen auf das Bedürfnis einer Volksschule beschränkt. Aus den Lübenschen Heften wurde eine kleine Zahl von Tier- und Pflanzenrepräsentanten — meist ohne alle Anschauung — wörtlich auswendig gelernt und hergesagt. An dem grünen Wasserfrosch oder an dem Aal durfte kein Tüpfelchen fehlen, sonst klagte der Lehrer: „Sie können's immer noch nicht ordentlich! Und was Sie nicht ordentlich können, hilft Ihnen gar nichts!"

Ein großer Teil der Stunde wurde damit verbracht, um einzelne Sätze, Reihen von Namen 2c. wörtlich einzupauken. Viele verstanden nicht, was die Lippen mechanisch mitplapperten. Einer wie der andere schnurrte z. B. her: „Bei der Braunkohle kann man die Holztextur noch erkennen", ohne daß mancher wußte, was Textur sei. Um lebendige Vorstellungen wurden wir nur sehr mäßig bereichert.

Einzelne Gedichte des Lesebuchs wurden zwar im Unterrichte nicht übel behandelt, die „sogenannte klassische Litteratur" aber war von der Lektüre der Seminaristen ausgeschlossen. —

Die einschneidendste Veränderung zeigte sich indessen in dem neuen religiösen Geiste, der im Seminar seine Flügel zu rühren begann. Der Geist eines gläubigen Christen- und Kirchentums, eines festen, freudigen Bekenntnisses sollte mehr als bisher die ganze Anstalt mit ihren Ordnungen und den gesamten Unterricht durchdringen und zum Lebensodem der Anstalt werden.

Die Andachten wurden länger und häufiger. Morgens wurde den gesungenen Liederstrophen und dem Gebete noch ein Wochenspruch und ein Wochenlied als Stütze der Erbauung und als Brücke von der Andacht in die Lernarbeit zugesellt. Die Gebete bekamen eine innigere Färbung, aber auch zuweilen eine gefühlsselige Breite. Den einen Seminarlehrer trug manchmal seine Begeisterung und dichterische Begabung auf der Leiter frei erfundener Hymnen aufwärts. Die Abendandachten erhielten als wesentlichen Teil einen Bibelabschnitt, den ein Bibellesekalender täglich vorschrieb. Wenn nur das Blättlein in dem Bestreben, keinen Teil der Bibel ungelesen zu lassen, nicht bisweilen wunderliche Erbauungszuthaten aus dem Buche der Richter, der Chronika, der Esther und der Offenbarung verordnet hätte!

Nicht erbaulich, sondern tragikomisch war's, als die Bibel des ersten Seminarlehrers aus dem Staube und der Vergessenheit eines Wandschränkleins ihren Ostermorgen feierte, als der glaubens- und bibellos ergraute Herr in den fremdgewordenen Namen und Lettern umherstolperte und über einzelne Namen strauchelte, wie z. B. über Adoni-Bezek, den Daumenverhauer, über Simsai, den Schreiber u. a. Welche Andacht für uns und ihn!

Jährlich einigemal ging das Kollegium mit sämtlichen Zöglingen zum heiligen Abendmahl, nachdem abends vorher

der Direktor eine Beichte mit uns gehalten und manchen Zögling zur privaten Erleichterung seines Herzens und Gewissens bestimmt hatte.

Wir beteiligten uns mit kleinen Gaben am Gustav-Adolfs- und an einem Missions-Vereine, besuchten fleißig die Advents- und Fastengottesdienste, die der Direktor und der Schulrat in städtischen Kirchen oder einem Betsaale hielten, und notierten allsonntäglich auf dem Kirchenzettel eine oder zwei Kirchen, die wir besuchten.

Die im Seminar angestrebte Erweckung zu geistlichem Leben wurde mächtig durch eine General-Kirchenvisitation gefördert. Täglich wurde unter großer Beteiligung der Gemeinden von fremden trefflichen Kanzelrednern Gottesdienst gehalten und in vielen eine tiefgehende Herzensbewegung und ein erhöhter religiöser Ernst hervorgerufen.

Gewissenhafte Schüler, denen die Lehrerautorität alles galt, und welche ihre eigene Unzulänglichkeit erkannten und fühlten, schrieen zu Gott brünstiglich um den Geist der Gnade, um das Pfingstwehen der Wiedergeburt. Es war ihnen ernst um ihr Seelenheil; sie zitterten und zagten ob ihrer Sünden und sehnten sich nach dem Gnadenstande, in dem sie ihrer Seligkeit gewiß würden. Wie ist den armen Seelen manchmal heiß und bange gewesen! In manchen Stunden schmeckten sie den Frieden Gottes, in andern wollten sie schier verzagen. Immer aber rangen sie redlich und mit sittlichem Ernste nach Heiligung des Herzens und Lebens.

Aber nun die Kehrseite des Bildes!

Die Mehrzahl dachte und fühlte wenig oder nichts, fuhr aber leichten Herzens unter der aufgesteckten Flagge mit. Auf der Reise bezahlten auch sie mit der Scheidemünze der gebräuchlichen Phrasen. Und das war ein Unglück! Die fromme Phrase kam zur Herrschaft; Gottseligkeit wurde ein Gewerbe; Nervenerschütterungen, andächtige Gebärden und fromme

Übungen galten als Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit!

Die berechnenden Heuchler — immerhin nur eine kleine Zahl — trugen zwei Gesichter. Nach Bedürfnis quälten sie den Lippen die erbaulichsten Reden, dem Gesichte einen traurig-beschaulichen Ausdruck und den Füßen einen würdigen Schritt ab. Waren sie aber unbeobachtet, so verübten sie nicht selten die ausgelassensten Bubenstreiche.

Ein erweckter Weber und ein Kolporteur wurden trotz ihres vorgerückten Alters und trotz unzulänglicher Vorbildung in das Seminar aufgenommen und mit großer Nachsicht sogar bei Bubenstreichen, die sie als Anfechtungen des Satans bejammerten, getragen. Bei jeder Gelegenheit eilten die erschrockenen Gewissen zum Direktor und schütteten ihm ihr Herz, ihre Sünden und Zweifel aus. Er nahm sie auf wie der Vater den verlorenen Sohn und half ihnen zurecht mit sanftmütigem Geiste.

Nicht selten mißbrauchten die Erweckten das ihnen geschenkte Vertrauen, um zwischen Lehrern und Schülern Mißtrauen zu säen. Das Bekenntnis mit dem Munde hielten sie für wertvoller als Liebe, Wahrhaftigkeit und beständige Gewissenhaftigkeit.

Schlimme Dinge kamen zuweilen vor und sollten dann durch Bußfertigkeit und Zerknirschung gesühnt werden. Frömmelei und Unlauterkeit drohten den Geist einer biderben, gesunden Zucht auszutreiben.

Und wie bewährte sich dann die Bekehrung dieser Jünglinge und ihre Richtung draußen im Leben? Nicht wenige blieben dabei. Manche schüttelten sie rasch als Aufstrich ab. Andern kostete es schwere Kämpfe, ehe sie sich von einer angelernten zur Religion der innern Erfahrung durchrangen. Die Frömmigkeit der gewerbsmäßigen Heuchler spann sich draußen weiter oder schlug in krassen Unglauben um, je nach den Umständen. Wie viele regulativisch gebildete Lehrer haben gänzlich

Schiffbruch gelitten an ihrem Glauben oder treiben steuerlos durch das Meer des Lebens! Wo sonst die fromme Phrase wohnte, da thront jetzt der Spott oder die religiöse Gleichgiltigkeit. Das ist ein natürlicher Prozeß, denn auch die Seele läßt sich nicht ungestraft gewaltsam erwecken oder ihr inneres Leben durch Treibhauswärme beschleunigen. Jede unnatürliche Stauung oder Verfrühung kann in der Seele das Triebrad einer Umwälzung werden.

In solchen Krisen schützten auch die memorierten religiösen Stoffe die schwankende und kämpfende Seele nicht. Ja, der bloß memoriale Erwerb und Besitz hatte die Kraft des Denkens, Empfindens und Wollens und somit die Widerstandsfähigkeit geschwächt und niedergehalten.

Wenn man doch immer bedenken wollte, daß die Religion mehr Sache des Gewissens als des Wissens ist, daß nicht die Vielheit der religiösen Lernstoffe, sondern die Wärme des Impulses und die liebevolle Erfassung der Stoffe der höchste Segen des Religionsunterrichtes ist!

Die mechanische Memorierthätigkeit ist's, die so oft Weihe und Frucht der Religionsstunde zerstört. Eine Beschränkung derselben wird eine gesteigerte freudige Teilnahme des Herzens zur Folge haben.

Fern sei es von mir, plötzliche Bekehrungen leugnen oder gar gläubige Frömmigkeit für mehr oder weniger Heuchelei erklären zu wollen. Ich glaube an eine Wiedergeburt des Menschen durch Buße und Glauben; ja, ich weiß, daß dies der Weg zum Frieden des Herzens, zur Heiligung des Sinnes und Wandels und zu rechtem Thun und Lieben ist.

Das mag der eine so, der andere so fassen; im Grunde bezeichnen diese beiden Worte den Zirkel des Heils, die Pole des innern Lebens- und Läuterungsprozesses für jede ernste Natur.

Jeder Erzieher, der durch Zucht und Vermahnung sittliche Auswüchse abschneidet, durch Selbsterkenntnis den Irrtum besiegen lehrt und zu eifrigem Streben nach den höchsten,

idealen Gütern der Menschheit, nach dem Heil, anregt, um seine Zöglinge zu lebendigen, thatkräftigen Gliedern in dem Gottesreiche der Wahrheit und Liebe machen zu helfen, der folgt dieser Fahne. Aber das alles macht sich nicht durch gestempelte Phrasen, Gebärden, Nervenerschütterungen, äußere Lockmittel, vermeintliche oder erlogene innere Erfahrungen und den mechanischen Besitz recht vieler religiöser Lernstoffe.

Geist kann nur von Geist, Liebe nur aus Liebe, Wahrheit nur aus Wahrhaftigkeit, nicht durch äußere Hebelwerke geboren werden.

Die äußerliche Frömmigkeit hängt von Zeit und Umständen ab und ist nicht viel mehr als ein Aufstrich oder Firnis. Die stille, sinnige Pflanze wahrer Frömmigkeit aber ist dauernde Gewissenhaftigkeit, die niemals umschlägt und Bankrott macht wie jene. Wie in jedem Unterrichts- und Erziehungsakte ist auch im Religionsunterrichte und in der Pflege des religiösen Lebens das bloße äußerliche Anlernen, die Appretur, zu vermeiden und der Schwerpunkt in den Menschen zu legen, damit alle Erziehung zur Selbsterziehung reife. Was ohne innere Beteiligung geschieht, ist für die Bildung verloren, ja unter Umständen eine Gefahr.

34. Wie die Männer waren, welche die regulativischen Grundsätze im Seminar vertreten sollten.

Ein System bleibt wirkungslos ohne Männer, die sich mit Überzeugung hineindenken, sich dafür begeistern und alle Kraft dafür einsetzen.

In kurzer Zeit veränderte sich der Bestand des Lehrpersonals im Seminare fast vollständig, indem die drei wichtigsten Lehrkräfte durch andere ersetzt wurden. Es muß angenommen werden, daß letzteren hauptsächlich die praktische

Verwirklichung der regulativischen Grundsätze und Absichten zugedacht war.

Der neue Seminardirektor war früher Landpfarrer und Mitglied eines Konsistoriums gewesen. Als Kanzelredner und Verfasser von Predigten hatte er sich einen Namen gemacht. Er brachte ein theologisch-pädagogisches Interesse am Schulwesen, Kenntnis der Verwaltungspraxis, eine ziemliche Gewandtheit in der Schultechnik und eine aufrichtige Liebe zu dem neuen Beruf und zu den anvertrauten Jünglingen mit ins Amt.

Er war ein Mann in reiferen Jahren, seine Gesichtsfarbe dunkel, sein Haar schwarz und glatt, sein Auge bebrillt aber scharf und leuchtend, sein Gesicht glatt rasiert, seine Kleidung geistlich, seine Haltung etwas gebückt, seine Körperfülle und Bewegung behäbig.

In seiner Antrittsrede und der ersten Abendandacht schlug er Töne des Herzens an, die uns bei dem früheren Direktor fremd geblieben waren, die aber wie ein Frühlingsgruß mein Ohr und Herz trafen.

Er gelobte, mit aller Kraft seines Geistes und seiner Liebe uns ein Vater zu sein. Um dies Verhältnis schon äußerlich anzudeuten, redete er die Seminaristen mit „Du" an.

Vielen mißfiel dies, — denn in dem Alter will der junge Mann etwas gelten! — mir war es recht, denn das Wesen des neuen Direktors machte wirklich einen väterlichen Eindruck. Geholfen, erziehlich gewirkt hat die Maßregel aber schwerlich. Wir vergalten sein vertrauliches „Du" damit, daß wir ihn unter uns nur den „Vater" nannten. Gewiß darf ein Direktor zufrieden sein, wenn der Schülermutwille keinen andern Spitznamen, ohne welchen selten ein Lehrer bleibt, findet.

Die Schatzkammern seines theologischen Wissens waren gefüllt bis oben an. In den pädagogischen Truhen lag manch gutes Stück kurrentes Kleingeld. Über die reichen Vorräte schaltete und waltete eine überaus gewandte Zunge als freigebige Schatzmeisterin.

Seine Theologie war strenggläubig aber durchgeistigt, seine Frömmigkeit innig und wahr, seine Amtsführung äußerst gewissenhaft, sein Streben eifrig, sein Charakter redlich und wohlwollend, sein Familienleben einfach, herzlich und fromm.

Den Verkehr der Seminaristen mit seiner Familie sah er gern. Er bekümmerte sich in freundlicher Weise um ihre persönlichen Verhältnisse und gab ihnen Winke für ihr Benehmen und ihren Umgang. Er hatte es nicht ungern, wenn sie in der Kleidung Sorgfalt und in ihrer Haltung eine gewisse Weltförmigkeit zeigten.

Ab und zu ergingen Einladungen an einzelne zum Thee. Seine Söhne besuchten nicht selten die Seminaristen und verkehrten freundlich mit ihnen. Der älteste, Primaner des Gymnasiums, zeigte dabei Ernst und Güte, die beiden jüngeren Humor und Heiterkeit.

Die Frau Direktor war nicht nur eine treue Gefährtin ihres Mannes, eine sorgsame Mutter ihrer Kinder, eine sparsame und geschickte Hauswirtin, sondern auch eine aufmerksame, thätige und umsichtige Seminarmutter. Häufig sprach sie freundlich mit den Seminaristen, erkundigte sich nach ihrem Ergehen und ihren Familienverhältnissen, gab ihnen sachkundige Winke über wirtschaftliche und gesellige Pflichten und beflügelte ihren Diensteifer durch kleine Aufträge. Wie gerne leistet ein junger Mann einer Frau einen Dienst! Die Partei der Gutschmecker freilich murrte über ihre Sparsamkeit und scharfe Aufsicht in der Küche. Das ist ja der Punkt, wo die eßlustige Jugend am verwundbarsten ist! Da schießen die Vorwürfe von Geiz und Knauserei leicht wie Pilze auf.

Statt der gewohnten täglichen Fleischstücklein gab es fürderhin die Woche hindurch nur dreimal Fleisch. Unliebsame Gerichte wie Reisbrei, Porree, Kartoffelsuppe kehrten öfter wieder, als den lüsternen Gaumen und hungrigen Magen lieb war. Gegen den zuckerbestreuten Reisbrei wurde einmal ein großer Streik versucht; er mußte ungenossen wieder ab-

getragen werden. Eine gepfefferte Strafpredigt und zwei Tage Hausarrest führten uns wieder zurück auf die gesetzliche Eßbahn.

Auch das wollte vielen nicht munden, daß sie jetzt die früher verbummelten „Gartenstunden" mit gemeiner Gartenarbeit ausfüllen mußten. Gelernt hat freilich keiner etwas von Gartenbau und Obstbaumzucht!

An Verbesserungen im Seminar durch den Direktor führe ich noch an, daß er die Schlaf- und Wohnzellen trennen, die Aborte verlegen, eine ungeteilte Schulklasse einrichten und die Arbeitsstunden besser regeln und überwachen ließ.

Einen Neubau des Seminars vermochte er trotz dringlicher und überzeugender Vorstellungen nicht durchzusetzen, für bauliche Verbesserungen nur die sparsamsten Summen, für neue Lehrmittel so gut wie nichts herauszuschlagen. Es war die Zeit der staatlichen Geldklemme und eine Art Hungerriemen um die ökonomische Verwaltung der Seminare geschnallt.

Über den Unterricht des Direktors habe ich in dem vorigen Abschnitte gesprochen. In den religiösen Fächern lernten seine bessern Schüler sehr viel. Auch für die Schulpraxis gab er ihnen manch gutes Rezept mit in das Lehrerleben. In keinem Unterrichtsgegenstande der Volksschule war er unbewandert und überraschte uns bald mit seinem Rechengeschick, bald mit historischen Berichtigungen, bald mit einer Anweisung für den Schreibunterricht u. s. w. Als tüchtiger Musiker ließ er sich die „künstlerische" Ausbildung der musikalischen Talente sehr angelegen sein.

Ausgenommen den streng religiösen Geist in der Lehrerbildung, habe ich gerade nicht gefunden, daß er ein begeisterter Anhänger der Regulative und ein allzu gefügiger Schildknappe dieses Systems gewesen wäre. Als ich später die Regulative genau kennen lernte, fand ich, daß der Direktor

nicht selten das Gegenteil von dem gethan hatte, was sie als Norm hingestellt hatten.

Soweit war alles gut! Und doch gehört sein Direktorat nicht zu den besten Zeiten des Seminars! Es ging in Zucht und Leistungsfähigkeit eher zurück als vorwärts. Woran lag das?

1. Die ungenügende und zersplitterte Präparandenbildung und eine zunehmende Abkehr begabter junger Leute vom Lehrerberuf führte dem Seminar immer geringeres Schülermaterial zu. Zuletzt mußte man, um die Plätze zu füllen, aufnehmen, was kam, selbst wenn die sittliche Beschaffenheit nicht ganz zweifelsohne war. Die Arbeit wurde dadurch immer schwieriger, die Frucht geringer.

2. Das regulativische System der Lehrerbildung entsprach weder der geistigen Natur der Zöglinge, noch den Bedürfnissen der Schule, noch den Forderungen der Zeit. Das öffentliche Interesse an der Schule und am Lehrerstande sank immer tiefer. Wer aber gegen den Strom schwimmt, hat schwere, unfruchtbare Arbeit.

3. Die herrschende religiöse Richtung wurde von nicht wenigen Schülern mißbraucht, um die Heuchelei und den Betrug unter der Firma des Glaubens zur Schülerpolitik zu machen.

Wenn ein Missethäter in Sack und Asche Buße that, dann war am ersten auf Sühne und Verzeihung zu hoffen. Wenn sich's aber darum handelte, eine zähe Lebensäußerung des unbekehrten Menschen zu unterdrücken, den widerstrebenden alten Adam zu ersäufen, da konnte der milde, wohlwollende Direktor streng und unerbittlich werden und — vielleicht mit Thränen in den Augen — die schärfsten Strafen verfügen.

Die Schlauköpfe benutzten dies. Mit frommen Schlagwörtern suchten sie sein Wohlgefallen zu gewinnen, mit bußfertigen Mienen seinen Unwillen zu entwaffnen. Ihm ins Gesicht waren sie wiedergeborene Gotteskinder, hinter seinem

Rücken aber zogen sie nicht selten die Schleusen des tollsten Mutwillens auf.

Solche Unlauterkeit und Verlogenheit — die ja freilich nur bei einzelnen vorkam — hat der wackere Mann kaum für möglich gehalten. Er wollte in der That mit allen seinen Maßnahmen unser Glück und des Volkes Wohl. Ich kann nicht ohne herzliche Liebe und Dankbarkeit an den trefflichen Mann und tüchtigen Lehrer, aber auch nicht ohne Wehmut an manchen erziehlichen Mißerfolg unter seinem Direktorat zurückdenken.

Seine Aufgabe wurde bei den wachsend ungünstigen Verhältnissen immer schwieriger, während es mit seiner Gesundheit immer mehr bergab ging. Von langen, schweren Leiden erlöste ihn endlich der Tod. Seine vielen guten Schüler tragen ihn in treuer, dankbarer Erinnerung.

Kurze Zeit nach dem Direktor trat ein junger, gläubiger Theologe, der zuletzt Rektor einer städtischen Schule gewesen war, in das Seminarlehrerkollegium.

Er war ein Mann mit wunderbaren Augen, lebhaftem Geiste, reicher Phantasie und gutem Herzen. In seinem Unterrichte wetterleuchtete es unablässig von Geist und Witz, oft in der Weise eines Abraham a Santa Clara. Er war von genialer Begabung, ohne den Gurt schulmeisterlicher Pedanterie, begeistert für die Pflicht, aber mit einer kleinen Anlage zur Vergeßlichkeit. Er versuchte überall greifbare Anschaulichkeit, besonders durch kühne Wortmalerei, verfiel aber dabei manchmal auf seltsame und gewagte Bilder und Vergleiche. Er rechnete die Sterne vom Himmel, stolperte aber manchmal über ein kleines Regeldetri-Exempel des praktischen Lebens. Er liebte und predigte die Wahrheit, glaubte aber an die Einbildungen seiner lebhaften Phantasie. Jetzt ließ er sich freundlich, herzlich, herzgewinnend zu uns nieder, dann wieder nahm ihn eine theosophische Wolke auf und verbarg ihn den Blicken der Erdgebornen. Während er zuweilen als

König im Reiche des Gedankens umherphilosophierte, graste eine nicht kleine Zahl seiner Schüler zwischen dem Gestrüpp der Heide. In den Aufsätzen regte er den Flug des Gedankens und das Spiel der Phantasie an, setzte aber bei der Korrektur unbarmherzig jedem Gedanken das Messer an die Kehle, der nicht in das logische Fachwerk paßte.

Die schlichte Lehrerweisheit, die sich feste Ziele setzt, sichere methodische Wege geht, den Stoff genau einprägt, fleißig wiederholt und ökonomisch die Zeit ausnutzt, besaß der hochbegabte Mann beim Antritt seines Amtes noch nicht in hohem Maße. Aber die meisten waren gern in seinen Stunden und liebten ihn. Ich war ihm von Herzen zugethan und kann nicht ohne Dankbarkeit an den trefflichen, geistvollen Mann denken.

An die Stelle des „ehrlichen Pommern" trat ein noch junger Elementarlehrer. Seine Bildung hatte er auf dem Gymnasium und dem Seminar erworben. Durch eisernen Fleiß, praktische Tüchtigkeit, hervorragende Leistungen in der Volksschule und einige geglückte und bemerkte Artikel hatte er sich hervorgethan. Der strengkirchlichen Richtung gehörte er wohl nicht an.

Er wurde hauptsächlich als Musterlehrer an die Übungsschule berufen, um den Seminaristen eine bessere praktische Ausbildung zu geben.

Dieser Aufgabe war er völlig gewachsen. Seine Disziplin in der Schule war straff, sein Unterricht klar, knapp, praktisch und vor allem stets zäh auf die sichere Einprägung bedacht. „Wenig, aber gut und sicher!" war sein oberster Grundsatz. Im Seminar hatte er den Unterricht in den Naturwissenschaften, in Deutsch, Rechnen und Geometrie zu erteilen.

Er bereitete sich sehr fleißig vor, ordnete und beschränkte den Stoff aufs knappste, gab ihn in einer ganz bestimmten sprachlichen Form und prägte ihn zäh und unverlierbar ein.

Seine Methode entsprach entschieden am meisten den Regulativen. Er gab nicht mehr, als wirklich gelernt wurde, und gab es in der Form, wie es gelernt werden mußte. Geistreiche Streifzüge, bunte Vielseitigkeit vermied er grundsätzlich; das hätte das Einlernen der Wissensstoffe beeinträchtigt.

Seine Leitfäden waren seine Gesetzbücher. Die Paragraphen, die dran waren, prägte er sich mit peinlicher Gewissenhaftigkeit wörtlich ein. Gab der Leitfaden zuviel, so wurden mit einem Bleistifte die wichtigsten Wörter und Sätze unterstrichen und diese gesiebten Stoffe nun auswendig gelernt. In der Litteratur zog er aus seinen Hilfsbüchern den Lernextrakt, stellte ihn in knapper Form zusammen und schrieb ihn häufig auf dreieckige Zettelchen.

Wie Moses vom Sinai auf zwei steinernen Tafeln den kurzen Inhalt des göttlichen Gesetzes brachte, so trugen wir das Ergebnis der Lehrstunde knapp, in feststehender Form und präsent auf diesen Zettelchen hinweg, ließen sie unter uns umlaufen, schrieben sie ab und lernten sie auswendig.

Weil die Schrift nicht immer deutlich war, so wurden oft buntscheckige Verdrehungen abgeschrieben und eingelernt; z. B. atmete das Lied „Ein feste Burg —" statt einen „heldenhaften" einen „holden, sanften Glaubensmut", das „löbliche" Bestreben wurde zu einem „lieblichen" gemacht ꝛc.

Besonderes Geschick erlangten wir im Gebrauch des „Und so weiter." Wenn in der Mühle den Mühlensteinen die Körner ausgehen, so meldet es kreischend die Klingel. Wenn unsere Weisheit zu Ende war, so zeigte dies ein „u. s. w." an. Wir wollten aber damit die Leere verdecken und den Glauben erwecken, wir wüßten noch mehr dergleichen aufzuzählen, wenn es nur die Kürze der Zeit erlaubte.

Recht praktisch und förderlich war der Rechenunterricht; er ließ wirklich rechnen und gab den künftigen Lehrern eine feste Methode für die Schularbeit. In der Botanik wurden wirklich Pflanzen angeschaut, beschrieben und kennen gelernt.

Ohne rechte Anschauung, weil ohne Anschauungsmittel, war der Unterricht in der Naturlehre, Zoologie und Mineralogie. In der Raumlehre wurde zwar anschaulich verfahren, aber die Stellung der Figuren, die Buchstaben und die Beweisführung wörtlich auswendig gelernt. Bei den meisten konnte ein Einwurf, eine Buchstaben- und Figurenumstellung das ganze Kartenhaus umwerfen.

Im Examen klappte es bei diesem Lehrer stets am besten, denn Lehren und Lernen hatten ja immer das Examen vor Augen und irrten nie von dem gepflasterten Lernwege ab. Die Stunden begann er pünktlich, trat rasch in das Lehrzimmer, sah finster vor sich nieder oder schoß einzelne Seitenblicke unter die Schüler, warf sich entweder erschöpft auf einen Stuhl oder ging unruhig auf und ab. Seine Gesundheit war leider keine gute.

„Sagen Sie mal her! — dort der zweite auf der dritten Bank!" fing er meistens an. Und nun wurde das Stellbrett aufgezogen und das aufgestaute Wasser losgelassen.

Fehlte bei der Wiedergabe dies und das, war es verstellt oder sprachlich zu frei eingekleidet, so fand die Leistung wenig Gnade. „Sie können's noch nicht ordentlich! Sie sind nicht fleißig gewesen! Sie werden's schon sehen, wenn der „Rat" kommt!" lautete dann meist sein Spruch.

Nach Schülerweise suchten wir den neuen Lehrer durch allerlei Fragen und Einwürfe in Verlegenheit zu bringen. Er fertigte uns aber kurz mit den Worten ab: „Hören Sie doch auf damit! Sie halten mich nutzlos auf! Man kann doch nicht alles wissen! Ich werde zuhause einmal nachschlagen!"

Er studierte viel, verkehrte aber gesellig wenig.

Uns ältere Schüler behandelte er wie junge Kollegen, ging zuweilen aus mit uns, sprach vertraut über dies und das und drückte ein Auge zu, wenn wir mal in der Übungsschule den

Stock etwas munter hatten tanzen lassen. Wir konnten ihn deshalb recht wohl leiden.

Mit wirklich pädagogischem Takte hat er mir mal eine Lektion gegeben. Meinem lebhaften Geiste war sein Unterricht zu trocken und zu wenig durchgeistigt; ich verfiel deshalb zuweilen in Unaufmerksamkeit.

So drehte und knetete ich eines Tages selbstvergessen zwischen den Fingern Papierkügelchen und schnippte sie mit dem Zeigefinger von dem Daumen in das Klassenzimmer. Als er plötzlich auf seinem Gange einhielt und sich umwandte, fuhr ihm ein Kügelchen gerade ins Gesicht. Er sah mich verwundert und dann betrübt an und sagte: „Sie, P.?" Weiter nichts! Es war genug für immer. —

35. Was ich Anno 1 der Regulativ-Aera gelitten habe.

Es ist wie ein Weltgesetz, daß uns meist das tiefste Leid von den liebsten Menschen kommt.

> Wem Liebe niemals Leide
> Im tiefsten Herzen that,
> Der weiß nicht, welche Freude
> Die rechte Liebe hat.

Der Direktor hat mir von allen meinen Lehrern die größte Liebe und bis zu seinem Tode durch vielwerte Briefe die väterlichste Teilnahme bewiesen. Und doch hat er die tiefste Demütigung über mich verhängt!

Unter meinen Klassengenossen war ein Lehrersohn, der sich so ziemlich des allgemeinen Hasses erfreute. Ja, erfreute! Dieser Haß galt ihm als Kreuz und als Verdienst. Er war so fromm, daß er in diesem Kreuz einen Beweis seines Gnadenstandes sah, und so klug, daß er dadurch einen Anspruch auf den Schutz und die Gunst der Lehrer begründete.

Er war von Gestalt und Gesicht wohlgebildet; nur aus den Augen wollten Seelenkundige etwas anderes als Redlichkeit lesen. Seine Begabung war nur mittelmäßig, sein Fleiß aber unvergleichlich, sein Blick für den eigenen Vorteil falkenscharf, sein Charakter rechthaberisch, ehrgeizig, kriechend gegen Vorgesetzte, hochfahrend und herrisch gegen Geringere, seine Frömmigkeit vom strengsten Schnitte, seine Dienst- und Brauchbarkeit von unbeschränkter Dehnbarkeit.

Als Pascher der Schülergeheimnisse und Liebling einzelner Lehrer war er der Schülermehrzahl ein Stein des Anstoßes. Mein Verhältnis zu ihm war weder warm noch kalt. Seinen Fleiß und Eifer bewunderte ich, — so suchte er ein Fremdwörterbuch wörtlich auswendig zu lernen —, seine Richtung hielt ich nicht für erheuchelt. Ich selbst arbeitete ja mit rechtem Ernst an der Vernichtung des bösen natürlichen Ich und verlangte sehnlich nach der Wiedergeburt durch den Geist der Gnade.

Dieser „schöne Jüngling“ wurde an der Jahreswende mit mir und noch zwei andern Primanern zum Aufseher (Senior oder Inspektor) gewählt.

Da erhob sich im Seminar ein bös Gemurmel, das zum Sturme anschwoll. An uns wandten sich die empörten Klassengenossen. „Was?“ — riefen sie — „dieser Aufpasser, Zwischenträger, „Schmuggel“ soll mit Euch ein solches Ehrenamt bekleiden? Das wird Euch in Schande und uns ins Unglück bringen! Ohne Unkraut zu säen und ohne im Trüben zu fischen, thut der's nun einmal nicht! Ihr dürft das Amt nicht annehmen! Eure Ehre und unser Vertrauen verbieten Euch das! Ihr müßt zum Direktor gehn und dem Burschen die Larve vom Gesiche reißen. „Ihr oder er!“ Das müßt Ihr zum Entweder-Oder machen. Die Lehrer können und werden Euch nicht fallen lassen. Wen wollen sie denn anders nehmen? Wir geben Euch unser Wort, daß keiner das Amt annimmt, wenn Ihr entlassen werden solltet!“

Da aber das Getümmel groß und des Gestürms kein Ende war, so ließen wir uns zu dem schweren Gange bereden. Unser Obmann war der erste im Alphabet, ein großer, knochiger Mensch von charaktervoller Häßlichkeit, derber Ehrlichkeit und gutherzigem, lauterem Charakter. Er hatte wie ich seinen Schulweg durch Dornen suchen müssen. Dies gleiche Geschick hatte uns zu Freunden gemacht.

Seine Rede entlehnte er keinem Komplimentierbuche. Den „schönen Jüngling" zog er nicht bloß nackt aus, sondern schund ihn auch noch blutig. Mein Herz erbebte bei dieser rednerischen Dreschflegelleistung, und die Augen des Direktors funkelten immer unheimlicher.

Er schloß seine Rede mit den Worten: „Die Lehrer scheinen wie mit Blindheit geschlagen, daß sie diesen Schurken noch nicht durchschaut haben. Unsere Ehre verbietet uns, mit ihm gemeinsam ein Vertrauensamt zu teilen. Wir drei — oder er! zusammen — niemals!"

Ich wollte diese heftige und unziemliche Sprache durch einige Worte mildern, kam aber nicht dazu. Feuer und Flammen brachen aus Mund und Augen des Direktors.

„Was?" — schrie er — „Ihr wollt mir den Stuhl vor die Thüre setzen, mir Vorschriften machen, mir ein Licht auf den Leuchter stecken? Was fällt Euch ein? Geht, geht! Ihr sollt es haben!"

Wie begossene Pudel zogen wir ab. Draußen vor der Thür warteten unsere Auftraggeber und umringten uns fragend. Auf die Antwort brauchten sie nicht zu warten; sie stand in unsern Mienen! Nur unser Obmann sagte ruhig: „Wir haben's ihm ordentlich gesagt! Was kommt, muß getragen werden!"

Und es kam! Kam schlimmer, als es einer vermutet hätte!

Die Lehrer wurden sofort zu einer Konferenz versammelt und dann alle Seminaristen durch Sturmläuten der Glocke

in den großen Saal gerufen. Der Direktor hielt eine schneidige, herbe Strafpredigt, setzte uns mit Schanden ab als eine Art Rebellen, sprach uns das Klassenführeramt in der Übungsschule ab und ernannte an unserer Stelle drei andere Aufseher. Unser Widersacher behielt natürlich seine Ämter. Sodann mußten wir in Gegenwart aller Lehrer ein Verwarnungsprotokoll unterschreiben, das in den härtesten Ausdrücken eine Selbstverdammung enthielt und unser ferneres Verbleiben auf der Anstalt nur als einen Gnadenakt infolge unserer bisherigen musterhaften Führung bezeichnete.

Unser Obmann warf ergrimmt die Feder auf den Tisch und rief: „So was soll ich unterschreiben, solche Übertreibungen? Nimmermehr!"

Mir schossen die Thränen eines ohnmächtiges Zornes ins Auge: Wehrlos ist ehrlos!

Nach langem Sträuben unserseits und heftigem Drängen der Lehrer anderseits unterschrieben wir endlich, und das böse, eigenwillige „Ich" der zwanzigjährigen Jünglinge war nun wirklich zertreten.

Ein Schrecken fiel auf alles Volk im Seminar. Einige ehrliche, mutige Jünglinge wollten ihr Versprechen zwar halten, die Neugewählten zum Verzicht auf das Amt bewegen und es lieber auf den Abgang der ganzen Klasse ankommen lassen, aber Gesetz und Ordnung siegten endlich über die Aufregung. Wir blieben entsetzt, die drei Neuen gewählt!

Nicht wenig zur Stillung des Sturmes trugen die Ratschläge meines vortrefflichen Pfarrers bei, an den wir uns in unserer Bedrängnis vertrauensvoll gewandt hatten.

Das war die Katastrophe! Wie schwer mag sie dem milden Direktor geworden sein! Aber er fühlte sich in seinem Gewissen verbunden, den Zaun der Zucht zu erhalten, den Geist der Unterwerfung zu erzwingen, die Lebensäußerungen des unbekehrten Menschen zu unterdrücken und ein demütiges Bußgefühl zu wecken. Erst unter der Kelter der Buße fließt

das Öl der Gnade. Erst aus dem Grabe des natürlichen Menschen ersteht der wiedergeborene Mensch! Das sollte auch ich erfahren!

Nach der Katastrophe behandelte mich der Direktor samt den Seinen mit besonderer Schonung, Liebe und Herzlichkeit. Seine Söhne traten mit freundlichen Trostworten an mich heran. Sein einziges Töchterlein mußte ich im Hause unterrichten, und im Kreise seiner Familie durfte ich oft weilen.

Der meuterische Feind im Seminar war zwar geschlagen, aber Friede ward's nicht. Der Ingrimm gegen den siegreichen Schützling der Lehrer gor heimlich weiter und erzeugte eine Verwicklung nach der andern. An der Spitze der Opposition stand Edom, der rote Doktor. Es ist nicht zu sagen, wie er und seine Mithelfer die Parteien aneinander hetzten, das „Kind des Ärgernisses, unsern Dämon", drangsalten, ihm alle Schmach und Schande anthaten und ihm das Leben zur Hölle machten, wie sie den Lehrern allerlei Streiche spielten und allerlei Verdruß bereiteten. Natürlich suchte sich der „Dämon" auf seine Weise zu rächen, das Lehrerkollegium ihn aber zu stützen und durch Strenge die entfesselten Leidenschaften einzudämmen. Das Leben des ganzen Jahres wurde ein Minenkrieg mit beständigen Explosionen. Bald war dieser, bald jener der geheime Brandstifter. —

Aber den schmerzlichsten Pfeil für mich hatte das schlimme Jahr noch im Köcher. Ein Brief meldete mir den Tod meiner herrlichen Mutter! Nur sieben und vierzig Jahre war sie alt geworden. Ihre sehnlichsten Wünsche, mich im Schulamte, den einen Zwilling von der Garde entlassen und den jüngsten Bruder der Schule entwachsen zu sehen, hatten sich nicht erfüllt.

Als ich sie in den letzten Ferien verließ, — ihre Lippen bläulich, ihr Atem schwer, ihre Kraft gebrochen! — da übermannten sie Wehmut und Todesahnung.

„Ich bleibe nicht lange mehr bei Euch!" — seufzte sie —

„aber der liebe Gott bleibt bei Euch; er hilft den Waisen. Sei immer gut, so geht Dir's gut!"

Dann küßte sie mich weinend und wollte mich lange nicht aus ihren Armen lassen.

Unter schweren Leiden, mit dem Rufe der Sehnsucht nach ihren fernen Söhnen und dem Gebet: „Herr Jesu, mach es kurz!" auf den Lippen, war sie heimgegangen.

Und ich Unseliger, ich hatte an dem Abend, da Leib und Seele der lieben Mutter sich in bitteren Kämpfen schieden, mit meinen Klassengenossen zur Feier eines patriotischen Festes Maskenscherz getrieben und getanzt! O Gott, getanzt, da die Mutter im Todeskampfe rang!

Unser Leben ist ein Tanz auf Gräbern, aber wenn man des inne wird, dann zuckt doch der Schreck wie ein Blitz durch das Herz. Lange hat der Schmerz über das unglückliche Zusammentreffen in mir genagt. Lange habe ich mir nicht verzeihen können, daß ich der lieben Mutter Sterben nicht in der Ferne ahnend empfunden habe.

Weh mir, daß ich sie verlor! Heil mir, daß ich sie gehabt habe! Je tiefer der Schmerz des Verlustes, desto größer der fortwirkende Segen!

36. „Es muß ein Ende nehmen die Freude wie die Pein —!"

Das Ende der sechs schweren Jahre rückte näher. Schon säumte die Morgenröte einer freundlichen Zukunft die letzten Ferien mit ihrer angestrengten Arbeit. Mein trefflicher Pfarrer, der in ein Nachbardorf versetzt worden war und für seinen Oheim die Kirchen- und Schulaufsichts-Geschäfte besorgte, führte mich auf die Stelle, die er mir zugedacht hatte, — die kleinste im Regierungsbezirk! Sie war in einem kleinen, konfessionell gemischten Walddorfe und fast seit Jahresfrist erledigt.

Der Lehrer war wegen eines entehrenden Vergehens nach Amerika geflüchtet.

Meinen Pfarrer und mich begleitete des Pfarrers Nachbar, ein getreuer, dienstwilliger Mann und meines Vaters Jugendfreund. Er hoffte in dem katholischen Schulzen des Dörfleins nach Jahren seinen besten Freund aus der Soldatenzeit wieder zu finden.

Der Weg war weit, aber durch gute Gespräche und wechselnde Landschaftsbilder verschönt. Wo mein lieber Pfarrer war, da war die Langeweile nicht.

Wir fanden das Dörflein in seiner grünen Schlucht und in dem Schulzen auch den alten Freund. Die Freude der alten Kriegskameraden war groß, unsere Aufnahme die herzlichste. Es wurde herangetragen, was Keller und Speisekammer vermochten. Die sind's ja auf dem Lande immer, welche hauptsächlich die Freude beweisen müssen.

In der leeren Schule wurden Thüren und Fenster geöffnet und alle Räume beschaut. Das Häuslein gefiel mir gar gut. Es lag im Baumschatten neben einem großen Brunnen, gegenüber dem Gute. Eine Kutsche hielt auf dem etwas wüsten Gutshofe. Ein schmächtiger Herr im Vollbarte und eine beleibte Dame in Seide und Goldschmuck wanderten umher. Mehr noch überraschte mich der Anblick eines wunderlieblichen Mädchengesichts an einem Fenster.

„Die neue Herrschaft ist zum Besuch angekommen!" meinte der Schulze. Also auch in diesem stillen Winkel noch Welt!

Schön wie der Hin- war der Heimweg. Die unbestimmte Hoffnung hatte Gestalt gewonnen, malte mit Rosenfingern liebliche Blumen an die Fenster der Zukunft und sang mit süßer Stimme Frühlingslieder.

Und nun kam das Ende der Schulzeit. Noch durch die schwarze Wolke der Abgangsprüfung und dann dem sonnigen Himmel der Freiheit entgegen! Etwa vierzehn Tage hatten wir

fast täglich Klausurarbeiten zu machen; aber jede brachte uns dem Ende näher.

Endlich nur noch zwei Tage mündliche Prüfung vor dem Provinzial- und dem Regierungs-Schulrate!

Als ich ein schwieriges Rechen-Exempel nicht lösen konnte und dran herumnagte wie ein zahnloser Greis an einer Rinde, da horchte der Herr Provinzial auf und wetzte schon sein Messer, um meiner Rechen-I. den Genickfang zu geben. Nicht ohne Grund! Die Lehrer aber legten Widerspruch ein und versicherten, daß ich's könne, nur augenblicklich bestürzt und verwirrt sei. Das rettete die I.; der Herr Provinzial steckte sein Messer wieder ein, schüttelte aber doch bedenklich mit dem Kopfe. Auch nicht ohne Grund! Meine freundlichen Lehrer hatten sich für eine Lüge verbürgt! Rechnen habe ich erst später gelernt!

Bei der katechetischen Probelektion mit den Schulkindern schlug ich zwischen dem ganz verschiedenen Stoffe meines Vorgängers und meinem eigenen Thema eine kühne, glückliche Brücke, so daß ein beifälliges Nicken und Murmeln am Schulratstische entstand. Das kleine Pflaster linderte die Rechenwunde etwas!

Das Schlußergebnis war, daß alle sechzehn Prüflinge — so viel waren von den ein und zwanzig Aufgenommenen übrig — bestanden, und zwar sechs mit Nr. I. vorzüglich.

Bei der feierlichen Entlassung wurde der Klasse das Zeugnis besonderer Tüchtigkeit gegeben, ihr aber auch zugleich der Vorwurf eines eigenwilligen, pietätlosen Strebens, ja der Auflehnung gegen die gottgewollte Ordnung gemacht.

Das eine Ärgernis hatte das böse Feuer entzündet, das Frieden und Freude des ganzen Jahres fraß. Daß ein Lehrerkollegium den Schülerforderungen nicht nachgiebt, besonders wenn sie in der Weise unseres Obmanns auftreten, wird jeder ganz in Ordnung finden. Die Stimmung achtzehn- bis ein und zwanzigjähriger Jünglinge aber gänzlich außer

acht lassen, wissentlich ihre Gefühle verletzen und den Träger des allgemeinen Schülermißtrauens durch das Lehrervertrauen auszeichnen, das halte ich doch für einen verhängnisvollen pädagogischen Mißgriff.

Mit einem Mißton klang auch der letzte Tag unseres Zusammenseins aus. Von dem freien, fröhlichen Abschiedsabende waren die „Ärgernisse" ausgeschlossen. Kein Andenken — weder Bild noch Pfeife, wie es sonst bräuchlich gewesen, — erinnerte uns an die Klassenbrüder, mit denen wir jahrelang in Lust und Leid zusammengelebt und eine Körperschaft gebildet hatten.

Nach den Versicherungen ewiger Treue und monatlicher Briefe an die liebsten Freunde, nach Verladung der geringen Habseligkeiten auf den Wagen des angelangten Bruders und nach einem sehr innigen Abschiede von den Lehrern zog ich heimwärts meine Straße — frei, mein eigener Herr!

Was war aus dem Büblein geworden, das vor sechs Jahren unwissend und hoffnungsreich ins Morgenrot und in die Fremde fuhr!

Ich mußte vergleichen und sinnen und konnte doch nicht zur reinen Freude kommen. Ein anderer — hoch aufgeschossen, modisch gekleidet und klüger, aber nicht besser und glücklicher — zog ich heim. Ich hatte von dem Baume der Erkenntnis gegessen und das Paradies der Jugend ungenossen verloren. Hoffen und Fürchten, Schmerz und Freude ebbten und fluteten in meiner Seele, aber eine trübe Grundstimmung wollte nicht weichen.

Es war hohe Zeit, daß das Internatsleben in dem ungesunden Seminar endete. Meine Muskeln waren schlaff, meine Bewegungen matt, der Blick wie erloschen, die Gesichtsfarbe bleich, die Lernlust am Nullpunkte. Nur ein starkes Willensaufgebot vermochte meine Arbeitsunlust zu verdrängen.

Der Gedanke hatte sich in mir eingenistet, daß ich nur noch einige Jahre zu leben hätte. Das gab meinen Gedanken

eine ernste Richtung und meinen Empfindungen eine krankhaft fromme Färbung.

Die religiöse Richtung meiner Meister war auch die meinige; auf ihre Autorität schwur ich, und für ihre Richtung als die einzig berechtigte stritt ich, ja stritt ich gern. In der Polemik gegen Andersmeinende, deren Richtung ich weder recht kannte noch begriff, wollte ich meinen Glauben bethätigen, mich selbst immer mehr überzeugen und gewisser darin machen. Also mir predigte ich, wenn ich andere bekämpfte.

Mein Seelenzustand schwankte zwischen gefühlsseliger Erhebung zu dem Gott meines Glaubens und tiefer Mutlosigkeit, ob ich je den vollen Frieden finden würde.

Im frischen Verkehr mit Menschen dachte ich allerdings an keine „Richtung“, sondern fühlte, sprach und handelte, wie es dem Quell meiner natürlichen Lebhaftigkeit entsprang, und das war nicht immer fromm!

Dann peinigte mich wieder die Reue über diese Flucht der Gedanken aus des Kreuzes Zucht und Schranken. So mengte sich meine Stimmung gar wunderlich aus Frohsinn und Trübnis, aus Schelmerei und Reue. Ja, Augenblicke des Lebensüberdrusses kamen über mich, daß ich mit Elias seufzte: „Es ist genug, Herr, so nimm nun meine Seele von mir!“ Wohl zehnmal des Tages summte ich das Goethesche Nachtlied: „Ach, ich bin des Treibens müde! Was soll all der Schmerz und Lust? Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust!“ Oder sprach Claudius nach: „Wir spinnen Luftgespinste und suchen viel Künste und kommen weiter von dem Ziel!“

Meine geistige Bildung hatte zwar eine wesentliche Förderung erfahren, — ich trug es ja schwarz auf weiß in meinem Zeugnisse! — aber lange doch nicht so, wie es bei der langen Lernzeit und meinem ursprünglichen Bildungsstreben hätte der Fall sein müssen. Wie viele verlorne Stunden, nutzlose Kreuz- und Querzüge, wertlose Lernstoffe und mechanische Arbeiten hatten mich nur langsam dem Ziele näher rücken lassen!

Wenn nun auch Lücken und Bruchstücke genug in unserer Bildung waren und unser praktisches Lehrgeschick zu wenig ausgebildet war, so muß doch die Art des Erwerbs nicht die schlechteste gewesen sei. Wir hatten immerhin die Anfänge der geistigen Turnkunst auf dem Lernseil gelernt und handhabten Wort und Feder nicht gerade ungeschickt. Einzelne Lehrer verstanden es wirklich, die Geister marschbereit zu machen. Die besten Beweise dafür liegen in einzelnen Aufsätzen aus jener Zeit vor mir.

Später wuchs zwar das methodische Lehrgeschick der jungen Leute, aber die geistige Beweglichkeit minderte sich bei vielen bedenklich. Selbsterkenntnis und Bescheidenheit sanken, aber der Dünkel stieg. Fortbildungsdrang und Weiterstudium wurden immer seltenere Pflanzen. Weiter als das Bedürfnis der Schule ging auch das eigene nicht. Man lebte keckweg und selbstzufrieden aus der Hand in den Mund. In seinen Wissensflicken glaubte mancher Held der Regulativ-Bildung das Staatskleid der Wissenschaft zu tragen. Wer aber bloß Stückweisheit ohne Verständnis des geistigen Zusammenhanges und ohne den Blick in die Unendlichkeit der Wissenschaft hat, der wird selbstgenügsam und selbstvergnügt an die Brust schlagen und sprechen: „Ich danke dir, Gott, daß ich so reich und satt bin!"

Wenn ich auch nicht gerade viel Neigung und Geschick zum Weiterlernen in den einzelnen Schulgegenständen mit aus dem Seminar brachte, so begleitete mich doch ein starker innerer Bildungstrieb ins Leben, die Freude an unserer klassischen Litteratur! Weniger dem Unterrichte als der Bibliothek verdankte ich ihn.

In mein letztes Schuljahr fällt ein dichterischer Versuch. Heinrich Heine hatte mich dazu aufgereizt. Ich fand den geistvollen Spötter, schön eingebunden und in Reih und Glied mit anderen Klassikern aufmarschiert, bei dem jungen Lehrer meines Heimatsdorfes, der ihm zu Gefallen am Weltschmerz krankte. Das war Ferienfutter für mich! Der in

mir schlummernde Schalk wachte auf. Wendungen wie etwa: „Göttingen ist eine schöne Stadt, wenn man sie mit dem Rücken ansieht. — Die Leine ist ein so großer Fluß, daß man schon einen tüchtigen Anlauf nehmen muß, wenn man mit einem Satz drüber springen will. — Der lange Dieter erstickte an einer zu engen Halskravatte, die ihm der Seiler gemacht und der Henker anprobiert hatte! u. a." konnten mich auf's höchste belustigen.

Im Heineschen Tone beschrieb ich nun Leben und Treiben im Seminar und die Eigenarten von Lehrern und Schülern, wobei ich die Feder zwar in das satirische Tintenfaß tunkte, jedoch die Grenze des harmlosen Scherzes nicht überschritt. In vertrauten Stunden trug ich meinen Klassengenossen mein Kunstwerk stückweise — unter großem Beifall — vor. Unser „Dämon" bekam Wind davon und verriet mich einem Lehrer. Eines Tages nahm mich letzterer auf die Seite und sagte wohlwollend und halb scherzhaft: „Nehmen Sie Ihr Dichtertalent, das andern die Scheiben einwirft, unter Verschluß, sonst möchte es dingfest gemacht werden!"

Der „neue Heine" wanderte hierauf ins Feuer.

Was die äußere Haltung und Bewegung anlangt, so fühlte ich schmerzlich den Mangel an sichern, gefälligen Umgangsformen; doch hatte ich ein Auge dafür bei andern und den guten Willen, das Wohlanständige nachzuahmen. Nur spielten mir Schüchternheit und Unsicherheit zuweilen Streiche, dagegen half mir zu andern Zeiten eine natürliche innere Schwungkraft über äußere Schwierigkeiten hinweg.

Das Seminar hatte dem Willen nur einen schmalen Turnierplatz gelassen und ihn streng unter die Zucht des Glaubens zu nehmen gesucht; dabei war ein starker Trieb in meiner Seele geblieben und immer mächtiger aufgeblüht, der Trieb, viel, viel Gutes zu wirken.

Meinem Dörflein wollte ich ein Heiland werden. Die Kinder wollte ich lieben und leiten zu rechtem Wissen und

Thun. Die Alten wollte ich belehren und begeistern für alles, was des Menschen Herz erhebt und beglückt. Eine neue Zeit des Glücks wollte ich für Schule und Gemeinde herbeiführen helfen.

Glückliches Hoffen, das die Welt umspannt, weil es dieselbe nicht kennt! Glückliches Lieben, das die Menschheit umfaßt, weil es von Haß und Hindernissen nichts weiß oder sie unterschätzt!

So trat ich an der Grenze meines ein und zwanzigsten Jahres ins öffentliche Leben, eine Menschenknospe voll Widersprüche! Was ich auch versäumt, gesündigt und gefehlt hatte, der Werdetrieb und Thatendrang war nicht ertötet in mir. Die Menschheit, ja die einzelne gesunde Natur in ihrem Entwiklungsstreben ist unverwüstlich. Man kann sie in Systeme zwängen, stutzen und modeln: „Es muß doch Frühling werden!“

Pädagogisches Nachschlage-Register

zu

Band I der „Brosamen,"

zusammengestellt

von

Gust. Schmeerbauch.

Inhaltsverzeichnis.

I. Aus der Jugendzeit auf dem Dorfe.

II. Rückblicke in meine Bildungszeit.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.